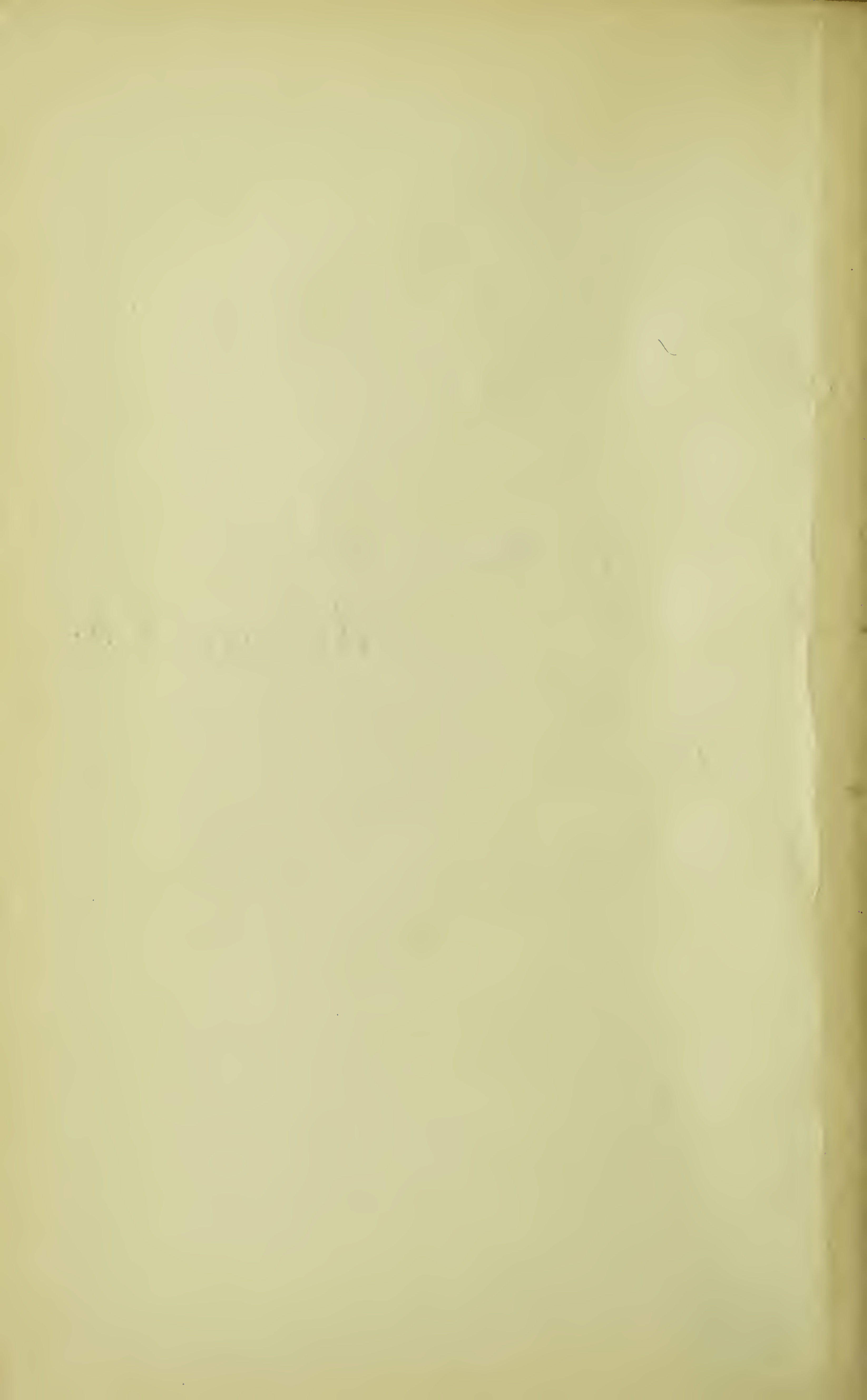


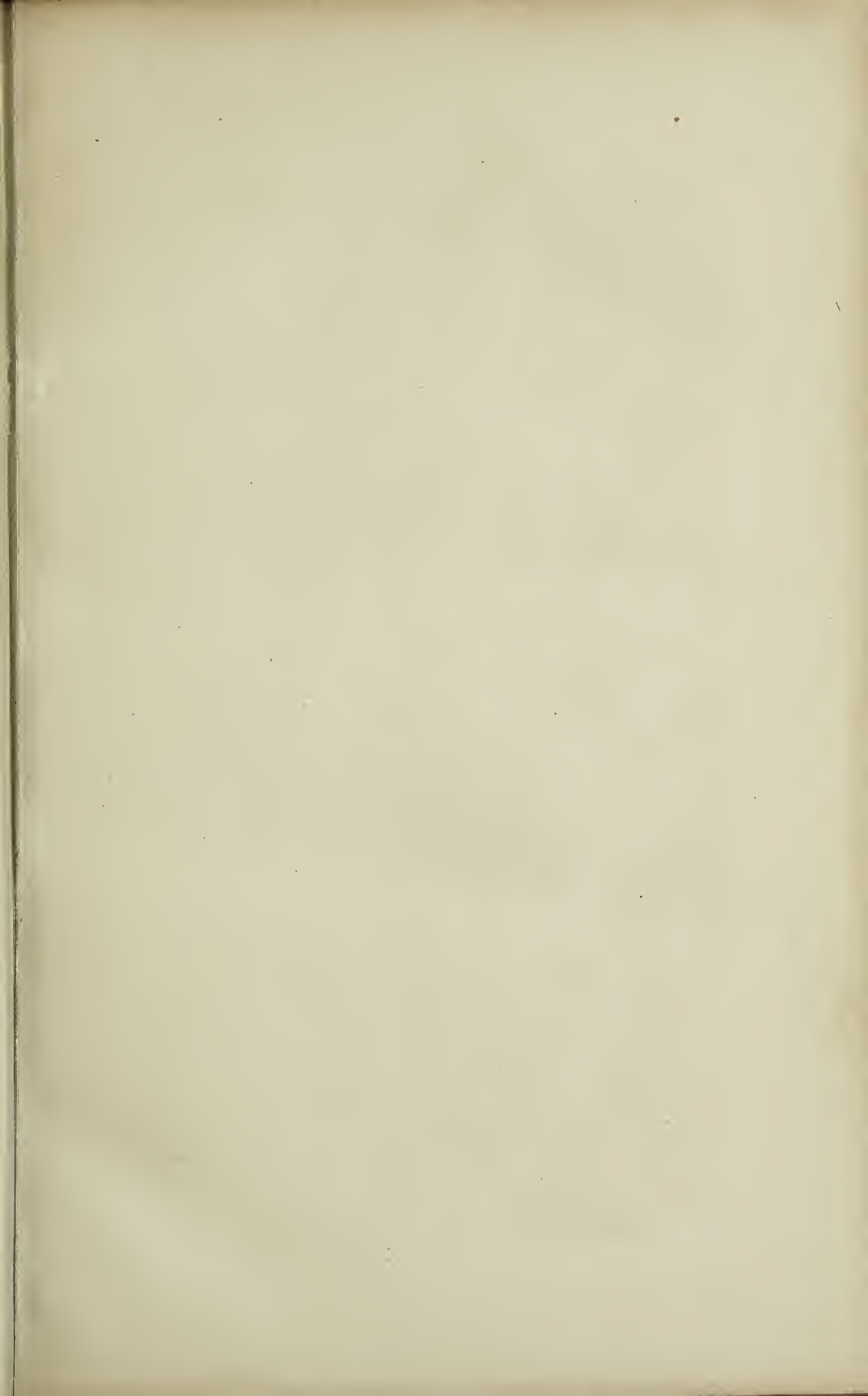

B. WESTERMANN & Co.
NEW-YORK
471. BROADWAY.

W. Henry Green
Princeton N.J.

1872



Aus dem heiligen Lande.



Zu S. 164.

Die grossfürstliche Karavane im Gebirg Juda.

Aus dem heiligen Lande.

von

Constantin Tischendorf.

[illegible]



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1862.



Aus dem heiligen Lande.

Von

Constantin Tischendorf.

Nebst fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel.



Leipzig:

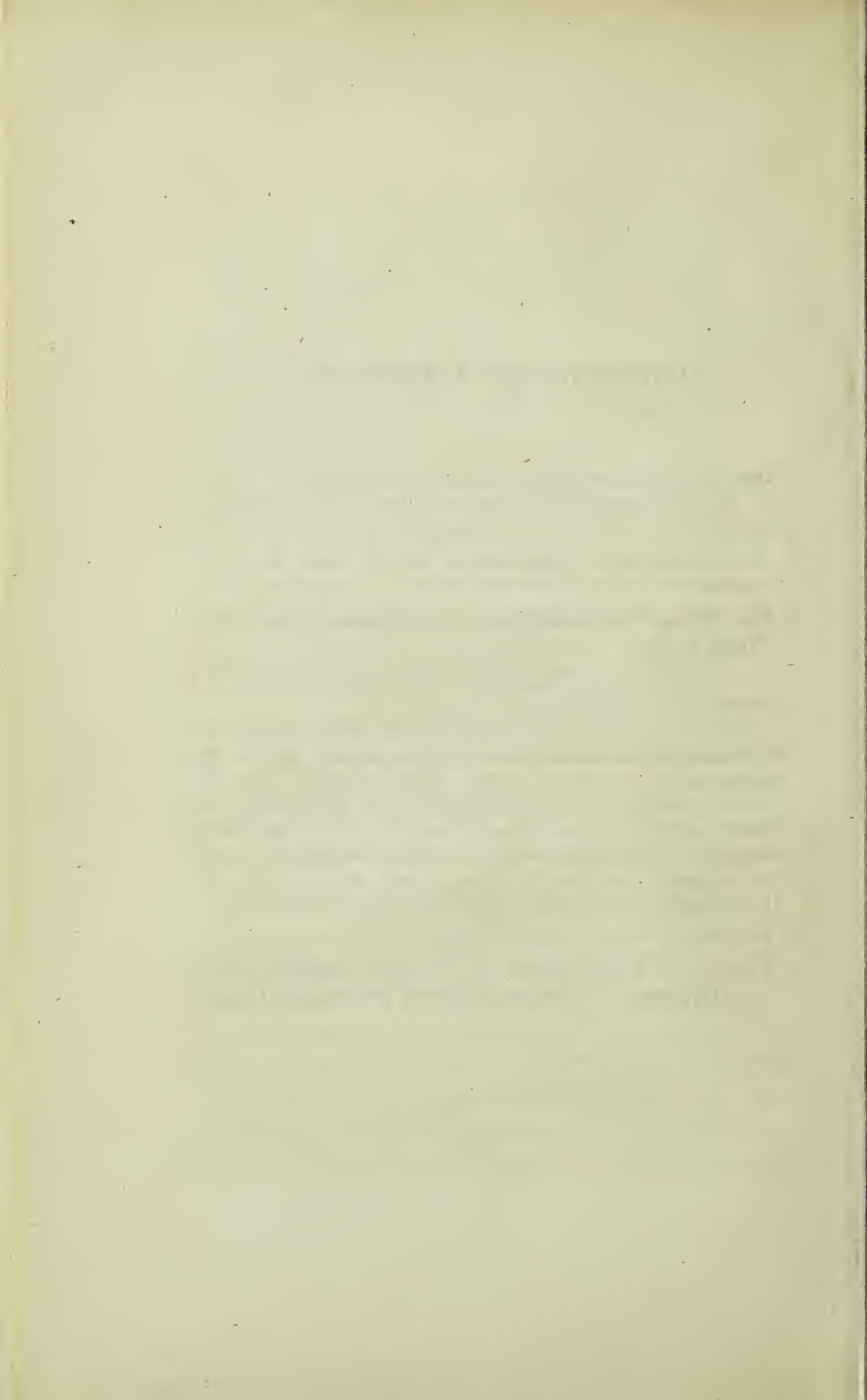
F. A. Brockhaus.

1862.

---

[1] Wie mir Prof. Erdmann mitgetheilt, stehen in den Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'acad. des sciences. Paris 1861, 2. sémestre Nr. 14 (30. Septembre) S. 583—586 Notizen über die chemische Natur des Manna vom Sinai und desjenigen von Kurdistan, nach Beobachtungen Herrn Berthelot's. Es ergab die Analyse für das Manna vom Sinai: Sucre de canne 55, sucre interverti 25, dextrine et produits analogues 20 = 100. Für das Manna von Kurdistan: Sucre de canne 61, sucre interverti 16,5, dextrine et matières analogues 22,5 = 100,0. Der Verfasser bemerkt dazu: D'après les résultats précédents, on voit que la manne du Sinaï et celle du Kurdistan sont constituées essentiellement par du sucre de canne, par de la dextrine et par les produits de l'altération, sans doute consécutive, de ces deux principes immédiats. Leur composition est presque identique, résultat d'autant plus singulier que les végétaux qui produisent ces deux mannes, et dont elles renferment les débris très-reconnaissables, appartiennent à deux espèces extrêmement différentes. Cependant ce phénomène n'est pas sans analogue. On sait en effet que le miel recueilli par les abeilles sur des fleurs très-diverses possède une composition à peu près identique... Des insectes concourent également à la formation du miel et à celle de la manne du Sinaï; cette manne, aussi bien que le miel, est constituée par du sucre de canne et du sucre interverti: la manne du Sinaï renferme en outre la dextrine et les produits de son altération. Si l'on se reporte maintenant au rôle historique qu'a pu remplir la manne du Sinaï, il devient facile d'expliquer l'emploi de cette substance comme aliment. En effet, c'est un miel véritable, complété par la présence de la dextrine. On voit en même temps que la manne du Sinaï ne saurait suffire comme aliment, puisqu'elle ne contient point de principe azoté. Aussi les aliments animaux lui sont-ils associés, aussi bien dans les usages actuels des Kurdes que dans le récit biblique. Die letzte Bemerkung Berthelot's lehnt sich an Exod. 16, 8 und 13 an, wo neben dem Manna als Morgenspeise die Wachteln als Fleisch für den Abend erwähnt werden.

Verzeichniss der Abbildungen.



I.

Ueberfahrt.

Innerhalb acht Tagen aus der Temperatur des nordischen Jänner in die des deutschen Wonnemondes versetzt zu werden, das ist doch immer der Rede werth. Freilich gehört dazu, dass man den einen Welttheil mit dem andern vertauscht, dass man auf einem schnellen Dampfer das Mittelmeer überschreitet: aber dies vervollständigt nur die Thatsache selber und macht sie um so interessanter.

Als ich in der Frühe des 9. Jan. 1859 die österreichische Hauptstadt verliess und am Abende desselben Tages in Triest eintraf, schien der Winter seinem deutschen Charakter entsprechen zu wollen. Lag auch auf den durchreisten Strecken nur wenig Schnee, und zwar besonders auf den Höhen des Semmering, welche erst seit kurzem mit dem vollendeten Wunderbau einer unvergleichlichen Gebirgseisenbahn prangten, so hatten doch unsere Waggons sogar beeiste Fenster, und die sich über der grossen Porta orientalis erhebende wildschnaubende Bora liess es ganz vergessen, dass wir im Angesichte der italienischen Küste

weilten. Eben deshalb lag auch die Hoffnung auf eine glückliche Meerfahrt nicht sehr nahe; sie trat um so ferner, als der zuletzt von dem afrikanischen Küstenlande heimgekehrte Kapitän dem freundlich besorgten Director des Lloyd auf seine Frage, was er für Wetter gehabt, die unerwünschte Antwort gab: «cattivissimo».

Am Morgen des 11. bestieg ich den Kalkutta, einen der grössten Lloyddampfer, bestimmt zur directen Ueberfahrt nach Aegypten. Die Passagiere zählten noch mehrere Deutsche in ihrer Mitte; ausserdem war das deutsche Element auch dadurch vertreten, dass mit uns zugleich 100000 Stück neugeprägter Theresienthaler durch ein jüdisch-deutsches Bankhaus ins fremde Land hinübergeführt wurden. Bei heiterem Himmel begannen wir die Fahrt auf dem adriatischen Meere. Der reizende Anblick der amphitheatralisch vor uns ausgebreiteten Stadt, links durch vereinzelte hübsche Landhäuser an den Höhen hin fortgesetzt, rechts von der Bergkette Istriens begrenzt, fesselte die Scheidenden noch lange. Aber noch lange über den Abschied hinaus blieb uns die Gunst des Himmels treu; sogar bis Korfu, das wir in den Morgenstunden des 13. erreichten, hatten wir einen klaren, nur selten von stärkerer Strömung durchfurchten Meeresspiegel.

Nachdem wir dicht vor dem griechischen Eilande Anker geworfen, gaben wir den an Gladstone, den englischen Commissar, gesandten Courier des Londoner Cabinets ab, wogegen wir treffliche Schnepfen nebst andern Delicatessen für unsere Tafel eintauschten. Wir versäumten aber auch nicht auf ein paar Stunden das schwanke Schiff mit dem sichern Boden der Insel zu

vertauschen. Die herbstlich angehauchte, doch noch immer sehr schmucke, selbst Palmen und üppig wuchernde Cactusfeigen zur Schau stellende Landschaft war ganz dazu angethan, den Wandersleuten aus dem rauhen Norden den ersten Gruss des glücklicheren Südens zuzurufen. Daneben glänzte die vielbelebte Griechenstadt mit der auf diesen Tag fallenden Neujahrsfeier.

In den ersten Nachmittagsstunden fuhren wir weiter, die so malerischen jonischen Inseln hindurch; noch ehe der Abendhimmel seine Sterne über der dunkelblauen Fluth leuchten liess, fuhren wir bei Sta. Maura jene Felsenwände vorüber, an deren röthlichem Kalk eine phantasiereiche Erinnerung das Blut der unglücklichen Dichterin Sappho zu erkennen gemeint. Aber bald breitete die Nacht drohende Wolken über unsern Häuptern aus: in ihnen begrub sich für alle die nicht an Sturm und Wetter Geschmack fanden der Reiz der Seereise, und erst am Morgen des 16. Jan. warfen wir im ersehnten Hafen von Alexandrien Anker.

Die Entschädigung für die beschwerliche Seereise liess nicht lange auf sich warten. Hatten wir doch die alte berühmte Alexanderstadt in ihrer Verjüngung durch Mohammed Ali vor Augen; der Hafen wimmelte von flaggenden Schiffen, europäischen und orientalischen; selbst die ägyptische Kriegsflotte präsentirte sich. Unser Dampfer stand kaum still, als auch schon dienstfertige und, was damit zusammenfällt, backschisch-lüsterne Araber aus ihren Barken unser Verdeck bestiegen und das zur Disposition gelangende Gepäck, am liebsten zugleich mit den Passagieren selbst, in edlem Wettstreite an sich rissen und auf

den Schultern davontrugen. Nachdem wir von demselben tumultuarischen Diensteifer an der Douane, die ihrerseits den wohlverdienten Backschisch mit einem «senza disturbarla» zu ehren versteht, umschwärmt worden waren, gelangten wir, die Einen zu Wagen, die Andern zu Esel, in ein arabisches ruinenhaftes Stadtviertel hinein und durch die engen Gassen desselben auf den grossen stattlichen europäischen Platz. Es war Sonntag; die in Festkleidern den Platz durchwandelnden Franken und die ringsum auf den platten Dächern der Consulargebäude von Thürmchen herabflatternden Nationalflaggen bezeugten es; bald hörte ich sogar die Glocken der griechischen und der englischen Kirche: eine festliche Ueberraschung, wenn man es weiss, dass der mohammedanische Fanatismus so viele Jahrhunderte lang diese christliche Cultusäusserung aufs Strengste verpönt hatte.

Die Temperatur des Alexandriner Himmels konnte nicht verfehlen, den besten Eindruck auf die europäischen Ankömmlinge zu machen; der Thermometer zeigte am 16. Jan. 13° R.; die Alexandriner selbst aber klagten über die Frische und Kühle ihres diesjährigen Winters.

Als ich von den Fenstern des von einem Württemberger gehaltenen grossen Hôtel d'Orient den Platz übersah, überraschte mich nichts so sehr als die fünfzig in der Mitte haltenden europäischen Kutschen und Droschken, grösstentheils mit schwarzen oder braunen Kutschern versehen. Es lag darin das augenscheinlichste Zeugniss für den Fortschritt der europäischen Sitte, der in Alexandrien während zweier Jahrzehnde gethan worden. Als ich 15 Jahre früher zu denselben Fenstern hinausschaute, gehörte

eine solche Equipage zu den seltenen Bestandtheilen eines Consularluxus; da hatten Kamel und Esel noch keine Concurrenz von dieser Seite zu fürchten. Schon 1853 war diese Concurrenz hervorgetreten; aber eine solche Zahl europäischer Kutschen, wie sie jetzt wol täglich auf diesem Platze hält, reichte damals vielleicht für ganz Aegypten hin. Auch Kairo ist hierin hinter Alexandrien keineswegs zurückgeblieben; auch dort durchkreuzen alle Minuten das Frankenviertel wenigstens elegante Zwei- und Einspänner. Dennoch ist kein Verkehrsmittel ungeeigneter für die mit wenig Ausnahmen engen und ohne alle Ausnahme ungepflasterten Strassen Kairo's, die, so lange der Tag währt, von Menschen aller Farben und aller Trachten, Weiber und Kinder nicht ausgeschlossen, von belasteten Kamelen, von zahllosen Eseln, deren viele Hunderte mit Wasserschläuchen belastet im Sold eines edlen Sanitätseifers fortwährend den Staub löschen, von Ziegen- und Lämmerheerden, von kleinen zweiräderigen Karren und andern Vehikeln, über die vielen herrenlos herumliegenden Hunde hinweg, durchzogen und durchwogt werden. Der jedem Wagen voranstürzende das Menschengewühl mit Stock und Peitsche trennende Läufer ist daher ein unerlässliches Bedürfniss, und trotz desselben bleiben Unglücksfälle nicht aus, zum Zeugniss dafür, wie rücksichtslos europäische Sitte orientalischen Verhältnissen sich aufzudrängen weiss.

II.

Alexandrien.

Soll ich nun von Alexandrien erzählen, ehe ich weiter eile? Für die meisten Reisenden, wenn sie nicht Handelsinteressen verfolgen, die hier aufs Bedeutendste vertreten sind — zur lebendigen Erinnerung daran, dass die alte Welt zu Augustus und seiner Nachfolger Zeiten hier ihre grösste Handelsstadt, den Mittelpunkt europäischen Verkehrs mit Arabien und Indien besessen — ist Alexandrien nur der Vorposten von Kairo, dem grossartigen Centrum des ägyptischen Lebens. Daher genügt der Schaulust gewöhnlich ein Ritt nach der Pompejussäule und nach den Nadeln der Kleopatra, wozu etwa noch ein Besuch der Katakomben kömmt. Und in der That sind hiermit sehr merkwürdige Monumente genannt. Die Pompejussäule, laut ihrer griechischen Inschrift zu Ehren Diokletians vom Präfekten Publius wol gegen das Ende des 3. Jahrh. errichtet, also schwerlich in irgend einer Beziehung zu Pompejus, von dem sie gleichwol den Namen führt, steht vereinsamt auf wüster sandiger Höhe, zu ihren Füssen einen moham-

medanischen Gottesacker, ungefähr in der Mitte der ehemaligen mehrere Stunden grossen Stadt. Sie besteht aus dunkelröthlichem gesprenkelten Granit und hat eine Gesammthöhe von fast 100 Fuss, wovon 73 auf den Monolithen kommen, der den Schaft bildet. Ihresgleichen hat die Welt nur sehr wenige aufzuweisen. Dennoch steht ihr an Höhe und Stärke noch voran die prächtige aus finnischem rothen Granit gefertigte Alexandersäule vor dem Winterpalast zu St. Petersburg. Die beiden mit dem Namen der Kleopatra geschmückten Obelisken, gleichfalls von rothem Granit, prangten einst vor Cäsars Palast; doch war dies nur ihre zweite oder eine noch spätere Bestimmung, denn ursprünglich standen sie in Heliopolis, jener altberühmten, auch vom Propheten Jeremias genannten Obeliskenstadt. Die Namen Thothmes des III. und Ramses des Grossen, die sie in Hieroglyphen-Ringen an sich tragen, versetzen sie in das 2. Jahrtausend vor Christus. Uebrigens haben beide schon längst europäische Eigenthümer erhalten, da Mohammed Ali den einen der noch aufrecht steht den Franzosen, den andern der zu Boden liegt den Engländern geschenkt; nichtsdestoweniger, gewiss ein seltener Fall, sind bis jetzt noch keine Schritte zur Heimführung dieser Schätze geschehen. Die Katakomben endlich, unterirdische Galerien von Felsengräbern, theilweise bewundrungswürdig durch ihre Anlage und Verzierungen, geben durch ihre noch unergründete mächtige Ausdehnung ein vollgiltiges Zeugniss ab von der grossen Vergangenheit, aus der sie stammen.

Aber auch noch ausser diesen wohlbekannten drei

Ueberresten von einer der prächtigsten und denkwürdigsten Städte der Welt wachen von Zeit zu Zeit Erinnerungen aus ihrer längstverklungenen Vorzeit auf. Wie nämlich schon die jetzt vorhandene Stadt aus dem Schutte der ehemaligen erwachsen ist, insofern kein grösseres Gebäude aufgeführt worden, ohne dass Massen alter ausgegrabener Steine, Fragmente von Marmorsäulen, von Statuen, von Denkmälern, uralte Ziegel, ja auch ganze zusammenhängende Mauerstücke dazu verwandt worden wären: so tritt noch immer aus dem Schuttboden gar mancher monumentale Rest hervor, und selbst auf ganze alte Bauten trifft man, während der Grund für neue gegraben wird. Von dieser Art sah ich 1859 umfängliche nur von leichten Sandschichten überdeckte Ruinen einer griechischen Kirche, deren Wände mehrfache bildliche Darstellungen zierten. Noch interessanter war mir aber der Fund, den ich sechs Jahre früher vor Augen hatte. Da waren nämlich beim Bau einer griechischen Schule zwischen dem griechischen Kloster und dem griechischen Consulate die vollständigen Fundamente eines der ansehnlichsten alten Bauwerke zu Tage gelegt worden. Die in beträchtlicher Tiefe ausgegrabenen Mauern aus Nilziegeln hatten ganz ungewöhnliche Dimensionen, und waren noch von solcher Festigkeit, dass sie nur durch Pulver gesprengt werden konnten. Innerhalb derselben lagen neben Capitälern, Friesstücken u. dgl. besonders grosse Reste von Marmorsäulen; eine Porphyrsäule darunter hatte 18 Fuss Länge bei 4 Fuss Durchmesser. Natürlich fragte man sich begierig, auf welchen alten Palast die Bauleute gestossen sein möchten, und man war vorzugsweise zur

Deutung auf die weltberühmte alexandrinische Bibliothek geneigt. War auch diese Deutung problematisch genug, so machte sie doch die starrenden Ruinen zur ehrwürdigsten Erscheinung, und rief Alexandriens theuerste Erinnerungen wach. Oder knüpfen sich diese nicht an jenen Cultus des Genius, der, von der freigebigen Gunst hochsinniger Fürsten getragen, zur Anlegung der grossartigsten Bibliothek, von der die Weltgeschichte weiss, und damit zur Erhaltung so viel edler Schöpfungen bevorzugter Geister geführt? Knüpfen sie sich nicht an die Zeiten, wo diesen Cultus die christliche Offenbarung verklärte, und in ihrem Dienste begeisterte Forscher mit weithin leuchtender Fackel hervortraten? Diese Todten schweben nicht nur unvergänglich über allen in Schutt und Staub gesunkenen Prachtbauten, sondern sie erquicken auch noch heute empfängliche wissbegierige Geschlechter mit dem, was sie im Dienste der Wahrheit gedacht und geforscht und geschrieben. So überdauern die Helden des Gedankens mit ihren schlichten Gaben, ihren stillen Siegen Städte und Länder, so gross auch ihre Macht und Herrlichkeit.

III.

Nach Kairo.

Am Morgen des 18. Jan. fanden sich die meisten deutschen und anderen Passagiere des Lloyddampfers auf der Eisenbahn nach Kairo wieder zusammen. Was an dem Maigenusse in Alexandrien noch gefehlt, das wurde jetzt völlig ergänzt. Je näher wir Kairo kamen, desto wolkenloser wurde der Himmel; und Nachmittags gegen 4 Uhr, eben als wir die Pyramiden, diese unverwüstlichen Denkmäler des altägyptischen Wunderlandes, mit glücklichem Auge erfassten, brannte die Sonne mit der Gluth eines deutschen Juni auf uns; der Thermometer war fast auf 20° R. gestiegen.

Fünfzehn Jahre früher legte ich denselben Weg auf einer bescheidenen Nilbarke zurück; bei sehr günstigem Winde hatte ich am Abende des vierten Tages das Ziel erreicht. 1853 brauchte ich mit dem Dampfschiffe bei niederem Wasserstande 24—30 Stunden. Jetzt würde der Dampfwagen in fünf Stunden zu demselben Ziele führen, nähme der Aufenthalt unterwegs, weil man in Aegypten

die Zeit nicht ängstlich nach dem Zeiger der Uhr bemisst, nicht noch einige Stunden in Anspruch.

So lange uns die Schienen zwischen dem See Mareotis und dem Canal hinführten, war die Landschaft noch öde; nur zahlreiche Reiher und andere Seevögel belebten sie. Als wir aber bei Kafr-Sejat das linke Ufer des Nilarmes von Rosette betreten hatten, befanden wir uns mitten im duftenden und von dem mannigfaltigsten Geflügel belebten Frühlinge. Goldene Rübsenfelder und Fluren mit blühendem Flachse wechselten ab mit prangenden Wiesen und fettem Klee; die Baumwollenfelder mit wogenden Gersten- und Weizensaaten.

An der eben genannten Station, die wenige Monate später die Vollendung des Nilbrückenbaues verherrlichte, hatten wir den Schauplatz jenes Eisenbahnunglücks, jener in den Nil zurückrollenden Waggons passirt, wodurch zwei Jahre vorher mehrere ägyptische Grosse des Reiches, auch ein Bruder des Vicekönigs, das Leben verloren. Ein wohlunterrichteter Reisegefährte, der es erlebt, zweifelte wenig daran, dass böswillige Berechnung das Ereigniss herbeigeführt. Gehören doch auch dergleichen zum eigenthümlichen Colorit der Landesverhältnisse. Im Allgemeinen sind Unglücksfälle auf den ägyptischen Eisenbahnen, trotz einer gewissen Sorglosigkeit, die das ganze Institut umschwebt, selten. Dafür fährt man auch mit sehr mässiger Schnelligkeit.

An derselben Station bei Kafr-Sejat befindet sich die privilegirte Restauration der Eisenbahn. Sie sei deshalb erwähnt, weil sie sich durch die, wie es scheint, gleichfalls privilegirte Unart des Wirthes charakterisirt, trotzdem dass

er zum Theil deutsche Kellner und auch eine deutsche Frau hat. Für ein mässiges Frühstück à la table d'hôte, ohne ein Glas Wein oder Bier, beträgt nämlich seine Taxe 5 Schilling oder $1^2/_3$ Thlr. Auf solche Weise pflegen in Aegypten von den Europäern, den sogenannten Franken, die Privilegien ausgebeutet zu werden. Daher ist es freilich kein Wunder, dass manchem geschickten Speculanten die Entdeckung goldener Berge nicht nur vorschwebt, sondern wirklich gelingt. Doch gehört der angedeutete Weg zu den ehrenhaftesten; die Schatzkammer des Vicekönigs kennt noch ganz andere Abzugskanäle.

Wenden wir uns von der genossenen theuern Erquickung wieder auf unsern Weg zurück, so wird die Umgebung desselben immer freigebiger mit ihrer Augenweide. Bald nach Kafr-Sejat passirten wir die durch ihre Märkte wohlbekannte und auch berüchtigte Stadt Tanta; da sie eben damals einen ihrer Märkte hielt, so hatten wir von ihr aus beständig, zwischen den lehmfarbigen nur durch das Minaret inmitten der niedern Erdhütten dem Auge sich verrathenden Dörfer, ganze Züge wandernder Fellahs neben uns, theils zu Fuss, theils zu Esel, einzelne auch zu Kamel. Später fuhren wir beim viceköniglichen Palast zu Benha vorüber, dem der dort erfolgte plötzliche Tod des Abbas Pascha eine traurige Berühmtheit verschafft hat. Dass dieser Fürst, der, im Gegensatze zu seinen Vorgängern und seinem gegenwärtigen Nachfolger, seine eingebornen Unterthanen eben so hoch hielt als er dem Schwindel europäischer Rathgeber abgeneigt war, durch die meuchelmörderische Hand zweier Mamelucken aus Konstantinopel gefallen, darüber kann

kein Zweifel obwalten. Sein Palast wurde auf alle Weise ausgeraubt; er liegt noch jetzt verlassen. An den beiden Meuchelmördern selbst liess ein Sohn des Erdrosselten wenigstens dadurch Vergeltung üben, dass er ihnen einen sicher treffenden Dolch nach Stambul nachsandte.

Gegen 5 Uhr des Abends hatten wir die Stadt mit den zahllosen schlanken Minarets erreicht; sie lag grösstentheils zu unserer Rechten, während wir zur Linken die bei Heliopolis angrenzende, nach Suez führende, aber jetzt gleichfalls von der Eisenbahn durchschnittene Wüste hatten. Zwischen Stadt und Wüste begrenzte den Blick der weissliche Mokattam, der da wo er die Stadt beherrscht die Citadelle sammt der Alabastermoschee Mohammed Ali's trägt; unfern von seinem Fusse ragten aus der grossen Todtenstadt die runden turbanähnlichen Thürme der Khalifengräber hervor.

IV.

Vorbereitung zur Sinai-Reise.

Den Genuss von Kairo gönnte ich mir zunächst nicht, auch keinen Ausflug in eine seiner lockenden Nachbarschaften: es drängte mich nach dem Sinai. War es mir auch selber unklar, was mich forttrieb aus den stillen Arbeiten der Heimath, auf die mich ausser den schon verarbeiteten manche Errungenschaft von früheren Forschungsreisen mit Nachdruck hinwies, so war ich doch an diesen Drang dahingegeben wie an eine gebieterische Macht. Und vor allem stand mir der Sinai mit seinem Kloster, trotz des früheren zweimaligen Besuches, wie ein Ziel vor Augen, das mir winkte, das mich rief. Meine Sehnsucht, meine Erwartung war nur noch gewachsen, seitdem ich gelesen hatte, dass ein mir befreundeter Gelehrter zu Oxford, der zu ähnlichen Forschungen wie ich selber, im Auftrage der grossbritannischen Regierung, ins Morgenland ausgegangen war, gerade den Sinai unbesucht gelassen, indem er ausdrücklich auf die muthmasslich erschöpfenden früheren Nachforschungen hinwies.[1]

---

[1] «at Mount Sinai, after the visit of so eminent a palaeographer and critic as Dr. Tischendorff, to say nothing of

So rüstete ich mich denn unverweilt zur Sinai-Reise. Die längere Wanderung durch die Wüste, die sie in sich schliesst, erheischt mancherlei Vorbereitungen; ich konnte dafür meine früheren Erfahrungen nützen. Ich nahm einen Dragoman und einen Koch in Dienst; ein stattliches Zelt wurde gekauft, desgleichen das nöthige Küchen- und Tafelgeschirr; dazu die Reisekost selber auf mehrere Wochen für mich und mein Geleit. Der russische Generalconsul stattete mich mit den offiziellen Papieren aus. Eine Unbequemlichkeit bot gerade dasjenige dar, was sich als eine wesentliche Förderung der Reise ankündigte, die seit zwei Monaten zwischen Kairo und Suez hergestellte Schienen-Verbindung. Theils nämlich eignete sich eine so ansehnliche Reise-Ausstattung, wie ich sie bedurfte, wenig zu Passagiergut, zumal bei dem dortigen hohen Tarife; theils liessen sich die eigentlichen Faktoren der Wüstenreise, die Kamele sammt Beduinen, die ich gewöhnt war vor der Thür des Hotels gelagert zu sehen, gar nicht in Kairo anwerben, sondern erst in Suez, der kleinen vom Kairiner Comfort zur Zeit noch gänzlich entblössten Küstenstadt des rothen Meeres. Um der Unsicherheit in Betreff der letzteren zuvorzukommen, ging zwei Tage vor mir eine telegraphische Mittheilung an den russischen Consularagenten zu Suez ab, während dem erstgenannten Uebelstande der Chef der ägyptischen Eisenbahnen Nubar-

---

the visits of many other literary men, there could be nothing which could justify the hope of discovering anything which had escaped their practised eyes.» Siehe: «Report to Her Majesty's Government on the Greek Manuscripts yet remaining in libraries of the Levant. By H. O. Coxe.» (London 1858.)

Bey, den ich früher als ersten Dragoman des Vicekönigs kennen gelernt hatte, mit vieler Freundlichkeit begegnete. Noch ein anderer Uebelstand liess sich weniger beseitigen, als dass er ertragen sein wollte. Der gemiethete Koch, ein Italiener, war durch den Anblick des ersten ihm zu Einkäufen anvertrauten Goldstücks dergestalt geblendet worden, dass er sich sofort betrank und aus Trunkenheit in Excesse gerieth, die ihn anstatt auf den Weg nach dem Sinai hinter feste Kairiner Mauern brachten. Die Folge davon für meine Reise war die möglichste Beschränkung aller Gelüste, die auf die Kunst des Kochs Anspruch machten.

V.

Nach Suez und Ayun Musa.

Am zweiten Sonntage nach Epiphanias hatte mich der Dampfer wieder nach Aegypten geführt; in der Frühe des dritten, am 23. Januar, trat ich meine neue Wanderung nach dem Sinai an. So langweilig die Strecke zwischen Kairo und Suez auf dem langsamen Schiffe der Wüste gewesen, das nicht leicht weniger als fünf Tage brauchte, wenn sie auch ein schnelltrabender Esel zu 24 Stunden kürzte, so anziehend ist sie nunmehr geworden, indem sie auf den Flügeln der Locomotive in fünf bis sechs Stunden durcheilt wird. Fehlt auch hierbei das Gefühl der Wüste, so lässt sich doch fürs Auge wenigstens der Eindruck, der Begriff der Wüste gewinnen. Die zur Rechten, von Westen nach Osten, den Horizont begrenzenden Gebirge, besonders nach der ersten Hälfte des Weges, traten mit dunkler Gestalt und wilden Formen vor den Blick; sie bildeten einen schroffen Contrast mit den Sandflächen der Ebene.

Die Anlegung dieser Wüsteneisenbahn war von be-

sonderer Schwierigkeit, weniger dadurch, dass der Boden zuerst sehr merklich ansteigt und später gegen das Meer hin abfällt, als durch die Haltlosigkeit des weichen feinen Sandes, der überdies noch oft von Südwinden aufgewühlt und über die Bahn geworfen wird. Auch ist die Aufgabe nicht leicht, eine solche Wüstenbahn mit Wasser und Kohlen zu versorgen.

Unsere Fahrt ging mit ziemlicher Präcision vor sich, nur dass die Pausen, die ausschliesslich die Verproviantirung der Locomotive bezweckten, sehr willkürlich gehalten wurden. Nubar-Bey, der schon genannt worden, befand sich nebst mehreren Ingenieuren persönlich beim Zuge; alles hing an seinem Auge und Winke. Echt orientalisch lagen an mehreren Stellen die Kohlenhaufen nahe genug an den Schienen, um beim Darüberfahren gestreift zu werden. Bahnwärter gab's noch nicht.

Bei Suez trafen wir eine Masse arabischer Arbeitsleute damit beschäftigt, die Bahn eine Strecke weit durch die untiefen Wasser der Meeresküste zu bauen, wodurch ein unmittelbarer Ausladungsplatz für die Seefrachtgüter gewonnen werden sollte. Während diese armen Menschen ihre schwerbeladenen Körbe auf dem Kopfe dahintrugen — von andern Transportmitteln war wenig zu sehen — wurden immer je zehn bis zwanzig durch einen Aufseher begleitet, der jedem Säumigen mit schneller Hand seinen Stock fühlen liess. Dies wurde mir als die einzige Münze bezeichnet, mit der solche eingeborene Arbeiter noch ausser der schmalen Kost bezahlt werden. Zur Ausgleichung des Conto verschlingen europäische Beamte Silber und Gold. Und so erneuert sich, im Gegensatze zu dem national-

freundlichen Systeme von Abbas Pascha, wenigstens nach einer Seite hin die Zeit Mohammed Ali's.

Der russische Consulatsverweser Constantin Costa, den ich schon auf meinen beiden früheren Reisen 1844 und 1853 im Hause seines Vaters als gewandten Vermittler der Zunge des Orients mit der des Fremdlings kennen gelernt, empfing mich an der Bahn mit der Nachricht, dass er mit Beduinen vom Sinai, die sich glücklicherweise in der Nähe befunden hatten, bereits erwünschte Verabredungen für meine Wüstenwanderung getroffen. Ehe wir jedoch den Contrakt abschlossen, wonach jedes der sechs Kamele mit 150 Piastern, den Napoleond'or zu 116 gerechnet, bezahlt wurde — 1844 hatte ich 120 bezahlt, und zwar für den ganzen Weg von Kairo aus —, hielt es der Consul für gerathen, dem Beduinenschech, der mich führen sollte, durch den Gouverneur von Suez die strengste Pflichttreue einschärfen zu lassen. Am Vormittage des 24. Januar besuchten wir daher Selim Pascha, einen alten Kriegskameraden von Mohammed Ali und Ibrahim Pascha. Trotz seines hohen Ranges trug er, als er uns in seinem grossen Salon empfing, einen abgetragenen Soldatenrock, dem an mehreren Stellen die bessernde Hand vonnöthen war. In seiner Unterhaltung aber wusste er sogar von den Alterthümern in Syrien zu sprechen, von Petra der merkwürdigen Felsenstadt, auch von der heissen Quelle am See Tiberias. In Betreff des Durchstiches der Landenge hatte er keine sanguinischen Hoffnungen. Er meinte, wenn es ja auch weder am Ferman noch am Gelde fehlen sollte, so werde es doch an Menschen zur Arbeit fehlen, wobei er auf die besorglich fortschreitende Entvölkerung

Aegyptens hinwies. Als wir unseren Schech hatten rufen lassen, wurde er in beträchtlicher Respectsentfernung aber sehr eindringlich bedeutet, dass es sich um seinen Kopf handle, wenn mir ein Leid widerfahren sollte. «Bringst du», so sagte zu ihm der Gouverneur zuletzt wörtlich, «nicht einen Brief von deinem Herrn zurück, worin er seine Zufriedenheit mit dir ausspricht, so lasse ich deine Weiber und Kinder wegführen, und du kommst nicht wieder in die Mauern von Suez». Nach Empfang solcher Instructionen begreift es sich freilich, dass der Schech sowol hin- als rückwärts — denn auch zur Rückreise bediente ich mich seiner — nichts unterliess was er in den Kreis seiner Pflichten ziehen konnte. Uebrigens war der Wüstenweg vollkommen sicher; wir trafen ebenso wenig auf feindliche Beduinen als auf gefährliche Vierfüssler der Wüste.

Ich hatte die Absicht, um die Mittagsstunde zu Dromedar[1] durch die nördliche Meeresfurth zu reiten, wie ich dies bereits früher gethan; allein der ausnahmsweise wehende Südwind liess dies Unternehmen weniger sicher erscheinen. Ich beschloss daher den unbeladenen Kamelen diesen Weg zu überlassen und meinerseits, in Begleitung des freundlichen Consuls, in einer Barke auf das asiatische Ufer hinüberzufahren. Bei diesem kurzen Uebergange von

[1] Der Unterschied des Dromedars vom Kamel beschränkt sich in Aegypten auf den schlankeren Bau des ersteren, wodurch es zu flüchtigem Ritte geeigneter wird als zur Beförderung schwerer Lasten. Unter den Kamelen meiner Karavane hatte ich immer ein oder zwei solcher Dromedare. Alle waren einhöckerig.

einem Welttheile zum andern gab's ein Abenteuer, das den übelsten Ausgang drohte. Die Beduinen, säumig wie sie sind, hatten sich nicht streng an die günstige Uebergangsstunde gehalten. Als wir um ein Uhr hinüberkamen, fanden wir nur drei Kamele vor, während die andern in einiger Entfernung von uns mitten im Wasser standen und wegen der fortwährend zunehmenden Fluth immer tiefer hineingeriethen. Die Führer sassen auf dem Rücken der Thiere, vermochten sie aber auf keine Weise vorwärts zu bewegen. Nach zwei Stunden war die Hoffnung fast aufgegeben, die bis an den Kopf ins Wasser versunkenen Kamele sammt Beduinen zu retten, als ein gewandter arabischer Bursche vorschlug, er wolle durch die Wogen hinzueilen und mit erfasstem Zügel den Kamelen voranschwimmen. Für jedes gerettete Kamel — der Führer wurde stillschweigend eingerechnet — wurde ihm ein Backschisch von 9 Piastern versprochen. Das Mittel half in der That, denn als die Kamele ihren Vorschwimmer hatten, folgten sie ihm und kamen glücklich ans Ufer. Und somit ging im letzten Stadium ein Miniaturbild der Pharaonischen Katastrophe für uns verloren.

Bald darauf waren die Kamele beladen; doch war an diesem Tage nur noch das wenig über zwei Stunden entfernte Ayun Musa zu erreichen. Consul Costa besitzt hier einen schönen, auch an Gemüsen reichen Palmengarten, dessen wohnliche Räume, seit ich sie 1853 zuletzt betreten hatte, von Abbas Pascha erweitert und verschönert worden waren. Der Vicekönig hatte sich hier nämlich, bei seiner schwärmerischen Vorliebe für die Wüste, die Stätte ausersehen, wo sein Harem, dem eine Entbindung bevorstand,

drei Sommermonate zubringen sollte. Er hatte deshalb mit dem Besitzer das Uebereinkommen getroffen, dass nach dieser Zeit alle von ihm ausgeführten Verschönerungen als ein Geschenk an denselben verbleiben sollten. Die sämmtlichen Haremsfrauen trafen denn auch in vierspännigen Wagen in Suez ein, um des folgenden Tages auf bebautem Wüstenwege die Sommerresidenz zu erreichen. In derselben Nacht kamen aber Eilboten mit dem Befehle sofortiger Rückkehr an. Den Grund dieses Befehls erfuhren die überraschten Frauen erst später; Abbas Pascha war von zwei meuchelmörderischen Mameluken erdrosselt worden.

VI.

Wanderung durch die Wüste.

Die Sonne sank als wir Ayun Musa erreichten, das sich mit seinen Palmen, Tamarisken und Nebekbäumen für's Auge des Ankömmlings wie ein schmaler grüner Waldstreifen vom bleichen Wüstensande lieblich abgrenzte. Den Namen «Mosis Quellen» führt diese durch mehrere hübsche Gartenanlagen neuerdings angebaute Oertlichkeit von den im Sande in engem Umkreise zahlreich aufgegrabenen und leicht noch vermehrbaren[1] Quellen, deren

[1] Frühere Reisende haben deren bald mehr, bald weniger gezählt. 1853 zählte ich selber 19; aber noch an vielen andern Stellen verriethen Schilfrohrbüschel, dass die nachspürende Hand Wasser finden würde. Im Jahre 1483 schrieb Fabri davon: «Wir funden die Kamel in einem weiten Sandfelde, bei drey Brunnen, die im Sande da entspringen. Da hat man abgeladen, und tränket das Viehe. Das Wasser war ein wenig gesalzen und so warm als wäre es bei dem Feuer gestanden, darum wir sein nicht mochten trinken. Die Brunnen heissen Moysesbrunnen, weil er mit den Kindern von Israhel auch da gelegen ist bei den Brunnen». (1557. Bl. 158.)

Wasser wol grösserentheils einen starken Beigeschmack von Schwefelleber hat, dennoch aus den besseren Quellen Kamelen und Beduinen vortrefflich mundet. Die Tradition hat also diese Quellen mit Mose in Verbindung gebracht. Dieselbe Stätte mag es in der That gewesen sein, wo er mit seinem wunderbar aus der Feinde Arm und aus der Fluthen Gefahr geretteten Volke einen Halt gemacht vor der langen Wüstenreise, und mit begeisterten Lippen jenen Dank- und Freudenpsalm (2. Mos. 15) angestimmt über «die herrliche That des Herrn», «des rechten Kriegsmannes», «der Ross und Wagen ins Meer gestürzt».[1] Das unver-

---

[1] Man hat sich in neuerer Zeit viel mit Beantwortung der Frage beschäftigt, an welcher Stelle das Volk Israel das rothe Meer durchschritten haben möchte. Es hangen damit zwei andere Fragen genau zusammen: die Bestimmung der Lage von Ramses, dem Ausgangspunkte des Zugs, und die der Wegesrichtung des ausziehenden Volks von Ramses bis ans Meer. Die Antwort, die ich auf diese drei Fragen zu geben versucht, zuerst 1845 in meiner Reisebeschreibung, sodann in einer besonderen Schrift («De Israelitarum per mare rubrum transitu», Leipzig 1847) würde ich, gegenüber anderen üblichen Auffassungen, der Hauptsache nach noch immer für die wahrscheinlichste erklären, wenn nicht die Resultate der neuesten ägyptologischen Forschungen (von Lepsius und Brugsch; siehe besonders des Letzteren «die Geographie des alten Aegyptens», S. 265 fg.) gegen die Zusammenstellung von Ramses und Heliopolis Zeugniss ablegten. Auch die neulichst von Gust. Unruh gegebene Darstellung scheint mit ihrer wesentlichen Terrainsveränderung nicht ganz unberechtigt zu sein; nur steht neben dem Berechtigten des Bedenklichen sehr vieles. Gerade der Durchgang durch's Meer gewinnt dabei eine sehr missliche Form; nicht weil Ebbe und Fluth in den Dienst des göttlichen Wunders treten, denn hierzu nöthigt uns der heilige

gängliche Gedächtniss dieser grossen That Gottes gibt denn auch jeder neuen Wanderung nach dem Sinai die

---

Text selbst («der Herr liess das Meer hinwegfahren durch einen starken Ostwind die ganze Nacht» 2. Mos. 14, 21); wol aber wird der von zwei Meeresarmen gleich einer Sackgasse fast nur aus geologischen Schlussfolgerungen gebildete Winkel, in den das fliehende Volk geräth, nicht ohne Willkür angenommen und zu solcher Bedeutung erhoben. So berechtigt diese und die wichtigsten andern geologischen Folgerungen im Allgemeinen sein mögen, so führen sie doch schwerlich auf ein für die ägyptische Geschichte so junges Zeitalter wie das 14. Jahrh. vor Chr. zurück.

Auch nach dieser neuen Ansicht bildet übrigens Ayun Musa den Ausgangspunkt für die weitere Wüstenreise zum Sinai. Es bildet ihn ebenfalls für diejenigen, welche gerade dort, wo das Meer eine Breite von 6 Stunden hat, den Uebergang Israels annehmen. Wäre diese Annahme richtig, so hätte im Mosaischen Berichte wol der Ausspruch stehen können: der Herr versetzte sein Volk durch seinen wundermächtigen Finger von einem Ufer aufs andere, aber nicht die Angabe, dass starker Ostwind durch nächtliches Wehen den Weg trocken gelegt, so dass ihn um die Morgenwache das grosse Heer glücklich überschritten hatte.

Von den oben erwähnten neuesten ägyptologischen Forschungen ist gewiss das eins der interessantesten Resultate, dass mit grosser Wahrscheinlichkeit Menephthes I. (1341—1321 vor Chr.), wol zu Memphis residirend, als derjenige erscheint, unter welchem Mose den mit Pharao's Untergang — 1321 — verbundenen Auszug bewerkstelligte. Der aus den Monumentalinschriften sich ergebende Tod des Thronfolgers Merneptah stimmt aufs Ueberraschendste mit der heiligen Erzählung. («Und zur Mitternacht schlug der Herr alle Erstgeburt in Aegyptenland, von dem ersten Sohne Pharao's an, der auf seinem Stuhle sass» etc.) Allerdings fällt auf diese Weise der Auszug etwa um hundert Jahre später als nach der ge-

erste Weihe, und das Bewusstsein, dass wir nach mehr als drei Jahrtausenden jenem merkwürdigen und folgenschweren Wanderzuge, so sichtlich gelenkt von der Hand des Herrn, nachzugehen im Stande sind, ist nicht die geringste Verherrlichung unserer eigenen Reise.

Meine Beduinen, denen ohne Zweifel andere Gedanken näher lagen und auch viel wichtiger waren, versorgten sowol sich als ihre Kamele reichlich mit dem besten Wasser der Mosisquellen. Früher geschah dasselbe auch von mir; dies Mal aber begleiteten mich als kostbares Reisegut zwei Fässer Nilwasser, das die neue Eisenbahn Costa's Vorräthen zugeführt.

Als mir Costa's Gärtner, zugleich Hüter seiner Besitzung, noch einen prächtigen duftigen Strauss hundertblättriger Rosen am Morgen des 25. Januar aus der Gartenflora von Ayun Musa gereicht hatte, sass ich auf und ritt in die sich mächtig vor uns ausdehnende Wüste hinein. Zur Rechten, im Westen, hatten wir den tiefblauen Spiegel des rothen Meeres, hinter dem vom afrikanischen Boden der Dschebel Atakah mit finsterer Stirn zu uns herübersah; zur Linken beherrschte den Horizont in stundenweiter Ferne ein langgestrecktes weissröthliches

---

wöhnlichen Annahme. Allein die Thatsache scheint unwiderleglich festzustehen, dass der den Israeliten auferlegte Festungsbau von Pithom und Ramses nur dem Vater des genannten Menephthes, d. h. Ramses dem Grossen (1407—1341 vor Chr.) zugeschrieben werden kann. Vgl. Brugsch: Histoire d'Égypte etc. P. I. S. 175 fg. und desselben «Geographie des alten Aegyptens» an der schon angeführten Stelle.

Kalkgebirge, der Dschebel er Rahah. Hatte einst Israel dieselben Anschauungen, so besass es dort ein Bild seiner dunklen schweren Vergangenheit, von der es bereits die blauen Wogen trennten, während ihm aus Osten ein Morgenschimmer vom Lande der Verheissung zuwinkte. Sobald wir Ayun Musa aus dem Gesichtskreise verloren hatten, sahen wir vor uns und hinter uns nichts als den lockeren bleichen Sand der Wüste, dessen weite Flächen nur hie und da von niedrigen Hügeln und dürren Sträuchern unterbrochen wurden.

Der erste Tag führte uns nur durch eine öde, grösstentheils von feinem Kiesgestein bedeckte Ebene, deren vom östlichen Gebirg zum Meer laufende Wadis durch nichts als schmale mit niedrigem Gesträuch bewachsene Strecken ohne irgend eine Quelle bemerklich werden. Des Nachmittags um 4 Uhr machte ich Halt und liess am Ausgange des Wadi Saddr das Zelt aufschlagen. Gegen das Meer hin ist seine Vegetation weit voller als die der vorherigen Wadis, wie ich mich 1844 überzeugte, sogar ein Tamariskenwäldchen zeichnet ihn dort aus; doch ist er gleichfalls ohne Quelle. Zu der genannten Stunde zeigte der Thermometer 18° R. Ungefähr dieselbe Höhe, bisweilen noch etwas mehr, beobachtete ich in den nächsten Tagen; doch nahm die Hitze merklich ab, je weiter wir in die Bergregion des Sinai vorrückten, und an den ersten beiden Februartagen hatte ich innerhalb der Mauern des Sinaiklosters früh 7 Uhr nicht mehr als 2 und 3° R.

Am 26. durchzog ich den breiten Wadi Wardan, dessen Abu Suweirah benannte Quelle weit von diesem

oberen Wege ab nahe am Meere liegt[1], später den viel unbedeutenderen Wadi el Amarah. Bei anbrechender Dämmerung befanden wir uns in einer öden Hügellandschaft von weisslichem Aussehen. Nachdem wir kurz vorher bei einem rechts am Wege wie ein uraltes Merkzeichen am Fuss eines Kalkhügels liegenden Felsblock, benannt der Reiterstein, vorüber gekommen waren, stieg ich ab um die merkwürdige Howaraquelle zu besuchen. Sie liegt wenig Schritte links vom Wege auf einem der vielen weisslichen Gypshügel, welche diese Gegend kennzeichnen, und bietet in einem breiten rundlichen Becken reichliches Wasser dar. Mehrere Stückchen Marienglas lagen nahe dabei. Unweit davon stehen ein paar volle Palmenbüsche, sowie mehrere kleine Schilfrohrbüschel. Ich kostete das Wasser, und war überrascht, seinen Geschmack weniger schwer und bitter zu finden als Ende Februar 1853. Wahrscheinlich hatte der vorher stark gefallene Regen, in Folge dessen das Wasser mehrere Fuss

---

[1] Bei Fabri heisst der Wadi Warchday. Die grosse Karavane, mit der er zog, lagerte bei der Quelle. «Von dem Ort», schreibt er Bl. 155, «sahen wir durch einen sandigen Grund in das rothe Meer, und dunkte uns, es wäre kaum eine welsche Meile von uns». Durch diese scheinbare Nähe liess er sich nebst mehreren Reisegefährten, gegen die Mahnung der Araber, zu einem Ritt zu Esel ans Meer verleiten, wobei nach eingebrochenem Dunkel der Rückweg verfehlt wurde. «Alle meine Tage bin ich in grösseren Aengsten nie gewesen. Und also sprachen alle Ritter und Herren, die in der Irrunge waren.» So steht am Schlusse seiner Erzählung davon. Wie oft haben sich seitdem auf den Wanderungen durch diese Wüsten ähnliche Scenen erneuert. Eine der neuesten beschreibt v. Schubert.

hoch stand, diese Geschmacksverbesserung bewirkt. Zu genauerer Analyse in der Heimath füllte ich eine Flasche davon. Nach meinen früheren Aufzeichnungen weicht die eigenthümliche unangenehme Schwere der Howaraquelle auffällig ab vom weichen Milchgeschmacke, der die meisten Quellen dieser Wüste charakterisirt. Auch die salzige Umgebung tritt bei keiner der folgenden Quellen so stark hervor wie hier. Wie 1853 zählte ich auch dies Mal nach dem sehr gleichmässigen Kamelschritte 15 bis 16 Stunden von Ayun Musa bis hierher.

Dass nun diese Howaraquelle dieselbe Bitterquelle sei, welche Mose nach dreitägigem Zuge mit seinem grossen Volksheere als erste Quelle antraf, wie seit Burckhardt grösstentheils, doch nicht ohne Widerspruch, angenommen wird, das kann ich nicht bezweifeln. «Und sie wanderten drei Tage in der Wüste», so heisst's im Texte (2. Mos. 15, 22 fg.), «dass sie kein Wasser fanden. Da kamen sie gen Mara; aber sie konnten das Wasser nicht trinken, denn es war sehr bitter». Sehr wahrscheinlich ging das Volk Israel denselben oberen Weg als den kürzesten durch diese Wüstenstrecke, und so kamen sie am Ende des 3. Tages zu dieser ersten bitteren und mit Murren begrüssten Labung. Wie es Mose geglückt, durch einen hineingelegten Baum daraus einen willkommenen, einen süssen Trank zu machen, das hat sich freilich noch nicht mit Erfolg controliren lassen.[1]

---

[1] Auch mir wie Dr. Graul (Reise II. 254) ist vom wohlbekannten Missionär Lieder zu Kairo mitgetheilt worden, es finde sich in der Nähe von Ain Howarah auf den Hügeln östlich davon, eine Quelle von noch grösserer Bitterkeit. Ist

Ohne längeren Aufenthalt eilt' ich weiter, und schon nach 2 Stunden hatt' ich den Anfang des Wadi Gharandel erreicht, während bis zu seiner Quellenregion noch eine ganze Stunde Wegs ist. Dort übernachtete ich, umrauscht von Palmen und Tamarisken. So oft ich dies reizende Thal gesehen und durchwandert, es geschah auf dieser Reise zum 5. und 6. Male, hatt' ich den vollen Eindruck davon, dass hier das Volk Israel nach «Elim» gekommen. «Da waren», heisst's im 2. Buche Mosis (15, 27), «zwölf Wasserbrunnen und 70 Palmbäume, und sie lagerten sich daselbst ans Wasser». Welch erquickenden Eindruck macht das Gharandelthal noch immer auf jeden, der die freudlose Strecke von Ayun Musa bis hierher zurückgelegt hat. Ein paar Stunden weit dehnt sich das breite Thal, bisweilen von Kalkwänden romantisch umschlossen, mit einer für die Wüste wahrhaft üppigen Vegetation von Nordost nach Südwest aus. Im Umkreise einer Stunde zählte ich daselbst mehrere dreissig Palmen, theils stattliche Bäume, theils Gruppen von Buschwerk. Die hohen und starken Tamarisken bilden an einigen Stellen kleine Wälder, deren Boden auch seine Flora hat; besonders fiel mir Ende Februar eine hübsche Lilienart auf. Das Wasser dieses Thals, das ich mehrmals in vollem Bache dahinfliessen sah, fand ich immer schmackhaft; als ich zum ersten Mal 1844 Mitte Mai den Sinai bereiste, trank ich es bei der drückenden Hitze von 30 ° R. sehr reichlich; sein milchweicher Geschmack machte es

---

dies wirklich der Fall, so ist die Concurrenz wol zulässig; wahrscheinlich stehen aber dann beide Quellen gemeinsam unter dem Einflusse derselben Oertlichkeit.

nur angenehm. Wollte man gar, wie in der That neulich versucht worden ist, aus diesem Gharandelwasser das Bitterwasser der Schrift machen, so bedürfte es dazu nothwendig des Talents, aus Bitter Süss, aus Süss Bitter zu machen. Eher lassen sich die beiden folgenden Thäler: Wadi Useit[1] und Wadi Taijibeh, mit Gharandel zusammenstellen, obschon keins von beiden einen ähnlichen Reichthum an Wasser und Vegetation darbietet. Und dazu bleibt für Gharandel entscheidend, dass mit ihm als der ersten herrlichen Oase die Grenze der wasserlosen unerquicklichen Sandwüste gegeben ist. Wol aber scheint es als ob unter dem Mosaischen Elim nicht ausschliesslich der eine Wadi zu verstehen sei, da sogar «Elim und Sinai» als die zwei Hauptstationen des Sinaitischen Zugs einander gegenübergestellt werden, und zwischen ihnen nur noch der Wüste Sin im 2. Buche Mosis (16, 1) Erwähnung geschieht. Dazu kommt, dass ohne Zweifel ein längerer Aufenthalt des nach der Schrift millionstarken Heeres auf Elim zu rechnen ist.[2]

---

[1] Wenn Dr. Wilson (Lands of the Bible) Wadi Useit wegen seiner Palmen für Elim glaubte halten zu müssen, so geschah dies, weil derselbe nur den obersten Theil vom Wadi Gharandel gesehen, wo allerdings keine Palmen stehen. Schon früher hatte Léon de Laborde dieselbe Meinung wegen der geringen Entfernung der Bitterquelle zu Howara von Gharandel. Aber von Quelle zu Quelle sind 3 Stunden Wegs: fürs Volk Israel, das den dritten Tag in der Wüste wanderte ohne Wasser zu finden, war diese Entfernung gross genug, um nicht sofort von der erstern zur letztern fortzueilen.

[2] Von besonderem Interesse ist es, dass schon zu Fabri's Zeit, also 1483, Gharandel ohne Weiteres für Elim galt. Auch die Wasserkritik betrifft sein Bericht. So schreibt er davon (Bl. 154): «Da es nun um Vesper ward, da kamen wir in

Vom Wadi Gharandel zog ich am 27. durch die nächsten drei Hauptwadis: Useit, Thal und Taijibeh. Das letztere hat eine Stelle, ganz des Pinsels werth. Den Blick vor uns begrenzten nach drei Seiten terrassenförmige Bergwände von Sandstein, deren untere Schichten weissbräunlich, lichter und dunkler, die oberen dunkelbraunroth waren. Innerhalb derselben ruhte das Thal, von glizzernden Wasserstreifen auf seinem salzweisslichen Boden durchzogen, aber auch lieblich geschmückt mit einem kleinen Tamariskenwalde, den noch einige Palmen überragen mit ihren Kronen.

Des Abends gegen Vier, nach achtstündigem Ritte, lagerte ich am Meere bei Ras Zelime. Auch diese Lagerstätte gehört in den Kreis der Mosaischen Erinnerungen;

---

einen Grund, nicht ferne vom guten Wasser Horonden, da schlugen wir unsere Zelten auf und freueten uns des Wassers, denn da war kein Wasser mehr weder für Leute noch für Viehe. Als nun die Mucker» — der Name Mucker ist jetzt noch im Oriente üblich für die den Reisenden begleitenden Pferde- und Eselverleiher — «die Esel zu dem Wasser trieben, und die Araber die Kamel, da liefen unser ein Theil Pilgri mit ihnen in die Wüsten, denn das Wasser von uns war bei einer welschen Meile ferne. Als wir an das Ort kamen, da funden wir an einem Rain herum viel aufwellender Brunnen mit süssem klarem Wasser, doch war es eben warm, da trunken wir und das Viehe, und nach dem zogen wir von da aus und badeten da und wuschen unsere Hemden, und war uns recht wohl an dem Ort. Unter dem Wasser abhin stehen viel Palmen oder Dattelbäume. In der Geschrift heisst das Ort Helim, und da Moyses mit den Kindern von Israhel durch das rothe Meer kam an diess Ort, da schlugen sie ihre Zelten auf, und stunden hie XII Brunnen und LXX Palmen».

denn, wie der genauere Bericht im 4. Buche Mosis (33, 10) aussagt, «von Elim zogen sie aus und lagerten sich ans Schilfmeer». Wegen der schroffen Berge, die mit ihren felsigen Ausläufern bis ans Meer reichen, so dass sie, und nur zur Ebbezeit, nichts als einen schmalen Steg frei lassen, können die Israeliten kaum einen andern als den jetzt noch gewöhnlichen Weg eingeschlagen haben. Steht der Name des Ras Zelime, wie es den Anschein hat, in Abhängigkeit von dem alten Elim, so möchte sich's dadurch bestätigen, dass die ganze Gruppe der fruchtbaren Wadis von Gharandel bis Taijibeh als ein grösseres Ganze zu Mosis Zeiten den Namen Elim geführt.

Obschon der Abend kühl war, so wagt' ich's doch, das Wiedersehen der einsamen Lagerstätte am Schilfmeer mit einem Bade zu feiern. Fabri that dasselbe in der Nähe von Ayun Musa; die Bemerkungen, die er daran in seiner Beschreibung knüpft, darf ich wol zur Kurzweil des Lesers hersetzen: «Nach dem Baden lasen wir auf am Land seltsam Ding von Muscheln und Schneckenhäuslein und weissen Korallen, dess viel da wächst, in mancherley Gestalt. Das rothe Meer ist ein Arm aus dem Meer, das zurings um die Welt gehet, aus dem streckt es sich durch das arabische Land, und ist eben Wasser als im grossen Meer, nur dass es versalzener ist. Berg und Erde um das rothe Meer ist rothfarben, davon es das rothe Meer heisst, es wächst auch roth Holz dabei», «aber das Wasser ist nicht roth».[1]

[1] In demselben Jahre, 1483, wurde Raphael geboren, der bei einer frühen Jugendarbeit, dem Durchgange der Is-

Von hier aus, wo offenbar die Wüste Sin der Mosaischen Erzählung ihren Anfang nimmt, führen zwei Hauptwege zum Sinai, ein oberer und ein unterer, beide an alten Erinnerungen wie an wüstenlandschaftlicher Schönheit reich. Der obere, östliche Weg führt durch den Wadi Taijibeh zurück und geht dann zunächst den Wadi Hamr entlang; der westliche dagegen führt von Ras Zelime aus weiter am Ufer hin und lenkt nach einigen Stunden wieder in die Bergregion ein, von wo aus die beiden so merkwürdigen Thäler Mokatteb und Feiran erreicht werden. Während den letzteren, den unteren, die eben genannten beiden Thäler nebst dem Serbal auszeichnen, zieht der Weg im Osten besonders durch Sarbut el Chadem an. 1853 ging ich ihm nach, und erkletterte mit meinem Freunde Graul vom Wadi Suwak aus über Schluchten und jähe Abhänge jenen Felsenberg, auf welchem Niebuhr seinen «prächtigen ägyptischen Todtenacker» entdeckte. In der That empfängt das Auge des unbefangenen Beschauers zunächst keinen anderen Eindruck; denn Denkmäler mit Hieroglyphenschrift, sogenannte Stelen, aufrechtstehenden Grabsteinen am ähnlichsten, 6—8 Fuss hoch, charakterisiren den Ort vorzugsweise. Die Reste von einem Felsentempel und von Felsenkammern, Säulen und Säulenfragmente schliessen sich an. Und dies liegt, wenigstens zum grössten Theile, innerhalb eines länglichen Vierecks von Steinhaufen, die augenscheinlich von einer alten Mauereinhegung übrig geblieben sind. Aus den Hieroglyphen-

raeliten durchs rothe Meer, in der That das Meer roth malte. Das würde also der erfahrene Kaplan von Ulm nicht zugegeben haben.

inschriften haben nun Lepsius und andere der Aegyptologie kundige Forscher dargethan, dass hier die Verehrung der ägyptischen Göttin Hathor als der Herrin des Kupferlandes ihren Ausdruck gefunden. Dies wird noch ausserdem durch die zuerst von Lepsius hinter den Tempelresten bemerkten grossen Schlackenhügel bestätigt. Es ergibt sich daraus, dass diese ganze wunderbare Cultusstätte in Abhängigkeit vom Betrieb der benachbarten uralten Kupferminen gestanden, und dass auf den windigen Höhen des Berges das Schmelzen des Erzes stattgefunden haben mag. Die auf den Stelen gelesenen Königsnamen gehören dem dritten und zweiten Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung an; sie gehen also auf die Zeiten vor dem Mosaischen Auszuge zurück. Wir standen demnach auf einem Boden, der in grauer Vorzeit der Schauplatz reicher Thätigkeit gewesen; seine Steine dienten viele Jahrhunderte lang Menschen und Göttern; sie erzählen's noch in geheimnissvollen Schriftzügen, und doch hat sich schon seit mehr als zwei Jahrtausenden das Schweigen des Todes über sie gelagert. Einen geisterhaften Eindruck machte es auf uns, als wir mitten unter den grotesken Gestalten dieser Denkmäler weilten, während die schon gesunkene Sonne über die umliegenden, bald heller bald dunkler gefärbten Kupferberge, von wildromantischem, schauerlichem Aussehen, ihren tiefröthlichen Schimmer warf.

Diesmal zog ich den unteren Weg vor. Bald nach dem Aufbruche von der Meerstation trat uns zur Linken der Dschebel Dhafary imposant entgegen, während wir rechts hinter dem blauen Meere die ägyptischen Gebirge aus purpurfarbigem Morgennebel hervorstarren sahen. So

liegen sich Afrika und Asien gegenüber, mit Wüsten und Felsengebirgen, als ob sie sich nackt zum Ringkampf fordern wollten. Aber die glatte prächtige Meeresfläche liegt wie ein majestätisches Wort der Versöhnung dazwischen. Nachdem wir Dschebel Dhafary eine Zeit lang hinter uns hatten, bogen wir beim Ausgang des Wadi Nasb wieder in einen Bergpfad ein, der sich lange zwischen wild hingeworfenen Felsblöcken, grösstentheils Sandgestein, hinschlängelt; bei seinen mannigfaltigen Windungen bildet er oft kleine abgeschlossene Thalkessel, denen Strauch und Baum nicht fehlt; auch die Gummi-Akazie findet sich hier; Coloquinten, citronenfarbig aber ungeniessbar, ein täuschender Fund, lagen an manchen Stellen des Weges. Die Felsengebilde aber und Felsengruppen, an Farbe und Gestalt von wahrhaft malerischer Schönheit, fesseln das Auge fort und fort; sie erscheinen wie kühne Produkte einer gewaltigen, urschöpferischen Phantasie.

Um die Mittagsstunde war Wadi Mokatteb erreicht. Das «beschriebene» Thal heisst es von den alten Inschriften, die sich an mehreren Stellen seiner Felsenwände in ganzen und grossen Gruppen vorfinden. Im Vergleich zu den vorherigen ist dieses einige Stunden lange Thal von sehr stattlicher Erscheinung; es ist grösstentheils viel breiter als jene, und hat doch nach seinen beiden Seiten, der nördlichen und südlichen, abgrenzende Felsenberge. Der Karavanenweg geht nahe an der rechten, der südlichen Seite hin. Während im Norden fast eine Stunde von uns höhere Berge die Mauern des Thales bilden, haben wir zu unserer Rechten eine Kette niederer Sandsteinfelsen, darunter öfters 20 bis 30 Fuss hohe Wände, die

dem Wanderer zur guten Stunde einen Ruheplatz mit sehr willkommenem Schatten bieten. Vereinzelte Felsblöcke liegen auch im Thale. An diesen einzelnen Felsen sowol wie an den Bergwänden finden sich nun die zahlreichen Inschriften, kunstlos in den weichen Sandstein eingegraben, untermengt mit Darstellungen von Kamelen und Eseln, auch von kleinen Kämpfen, z. B. einem zwischen zwei Bogenschützen, und mit ähnlichen rohen Zeichnungen.

Als um das Jahr 530 Cosmas der Indienfahrer diese steinernen Schriftdenkmäler auf seiner Wanderung bemerkte, konnte er sie, ohne einen Schlüssel zu ihrer Lösung zu besitzen, kaum anders als auf den Durchzug der Israeliten deuten. Nach Empfang der mit den Gesetzesworten beschriebenen Tafeln hatten nach seiner Ansicht die Kinder Israel ihre Musse dazu genützt, sich selbst im Schreiben zu üben. Juden, die er darüber befragte, sagten ihm dass nichts dastehe ausser Namen von Reisenden mit Heimaths- und Zeitangabe. Es schien darnach, als ob sich hier das auswandernde Volk ein Gedächtniss gestiftet, wie es schon zu Cosmas' Zeiten Wandersleute in den Herbergen thaten. Vom 17. Jahrhundert an haben viele, die den Sinai bereist, der Inschriften Erwähnung gethan; in neuerer Zeit, besonders seit 1755 der irische Bischof Clayton einen hohen Preis auf eine Copirung derselben ausgesetzt hatte, sind ihrer viele auch abschriftlich veröffentlicht worden. Es schien damals als ob sie wichtige Aufschlüsse über das Alte Testament enthielten; ebendeshalb veranlassten sie einen bischöflichen Preis von 500 Liv. St. In den letzten Jahrzehnten stieg das Interesse noch; genauere und vollständigere Abschriften

wurden geliefert, die fremdartige Schrift näher geprüft. Trotzdem hat die Deutung auf die Mosaische Wanderung noch immer ihre Vertreter behalten, in England wenigstens, wo sich nun einmal die Pietät damit zu schaffen gemacht.[1] Deutsche Gelehrte dagegen haben vom Ernste gründlicher Forschung ganz andere Resultate gewonnen. Auch nach diesen bleiben die Inschriften interessant genug, obschon sie keinen Zusammenhang mit dem Mosaischen Volkszuge haben, noch auch in solche Pharaonen-Zeiten hinaufreichen, aus denen die benachbarten hieroglyphischen Denkmäler in Sarbut el Khadem und im Wadi Maghara stammen.

Wie die Schriftfiguren zwischen dem syrischen Estrangelo und dem Kufischen oder Altarabischen schwanken, so steht neben der Annahme eines arabischen Dialekts (von Credner 1841 und Tuch 1849) die eines aramäischen (von Beer 1840 und Levy 1860). Die letztere Annahme scheint die erstere an Geltung zu überwiegen. Bestimmter lautet sie dahin, dass Nabatäer die Verfasser seien, die aus ihrem Heimathslande Mesopotamien schon zur Zeit der Babylonischen Herrschaft, und noch mehr nach deren Untergange in grossen Massen nach dem Westen gezogen, wo sie sich zwischen dem todten Meere

[1] Beispiele der Entzifferung durch einen englischen Geistlichen Namens Forster sind: «Das Volk, stossend wie ein Esel, reizt Moses zum Zorn». «Das Volk, ein wilder Esel, gefüllt mit Wasser» u. s. w. Das ist allerdings eine höchst sonderbare «Stimme Israels aus den Felsen am Sinai», wie sich das Forster'sche Buch nennt; doch der Geschmack ist auch in solchen Stücken verschieden.

sammt dem Ostjordanlande und den beiden Busen des rothen Meeres niederliessen und schon im 4. Jahrhundert vor Christus zu fester Herrschaft gelangten. Als ihre Sprache brachten sie ein aramäisches Idiom mit, das im peträischen Arabien nicht ohne Einfluss der Landessprache blieb. Inschriften, wie sie Wadi Mokatteb mit seinen Nachbarthälern aufzuweisen hat, haben sie, wenn auch gewöhnlich mehr vereinzelt, in den verschiedenen von Ost und West zum Sinaitischen Gebirg führenden Pässen hinterlassen. Am meisten kommen nach denen des Wadi Mokatteb die am Serbal und am Schriftenberge bei Tor in Betracht.

Fragen wir weiter, welche Veranlassung, welchen Zweck die Inschriften wol gehabt haben, so muss ich der von Tuch vertretenen Deutung beistimmen, wornach es vorzugsweise Erinnerungszeichen frommer Wallfahrer sind, nicht jedoch, wie Beer nach Burckhardt's und Anderer Vorgang gemeint hatte, von nabatäischen Christen, die zum alten Gesetzesberge pilgerten, sondern von Wallfahrern zu ihren nationalen, zu heidnischen Götterfesten. Es ist die grösste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass am Serbal, der selber mit seinen fünf oder auch sieben majestätischen Gipfeln den Thron für Sonn' und Mond und die fünf Planeten darstellen mochte, der Sterndienst ein heiliges Centrum besass. Am Fusse des Serbal liegt Wadi Feiran, der alte «heilige Palmenhain»; mit ihm ist Wadi Mokatteb fast unmittelbar verbunden: daher gerade hier, wo die Tafeln dazu vom Schöpfer selber aufgestellt schienen, die zahlreichsten Gedenkworte der sabäischen Wallfahrer, der Serbalpilger. «Gedenkworte» sagen wir;

denn viel anderes steht in diesen Inschriften nichts als: «In gutem Gedächtniss bleibe», «In Segen bleibe» der und der.

In Betreff der Zeit kommen die nächsten Jahrhunderte vor und nach Christus in Betracht. Mehr könnte der Anfang als das Ende dieser Zeit bestritten werden, wenn sich nicht etwa aus der Schriftanalogie der neuerdings zu Petra aufgefundenen nabatäischen Münzen aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert gerade diese Zeit, wie Levy will,[1] als Anfangspunkt der Inschriften ergibt. Freilich lassen sich mit Münzaufschriften Inschriften auf Stein, zumal die Sinaitischen Felsinschriften, nicht allzu streng zusammenhalten. Trotz des aus der Vergleichung geschöpften Beweises könnte immerhin das 3. Jahrhundert für das 2. gesetzt werden, wenn anderes noch für die frühere Zeit sprechen sollte. Der Endpunkt verräth sich auf den Felsen in eigenthümlicher Weise dadurch, dass christliche Namen in griechischer Schrift den nabatäischen, die selber bisweilen griechisch, ja einige Male in beiden Sprachen zugleich verfasst sind, sich beizumischen anfangen. Ums Ende des 2. christlichen Jahrhunderts nämlich, wo die Macht der Nabatäer durch die Römer gebrochen wurde, oder doch zu Anfang des nächsten begann der christliche Name um den Sinai gehört zu werden; verfolgte Christen flüchteten aus Aegypten hieher, in's Asyl der Wüste, wo schon ein Jahrhundert später die christlichen Einsiedler eine ihrer blühendsten Wohnstätten besassen, ja sogar eine christliche Stadt vorhanden war. Wie sich beide Elemente, das christliche und das heidnische, feindlich

---

[1] S. Zeitschr. der Deutsch. morgenl. Ges. 1860. III. S. 400.

begegneten, das stellt sich uns auf den Steinen selber, besonders an einer Stelle im Wadi Mokatteb dar. Dort stehen mehrere christliche Namen, namentlich ein «Diakonus Hiob». Daneben aber und in offenbarer Beziehung zu diesen christlichen Namen stehen die Worte: «Ein schlecht Gesindel das. Ich der Soldat schrieb's ganz mit meiner Hand.»[1] Dem christlichen Elemente müssen gewiss auch solche Kreuze, die wirklich die christliche Form haben, sowie auch das monogrammatische Kreuz, so nahe verwandt dem ägyptischen Henkelkreuze und vielleicht sogar ägyptisch-christlichen Ursprungs, zugeschrieben werden. Es charakterisirt dieses später hinzutretende Element ganz besonders, wenn eine christliche Hand ein nabatäisches Schriftzeichen, unbekümmert um diese Schrift selbst, im Dienste frommen Eifers durch Hinzufügung eines Striches zu einem Kreuze umformte.

Nach diesen Erörterungen darf ich nicht erst anzudeuten versuchen, welchen Eindruck auf den heutigen Pilgrim Wadi Mokatteb macht. Das Naturwüchsige, das Originelle gibt diesen Aufzeichnungen noch einen besonderen

---

[1] *κακον γενοϲ τουτοϲ*
ϲτρατιωτηϲ εγραψα (το?)
παν εμη χιρι

Levy (s. Zeitschr. der Deutsch. morg. Ges. 1860. III. 472 fg.) glaubt eine richtigere Abschrift in einem russischen Reisewerke (vom Archimandriten Porphyrius) gefunden zu haben, wornach er die erste Zeile *κακον γενοϲ λουποϲ* liest und übersetzt: Ich, Lupus der Krieger u. s. w.; freilich fügt er gerade nicht zur Empfehlung der neuen Lesung die Bemerkung bei, «aus welchem Grunde unser Soldat die zwei ersten Worte («schlechtes Gesindel!») geschrieben, weiss ich nicht anzugeben».

Werth. Nicht der Griffel eines kunstgeübten Schreibers, wie anderwärts gewöhnlich, hat sich hier verewiget, sondern die Hand des Wanderers selbst, so gut sie's gekonnt. Und unsere Zeit, die so manchen Schleier gehoben, hat auch das Dunkel dieses Schriftenthals gelichtet. Da klingen uns die Namen eines Asu, Obeidu, Ambru, Gozachu, Boreiu aus so weiter Zeitenferne entgegen; vor unseren Augen stehen sie, zu ihrem Gedächtniss eingeschrieben von ihrer eigenen Hand. Während die Geschichte des grossen Volkes, dem sie angehörten, in tiefem Dunkel liegt, haben sich diese Felsen der Wüste zu beredten Blättern der Geschichte belebt.

Doch wir eilen von den redenden Steinen des Wadi Mokatteb zu der Erquickung des Feiranthales, das sich, wie schon erwähnt, in nächster Folge an sie anschliesst. Man könnte sagen: Dort labt die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen, hier die blühende Gegenwart: nähme das Feiranthal nicht auch selbst seinen Platz im Gedächtniss der Vorzeit ein. Aber zunächst ist's seine herrliche Vegetation, seine reizende Lage, durch die es den Wanderer überrascht und seine Schritte hemmt.

Ich hatte am 28. Januar des Abends den Ausgang des Wadi Mokatteb erreicht. Ein Sandsteinhügel hat sich zwischen ihm und dem die östliche Richtung unseres Wegs nordöstlich fortsetzenden Wadi Feiran gelagert. Dieser Felssattel wehrte der unmittelbaren Verbindung beider Wadis; anstatt derselben biegt nun Wadi Feiran plötzlich nach Süden ab und läuft mit seinem Winter-Giessbache geraden Wegs in's Meer aus.

Nachdem wir Wadi Feiran betreten hatten, ritten

wir über eine felsige, da und dort mit Tamarisken und verschiedenem Strauchwerk, auch Gummi-Akazien, bewachsene Ebene, zu deren beiden Seiten granitene Bergeshöhen sich hinziehen. Von früh Sieben bis zur ersten Nachmittagsstunde hatten wir zu Kamel gesessen, als wir eine Oase von Palmengruppen und ein mit hellem Bergwasser dahinrieselndes Bächlein begrüssten. Damit kündigte sich uns das Paradies dieser Wüste an, obgleich wir erst nach einstündigem Ritte zu ihm selbst gelangten. Nachdem wir dort angekommen, liess ich unter dem Schatten hochragender Palmen und nicht fern vom Wasserbächlein das Zelt aufschlagen. Unweit davon waren Araberhütten, die noch mehr als die schattigen Palmengipfel meinen Schech Nazar gelockt hatten. Er besass hier nämlich theuere Freunde, sowie er auch mehrere Palmen sein eigen nannte, deren jährlicher Dattelertrag nicht zu seinen schlechtesten Einkünften zählte.

Während der Koch Huhn und Reis zurichtete, erging ich mich im Thale. Gegen zwei Stunden dehnt es sich aus von West nach Ost, meistentheils kaum zehn Minuten breit. Da liegt es wie ein herrliches in Rahmen gefasstes Bild. Ein voller üppiger Palmenhain, der sich in sanften Windungen dahinschlängelt zwischen kolossalen Granit- und Porphyrwänden, deren dunkle Färbung, röthlichgrau und braun, bisweilen auch blutroth, ebenso wunderbar contrastirt mit dem grünen Teppich der Palmenkronen, wie mit dem azurblauen Himmelsbogen, der sich von Höhe zu Höhe darüber spannt. Der Palmengrund selber paart mit der Lieblichkeit die Hoheit; aber die hochaufragenden Mauern die es umgürten, schroff und unerschütterlich,

bringen einen gebieterischen Ernst hinzu. Bei meiner Lustwandlung ergötzten mich auch, als der Abend herannahte, mehrere Sänger des Hains, deren einer unserer Nachtigall nahe kam. Er weckte mit seinem melancholisch lieblichen Schlage weniger die Sehnsucht nach den Mauern der Heimath, als den Wunsch, die Lieben der Heimath zum Genuss einer unvergesslichen Stunde an meine Seite versetzen zu können.

Die Kinder der Wüste, denen ein freundliches Geschick dieses Thal zum Heimathsherde gegeben, haben Grund noch Anderes an ihm zu schätzen als wir hervorgehoben. Die ergiebigste Dattelkultur ist nicht sein einziger Reichthum; auch Tabak und Hanf, der zur Bereitung des berauschenden Haschisch benutzt wird, werden in den Dattelgärten fleissig gezogen; dazu kommen noch Mandeln und Feigen, Granaten und Orangen, sowie insonderheit der Nebek- oder Sittere-Baum, dessen runde röthliche Früchte, ziemlich so gross wie eine kleine Haselnuss, schmakhaft und nahrhaft sind.

Diese Fruchtbarkeit des Thales soll nicht nur von seiner Wasserfülle herzuleiten sein, die es allerdings vor allen übrigen Wadis der Halbinsel auszeichnet; sondern man rechnet dazu auch, dass sein Boden einem eigenthümlichen befruchtenden Niederschlage ausgesetzt ist, der sich besonders in zahlreichen, oft seltsam gestalteten, gegen hundert und mehr Fuss hohen Lehmhügeln zu erkennen gibt, welche mehrere Stellen des Feiranthals in seiner östlichen Hälfte und des darauf folgenden Wadi Schech charakterisiren. . Interessanter freilich, vielleicht auch erbaulicher wäre es, wenn wir im Einklang mit der

uns aus dem 6. Jahrhundert berichteten Sage zu der Annahme berechtigt wären, dass der klare Gebirgsbach des Feiranthales seinen Ursprung Mose's wasserspendendem Wunderstabe verdanke, und ebenso die ausserordentliche Fruchtbarkeit als Nachwirkung desselben Wunderwassers zu betrachten sei.

Bewohnt wird Wadi Feiran von nicht wenig Araberfamilien, die unter den Palmen in niedrigen Hütten hausen. Die letzteren sind von der einfachsten Ausführung, und beschränken sich meist auf Räumlichkeiten zu ebener Erde, mit Wänden aus zusammengefügten hölzernen Stangen oder lose über einander gelegten Steinen, und Dächern von Flechtwerk und Palmenzweigen. Nur ein paar Anlagen erheben sich über diese urzuständliche Bauart; Linant-Bey, der berühmte französische Ingenieur und Gelehrte, besitzt eine solche, die er wie einen Sommer-Landsitz von Kairo aus besucht. Auch das Sinaikloster hat mehrere Besitzungen hier; leibeigene Beduinen des Klosters bewohnen und bebauen sie.

Aber mitten hinein in diese schöne Gegenwart, in diese Fülle des Lebens und Gedeihens ragen vergangene Jahrhunderte und Jahrtausende mit helleren und dunkleren Erinnerungen. Gleich beim Eintritt ins Thal von Westen her trifft das Auge des Ankömmlings auf viele Ruinen, die sich nördlich hinter den Palmen an den Aufstieg zweier Anhöhen in mässiger Entfernung von einander anlehnen. Ebenso trägt ein isolirter Hügel, der vor der engeren Thalschlucht mit dem Palmenhaine liegt, Ruinen eines grösseren seine ganze Höhe umfassenden Gebäudes, und auch diesem Hügel gegenüber im Norden wie im

Süden zeigen sich verfallene Baulichkeiten. Noch andere zahlreiche Ueberbleibsel frühzeitiger und längstverlassener Ansiedlungen, dabei auch Begräbnissstätten, finden sich in den Schluchten und auf den Bergen der Umgegend zerstreut.

Fragen wir, auf welche Zeiten diese Ruinen zurückweisen, so führen uns die Geschichtsquellen auf drei verschiedene Perioden, in denen hier eine Stadt Namens Faran gelegen. Zuerst berichtet uns Ptolemäus im 2. Jahrhundert von einer Stadt Faran. Sodann wissen wir aus mehreren Schriften und Dokumenten vom 4. Jahrhundert an, dass eine christliche Stadt Faran mit einem Rathe und einem Bischofssitze hier geblüht hat; mehrere ihrer Bischöfe vom 5. bis 7. Jahrhundert sind uns näher bekannt worden. Endlich erzählt der arabische Geschichtsschreiber Makrizi vor Mitte des 15. Jahrhunderts von einer « amalekitischen » — also mohammedanischen, wenigstens nichtchristlichen — Stadt Faran. Darnach hat es den Anschein, als ob die uns noch heute vor Augen liegenden Ruinen zunächst auf die Amalekiter-Stadt des 15. Jahrhunderts zurückzuführen seien. Höchst wahrscheinlich haben aber diese jüngsten Faraniten, deren auch schon Edrisi im 12. Jahrhundert gedacht, weit mehr die vorgefundenen älteren Anlagen benutzt als neue ausgeführt, was auch die nähere Untersuchung einzelner Trümmer bestätigt. Die von ihnen vorgefundenen übrigten aber von der christlichen Bischofsstadt, wie sich denn auch heute noch ein Kirchen- und ein Klosterbau von den Wohnhäusern unterscheiden lässt. Das Kloster stand bei der östlichen Anhöhe mit der einen

der beiden Häusergruppen, auf einem dort hervorspringenden Hügel. Ich bestieg ihn selbst, und genoss den prächtigen Ueberblick, den er gewährt. Ausserdem lässt sich das oben angegebene noch grössere Gebäude auf dem vereinzelten Hügel beim westlichen Anfang des Thales auf den ehemaligen bischöflichen Palast deuten. Er beherrschte die von ihm nordöstlich ausgebreitete Stadt, und hatte gegenüber im Süden, nur zwei Stunden entfernt, den Serbal mit seinen riesigen, wie ein ungeheueres Unglück drohenden Gipfeln.

Wie es gekommen, dass diese merkwürdige christliche Bischofsstadt, hier im Herzen der Sinaitischen Wüste so frühzeitig wie eine Leuchte im Schatten des Todes errichtet, schon nach wenig Jahrhunderten in Verfall gerieth, darüber ist uns nichts überliefert; es überrascht um so mehr, da das Katharinenkloster am Sinai seit seiner Stiftung im 6. Jahrhundert durch Kaiser Justinian trefflich fortbestanden. Unwahrscheinlich ist es nicht, dass der zuletzt in den Kirchenannalen verzeichnete faranitische Bischof Theodorus durch die in den monotheletischen Streitigkeiten (d. h. denjenigen, wo über die Einheit des göttlichen und menschlichen Willens in Christo verhandelt wurde) von ihm gegen die byzantinische Kaiserkirche eingenommene Stellung und die ihm daraus erwachsene Verdammung zum Falle des Bisthums beigetragen. Dass aber das Justinianische Sinaikloster das Bisthum von Faran gleichsam überflügelt und beseitigt habe, lässt sich ohne eine etwa eingetretene feindliche Zerstörung der Stadt selbst nicht annehmen, da ja bereits im 6. Jahrhundert die Prälaten Theonas und Photius zugleich vom Berg

Sinai und von der Kirche zu Faran ihre Titel führten.[1] Dagegen begreift sich's leicht, dass nach dem Verfall der letzteren das Sinaikloster in seinem kirchlichen Ansehen stieg.

Noch weniger ist uns bekannt geworden, so auffällig die Thatsache ist, wie aus dem heidnischen Faran des Ptolemäus das christliche geworden. Die Verfolgungen der Christen in Aegypten und die Auswanderungen in Folge davon mögen daran einen wesentlichen Antheil gehabt haben. Zudem war die angesiedelte heidnische Bevölkerung wahrscheinlich nicht eben stark, wie auch der Ausdruck des Ptolemäus[2] verräth.

Aber mit all diesen Erinnerungen stehen wir noch fern von der frühesten Geschichte des Palmenhains. In dieser Gegend war es, wo Mose mit Israel den Kampf gegen Amalek und sein Volk zu bestehen hatte. Was wäre wahrscheinlicher, als dass diese Völkerschaft hier einen ihrer Wohnsitze gehabt? Erscheint uns aber ein Jahrtausend später der faranitische Palmenhain mit dem majestätischen Serbal auf Grund der Nachrichten von Diodor (3, 42 fg.[3]) und Anderen, wozu dann noch die

---

[1] «Theonas, durch Gottes Erbarmen Presbyter und Legat des heiligen Berges Sinai und der Wüste Rhaithu und der allerheiligsten Kirche zu Faran» (*τῆς κατὰ Φαρὰν ἁγιωτάτης ἐκκλησίας*): so lautet eine der Unterschriften in den Acten des Concils zu Konstantinopel vom Jahre 536. Und gegen das Ende desselben Jahrhunderts heisst Photius «Bischof der Kirche zu Faran oder des Berges Sinai».

[2] 5, 17, 1. *ἡ Φαραν κώμη.*

[3] Diodor rühmt von dem «Palmenhaine», umgeben von iner wasserlosen, sonnverbrannten Gegend, dass sein Reich-

schon besprochenen Inschriften kommen, als Mittelpunkt eines heidnischen Cultus, namentlich sabäischer Götterverehrung, so hat er dieselbe Eigenschaft gewiss längst vor dem 3. Jahrhundert vor Chr. gehabt, ohne dass uns die spärlichen Geschichtsblätter jener Zeit Kunde davon geben.

Welche Vergangenheit liegt also begraben unter dem Immergrün dieses Palmenhains. Die Nebel der frühesten Götzendienste, die auf ihm ruhen, durchbricht der helle Strahl zweier Offenbarungen. Von Fehden des Glaubens und Aberglaubens erzählen uns verwitterte Steine und Ruinen, wenn auch aus und über ihnen selber neues Leben spriesst und blüht.

Aber wir dürfen von Feiran nicht scheiden, ohne dem Serbal, der hoch über seinen Palmen als der vom Schöpfer selbst erkorene Fürst der Wüste thront, einen Augenblick näher getreten zu sein. Zwischen ihm, im

---

thum an Quellwasser, so kühl wie Schnee, das Land mit frischem Grün bekleide, und überaus reizend und fruchtbar mache. Seiner Herrlichkeit mitten in der menschenleeren Wüste halber werde er von den Barbaren für heilig gehalten. Ein Altar von festem Gestein stehe daselbst aus alten Zeiten und trage eine Inschrift in veralteten unbekannten Charakteren. Ein Mann und eine Frau seien lebenslänglich mit dem priesterlichen Dienste betraut. Den dort Wohnenden sei ein hohes Alter beschieden. Aller fünf Jahre werde im Haine ein Fest begangen, dem die Umwohnenden von allen Seiten zuströmten, um wohlgenährte Kamele den Göttern des Hains als Hekatomben zu opfern, und zugleich Wasser aus seinen Quellen, das für heilbringend galt, mit in die Heimath zu nehmen.

strengeren Sinne des Worts, und dem Palmenthale liegen mehrere durch Schluchten getrennte gleichfalls granitene oder wenigstens urgebirgliche Vorberge des Serbal. Die breiteste und längste dieser Schluchten beginnt am Fusse jenes Hügels, auf dem wir uns den einstigen Bischofspalast gedacht; sie führt den Namen Wadi Alejat. Durch diesen Wadi, der erst nach einer Stunde zur engen Schlucht wird, lässt sich in zwei Stunden der Fuss des Serbal erreichen, und von ihm aus eine der höchsten Spitzen des Berges selber, der in seiner vollen Höhe in fünf kegelförmige nackte schroffe Granit- oder Porphyrgipfel ausläuft.[1] Auch andere Spitzen sind für den geübten Fuss unerschrockener Wanderer erreichbar; namentlich ist die höchste von allen fünf, d. h. die zweite von Westen, die vierte von Osten her, durch Rüppell 1831 und Lepsius 1845 erstiegen worden. Die Grossartigkeit der wildzerklüfteten und in die feurigsten Farben getauchten Gebirgsmassen, die bei dieser Ersteigung vor's Auge treten, ist schwer zu schildern. Ueberraschend dabei ist es, dass sich innerhalb der scheinbar öden aber keineswegs wasserleeren Felsregion nicht selten eine vortreffliche Vegetation, wie «üppig wuchernde Feigenbäume», ja sogar eine Oase mit Palmen, blühenden Sträuchern und duftenden Kräutern findet. Diese Oase, ein Thalkessel zwischen hohen Felsen, besitzt auch ein altes christliches Klostergebäude. Der Uebergang von den Einsiedlerhöhlen, deren gleichfalls der Serbal aufzuweisen hat, zum behaglicheren Kloster

---

[1] Nach Rüppell's Barometermessung beträgt die absolute Höhe des höchsten Punktes 6342 Par. Fuss.

war bei einer solchen Anlegung des letzteren in der That nicht schroff. Diese Stätte christlicher Andacht stand jedenfalls in Abhängigkeit von der Bischofsstadt Faran; sie kann wenigstens nicht dafür zeugen, dass der Berg selbst für christliche Augen ehrwürdig gewesen. Entschieden tritt dagegen der Charakter der Heiligkeit hervor, den derselbe für die eingeborenen Wüstensöhne seit frühen Zeiten an sich getragen haben muss. Die sogenannten Sinaitischen Inschriften — das Beiwort stammt von ihrer ehedem vermeinten christlichen Bedeutung — stehen zahlreich an vielen Felsen, selbst auf den erreichbaren äussersten Spitzen; sie sind aber keineswegs die einzigen Merkmale der dem Serbal von nichtchristlicher Seite gewidmeten Anhänglichkeit. Sogar auf dem Gipfel der höchsten aus ungeheueren Porphyrblöcken gebildeten Spitze befindet sich noch jetzt «eine aus Feldsteinen kreisförmig zusammengelegte Einfassung, und andere staffelförmig aufgebaute», die zu ihr führen.[1] Als Rüppell mit dem ihn geleitenden Beduinen dort ankam, zog der letztere die Sandalen aus wie auf heiliger Stätte, näherte sich dem Kreise mit Ehrfurcht und verrichtete innerhalb desselben sein Gebet. Später erzählte er Rüppell, dass er dort zwei Schafe, eins bei der Geburt seines Sohnes, eins bei Genesung von einer Krankheit, als Dankopfer dargebracht habe.[2] Gleicher Weise erzählt Burckhardt, der 1816 den «östlichsten» von unten nadelspitz er-

---

[1] Siehe Ritter: Die Erdkunde. 14. Thl. 3. Buch. S. 704 aus Rüppell's Reisen.

[2] Siehe Ritter a. a. O. S. 704.

scheinenden Gipfel erstieg, dass sich auf demselben inmitten einer 50 Schritt umfassenden Plattform ein aus kleinen zwei Fuss hoch aufgehäuften Steinen gebildeter Kreis von etwa 12 Schritt Durchmesser vorfinde.[1] Er gibt ferner an, dass einer der niederen Felsenberge «Ort des Gebets», el Monadsche, bei ihnen heisse und durch das Grabmal eines Schechs ausgezeichnet sei, zu dem öfters behufs feierlicher Opferungen Wallfahrten unternommen würden.[2] Mehrere ähnliche Denkmale und bis jetzt in hohen Ehren gehaltene Oertlichkeiten finden sich sowol auf den Höhen des Serbal als auch in seinen tiefer gelegenen Umgebungen. So reicht die Verehrung desselben bei den Beduinen bis auf die Gegenwart herab. In Zusammenhang damit steht der Widerwille, mit dem sie ihren heiligen Berg durch «Ungläubige» ersteigen lassen, wie namentlich Burckhardt aus eigener Erfahrung bezeugt hat.[3]

---

[1] Siehe Ritter a. a. O. S. 698.

[2] Ebendas. S. 700.

[3] Nach Burckhardt's ausführlichen Mittheilungen Bd. 2. S. 949 fg. S. 971 fg. erzählt Ritter a. a. O. S. 701 darüber Folgendes: «Dass bei den heutigen Beduinen doch höchst wahrscheinlich noch ein mysteriöser Wahn hinsichtlich der Besteigung des Serbal-Gipfels vorwalten musste, schien schon aus der Ablehnung der Führung jenes Sattala-Beduinen hervorzugehen, dem doch nicht unbedeutende Belohnung dafür geboten war; noch mehr aber aus dem Widerspruch der am Grabe Scheikh Szalehs zu einem Feste versammelt gewesenen Araber, welche, sobald sie Kunde von Burckhardt's Absicht erhalten, den Berg Serbal zu besteigen, sogleich Botschaft nach dem Wadi Feiran geschickt hatten, dem Fremdling dieses Unternehmen zu wehren. Burckhardt hatte aber sein Ziel schon

So interessant und lehrreich schon diese mannigfachen Aufschlüsse sind, so bleiben doch gewiss noch genauere Forschungen thunlich und wünschenswerth. Sie werden allem Anscheine nach das Resultat nur noch fester begründen, dass wir im Serbal, wie auch trotz philologischer Skrupel grosse Kenner der semitischen Sprachen seinen Namen deuten, den alten Baalsberg vor uns haben, den schon in grauer Vorzeit die fromme Phantasie kindlicher Naturvölker mit dem Gewand heiliger Geheimnisse, mit dem Schauer göttlicher Majestät umkleidete.

Nach Osten hat Wadi Feirán seine bestimmte Grenzmarke an einem grossartigen Felsenthor, el Bueb; es entspricht jenem quer vor dem westlichen Beginn des Palmenthals gelegenen Hügel mit den Palastruinen: denn zwischen beiden entfaltet sich die herrliche Palmenkultur. Doch schon eine halbe Stunde bevor wir den östlichen Engpass erreichen, befinden wir uns am Ende der Palmen, und an ihre Stelle treten die bis dahin nur vereinzelt erschienenen gleichfalls immergrünen Tamarisken; sie verdichten sich hier zu einem üppig reichen Walde, der uns mit seinem Dufte und Schatten bis an den Ausgang des Thales geleitet.

Bei diesem Tamariskenwalde treffen wir auf jene schon genannten seltsamen Lehm- oder Thonbildungen, grotesk gestaltete Hügel von gelblicher Färbung, zwischen 100 und 200 Fuss hoch. Man ist beim ersten Anblick der-

---

vor dieser erreicht, fand jedoch wegen des Verbots, ihn auf den Serbal zu führen, im Wadi Feiran alle Araber in Aufruhr gegen ihn und seine Führer » u. s. w.

selben geneigter sie für Ruinen von uralten Schlössern und Tempeln als für angeschwemmte Erdschichten zu halten. Bisweilen lehnen sie sich an röthliche Porphyrwände oder graue blau- und braungeäderte Granitfelsen an, wodurch ein seltener Contrast der Farben entsteht.

Auch hinter dem Bueb, wo Wadi Schech beginnt, setzt sich der schöne Tamarisken- oder Tarfawald mit starken kräftigen Bäumen noch eine kleine Strecke fort; darauf tritt er erst gegen die Mitte desselben Wadi, d. h. nachdem wir gegen fünf Stunden vom Bueb in nordöstlicher Richtung weiter geritten sind, in der überraschendsten Fülle wieder hervor. Dort haben wir die Heimath des Manna erreicht. Denn in diesem gegen eine Stunde langen Tamariskenwalde des Wadi Schech wird noch jetzt alljährlich, wenn es nicht allzu sehr an Regen gefehlt hat, Manna geerntet. Dass es hier ausschliesslich vorkomme, wie mir früher mitgetheilt worden, bestätigte wenigstens vom Feiranthale meine eigene Erfahrung. Denn als ich Ende Mai und Anfang Juni des Jahres 1844 beide Thäler besuchte, bemerkte ich gar wol bei den Tamarisken des Wadi Feiran den starken Mannageruch, aber es liess sich durchaus nichts von dem Erzeugniss selbst auffinden, wogegen ich's Tags darauf im Wadi Schech an vielen Zweigen wie glänzende Perlen, wie dickliche Thautropfen hängen sah. Jedenfalls kommen aber auch, schon nach Seetzen's und Anderer Beobachtungen, noch andere tamariskenreiche Wadis der Sinaihalbinsel für die Manna-Erzeugung in Betracht, obschon Wadi Schech damit am reichlichsten gesegnet ist, weshalb es sogar in seinem westlichen Theile mit dem Namen des

Wadi Tarfa belegt wird. Diesem Mannabesitze der Sinaihalbinsel gegenüber ist es eine überaus merkwürdige Thatsache, dass wol auch anderwärts, z. B. nach Burckhardt's Zeugniss in Nubien, in vielen Theilen Arabiens, am Euphrat, im Hedschas, dieselbe Tamariske vortrefflich gedeiht, ihre Mannaproduktion aber auf die Sinaitische Wüste sich beschränkt.

Hier also erscheint das Manna als ein dicklicher honigartiger Saft, der gleich Thautropfen an den Zweigen der dem Lebensbaume ähnlichen Tamariske hängt, und zwar an den Stengeln, nicht am Laube. Bei heissem Sonnenstrahle schmilzt es und fällt von den Zweigen auf den Boden, der gewöhnlich mit dürrem Laube, vergleichbar den abgefallenen Nadeln der Nadelhölzer, bestreut ist. Sowol unmittelbar von den Zweigen als auch vom Boden weg wird das Manna von den Beduinen und den leibeigenen Halbbeduinen des Sinaiklosters während der Monate Juni und Juli in lederne Schläuche gesammelt. Aus diesen Schläuchen füllen es die Sinaimönche in kleine blecherne Büchsen, und in dieser Fassung wird es von den Sinaipilgern, wie schon 1483 von Felix Fabri, häufig in die Heimath mitgenommen.[1] Da die Manna-Ernten nicht

[1] Ich selbst brachte im Jahre 1844, wo ich das für Sinaireisende seltene Glück hatte bei Beginn der Mannaperiode die Wüste zu durchreisen, mehrere Zweige mit ihren Mannaperlen in einer blechernen Büchse nach Hause. Das weissliche glänzende Aussehen, das diese Perlen anfangs hatten, vertauschten sie bald mit einem bräunlichen. An den bis heute aufbewahrten Zweigen ist noch immer die klebrige braune Saftmasse bemerklich, sowie auch reichlicher Mannageruch vorhanden.

allzu reichlich sind,[1] so gilt es für kostbar und wird ziemlich hoch verkauft, wofern es die Beduinen nicht etwa selbst verzehren. Wenn dies letztere geschieht, so wird es zu dem täglich frischgebackenen flachen ungesäuerten Brot genossen, wozu es sich bei seiner dem Honig ähnlichen Süssigkeit trefflich eignet.

Woher dieses Manna sich erzeuge, darüber hat man sich in früheren Jahrhunderten sehr wenig beunruhigt. Felix Fabri, der Ulmer Kaplan, erzählt vom Jahre 1483, dass Manna das Himmelsbrot noch immer in den Klingen (Schluchten) und Thälern um die heiligen Berge falle, in den Monaten August und September. Es ist Thau, schreibt er (a. a. O. Bl. 143 fg.), süsse, dicke und gefärbet wie Honig, und hanget an dem Laube und Gras, eben als Korianderkörnlein. Das lesen die Mönche zusammen und die Araber, und wenn es zusammenkommt, so wird es eben als Harz, doch bleibet es süss. Er vergleicht es sodann mit dem Manna der Israeliten; dieses habe aber, obschon es gleichfalls gefallen und ebenso gestaltet

---

Ausserdem nahm ich wiederholt vom Sinaikloster Blechbüchsen mit aufgesammeltem Manna mit. Dieses letztere, eine weiche dickliche Masse, die beim Umkehren der Büchse sofort in langsamen Fluss geräth, hat sich vollkommen erhalten. Auf meinen beiden späteren Sinaireisen kam ich zu frühzeitig durch's Schechthal — 1853 Ende Februar, 1859 Anfang Februar — um neue Beobachtungen der Manna-Erzeugung anzustellen.

[1] Burckhardt schätzte die Summe einer Jahreseinsammlung auf 500 bis 600 Pfund, was wol für die jetzigen Ernten, selbst wenn sie gut sind, zu hoch gegriffen ist; doch gibt Wellsted den jährlichen Ertrag im günstigen Falle sogar noch höher an, nämlich auf 700 engl. Pfunde.

gewesen sei, viel übernatürliche Eigenschaften gehabt, während das jetzige natürlich sei. Aller Thau in der Wüste sei nämlich entweder bitter wie Salz oder süss wie Honig; der Thau um die Sinaitischen Berge sei aber so dicke und substanzlich, dass man ihn fassen und behalten könne. Der französische Canonicus Morrison bemerkt vom Jahre 1697,[1] der Gott Israel habe das frühere Wunder daselbst für alle Zeiten verewigen wollen; denn er lasse noch heute Manna regnen alljährlich in den heissesten Monaten Juli und August. Es sei weiss wie Schnee, bestehe in erbsengrossen Kügelchen, und werde wie Honig auf Brot genossen; kalt erhärte es wie Wachs. Er hielt es für dasselbe Manna, das Israel genossen; es schmecke ebenso, und sei nur aus Noth und Hunger damals noch begieriger als heutzutage genossen worden.

Erst in neuester Zeit hat sich die Naturforschung genauer damit beschäftigt, und vor allen anderen ist Ehrenberg im Jahre 1823 in's Geheimniss eingedrungen. Er entdeckte dass das Manna von dem Stiche eines Insekts herrühre. Das Insekt, eine wachsgelbe Schildlaus, von nur 3 Linien Länge, verwunde auf eine den blossen Augen unsichtbare Weise die zarten Zweiglein des Baumes oder Strauchs, und in Folge davon trete, nach vorangegangenem Regen, der klare allmählig sich verdickende Saft hervor. Nach dieser Erklärung des Phänomens steht das Sinaitische Manna allerdings, wie schon Michaelis 1761 in den Fragen an Niebuhr und seine Begleiter vermuthet hatte, in Verwandtschaft mit dem Manna unserer Apo-

---

[1] Siehe Ritter a. a. O. S. 667.

theken, das in Folge eines Cicadenstiches aus der Manna-esche Südeuropa's, besonders Calabriens, gewonnen wird. Manche Zweifel sind bei derselben wol übrig geblieben; aber die Hauptsache selbst, dass die Tamariske und das Insekt die beiden Faktoren der Manna-Erzeugung seien, steht nach der Gründlichkeit der Untersuchung Ehrenberg's nicht in Zweifel.

Fragen wir nun weiter, welche Analogie zwischen dem heutigen Manna und dem ehemaligen Himmelsbrote der Israeliten stattfinde, so hat die Antwort freilich ihre Schwierigkeiten. Ehrenberg selbst meinte, dass die Mosaische Ausdrucksweise, es regne Manna, es falle aus der Luft,[1] dadurch gerechtfertigt sei, dass es noch heutzutage von den obersten Spitzen der Zweige des bis zu 20 Fuss hohen Mannabaumes herabträufle. Auch abgesehen von allen den wunderbaren Einzelnheiten, die der Mosaische Bericht am Manna Israels rühmt, fragt es sich ob Ehrenberg's Auskunft eine sichere Brücke von unserem Insekten-Manna zur Mosaischen Himmelsspeise schlage. An der Spärlichkeit der jetzigen Production dürfte dabei am wenigsten Anstoss zu nehmen sein, da sie sich ohne grosse Mühe auf's Vielfältigste und eben wunderbar gesteigert

[1] S. 2. Mos. 16, 13. 14. «Und am Morgen lag der Thau um das Heer her. Und als der Thau weg war, siehe da lag es in der Wüste rund und klein, wie der Reif auf dem Lande.» 4. Mos. 11, 9. «Und wenn des Nachts der Thau über die Lager fiel, so fiel das Man mit darauf.» Nur vorher, d. h. 2. 16, 4. heisst es: Da sprach der Herr zu Mose: «Siehe, ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen», woran sich der Ausdruck des Psalters (78, 24) anlehnt: «Und liess das Man auf sie regnen».

denken lässt. Wollte man aber die Analogie zwischen damals und jetzt gänzlich abweisen, so spricht dagegen entschieden der Umstand, dass eben da wo Israel sein Manna genossen — in der Wüste Sin, zwischen Elim und Sinai, worauf sie nach Raphidim gekommen[1] — auch das heutige Manna gefunden wird, und zwar, wie schon oben bemerkt worden, in so vereinzelter Weise, und ohne dass viele andere tamariskenreiche Länder Aehnliches aufzuweisen haben.[2] Ja sogar die Jahreszeit, in der das Mo-

[1] S. 2. Mos. 16, 1 fg. 17, 1.

[2] Dass überhaupt noch Aehnliches vorkomme, lässt sich keineswegs läugnen, wie ja auch, nachdem Ehrenberg das Geheimniss entdeckt, das calabrische Eschenmanna vergleichbar geworden. Ritter stellt a. a. O. S. 682 fg. mehreres hieher Gehörige zusammen, das zum Theil schon im Alterthume beobachtet worden; ebenso bereits vor ihm Rosenmüller im Handbuche der bibl. Alterthumskunde 4. 1, 316 fg., auch im alten und neuen Morgenlande 2, 34 fg. Den Vertretern des Insektenmannas möchte vielleicht Jemand mit anderen überraschenden Naturerscheinungen, die in neuester Zeit beobachtet wurden, entgegentreten. Wir meinen diejenigen, die eine Aehnlichkeit mit einem wirklichen Mannaregen darbieten. Auch davon hat Ritter anhangsweise zum Kapitel über das Manna berichtet, siehe S. 692 fg. Wir haben es dabei mit einem nährenden Flechtengewächs, lichen esculentus, zu thun, das sich auf trockenem steinigten Boden bildet und freiliegend, nicht am Boden haftend, seinen Nahrungsstoff einsaugt. Bei heftigen Steppen- oder Wüstenstürmen in die Höhe geführt, fällt es in der Ferne dem Regen gleich wieder zu Boden, und hat bei einem solchen Niederfalle, dergleichen in Persien und anderwärts beobachtet wurden, aber nie in der Sinaiwüste, wo auch die Flechte selbst niemals vorkam, umfängliche Strecken Landes einige Zoll hoch bedeckt, so dass selbst Schafheerden reichliches Futter daran hatten.

saische Manna zu fallen begann, Anfang Mai,[1] berührt sich auffällig nahe mit dem heutigen Beginn der Mannaperiode. Der selige Ritter, ein Mann von ebenso gläubigem Gemüthe als hellem Geiste und grossem Wissen, hat vortrefflich über diese Angelegenheit geschrieben. Er erklärt sich, unter Zusammenstellung vieler Einzelheiten,[2] ganz dafür, dass das heutige Manna in bestimmtem Zusammenhang mit dem ehemaligen stehe, dass bei Ausdrücken wie dem des Mannaregens zu bedenken sei, wie trotz aller Fortschritte der Naturwissenschaften doch erst seit kurzem für uns selbst ein genauerer Nachweis des Phänomens gewonnen wurde (S. a. a. O. S. 679), während die Beduinen noch immer das Manna regnen lassen und auch Flavius Josephus dieselbe Anschauung getheilt, indem er schreibt, durch Jehovah's Gnade pflege noch immer dieselbe Speise in derselben Gegend der Gesetzgebung am Sinai herabzuregnen (S. 680[3]); dass aber trotz aller

---

Eine Vergleichung dieses Phänomens mit dem Mannasegen der Israeliten scheint uns sehr wenig berechtigt. Zum Ueberflusse sei nur noch bemerkt dass diese Flechte, von der mir selbst eine kleine Quantität aus Algier durch einen russischen Naturforscher geworden, nicht das Geringste von der Honigsüsse unseres Manna besitzt.

[1] Die Ankunft in der Wüste Sin fällt nach 2. Mos. 16, 1 auf den «fünfzehnten Tag des andern Monats, nachdem sie — zur Osterzeit — aus Aegypten gezogen waren».

[2] S. a. a. O. S. 681 fg. Ganz besonders in Betracht kömmt 2. Mos. 16, 31 «Und es war wie Koriandersamen, und weiss, und hatte einen Geschmack wie Semmel mit Honig».

[3] Joseph. Ant. Jud. 3, 1. 6. heisst es ausdrücklich vom Manna, dass es noch jetzt herabregne (ὕεται). Philo im Leben

Analogien und Erklärungen das uns überlieferte Wunder wunderbar genug bleibe.[1] Dabei vertritt er zugleich, unter Benutzung von Hengstenberg's Studien, eine massvolle Auslegung des heiligen Textes, wornach weder ein auf 40 Jahre ausgedehntes tagtägliches Fallen noch auch die ausschliessliche Ernährung des Volkes durch Manna berichtet werde.

Diese umständliche, wenn auch bei weitem nicht ausführliche Darlegung der Auffassung Ritter's wird an sich schon beweisen, wie sehr sich der Verfasser dieser Wanderskizzen in Einklang damit weiss. Nur das Eine möchten wir noch beifügen, dass doch auch für denjenigen, dem Bedenklichkeiten darüber übrig bleiben, ob die jetzige Erzeugung des Manna auf das gefeierte, selbst vom Hei-

---

Mosis 1, 36. gedenkt gleichfalls der himmlischen Mannagabe als eines ausserordentlichen wunderbaren Regens, doch sagt er nichts von einer Wiederholung der Thatsache.

[1] S. a. a. O. S. 677 fg. «Trotz des Nachweises des Naturgesetzes durch den Menschen bleibt ihm nicht dasselbe Gesetz der Natur zuletzt doch selbst noch ein unerklärliches Wunder?» «Die Wunder Gottes bleiben uns Wunder, selbst wenn wir sie alle uns durch Naturkräfte sollten ausklären können, denn auch diese selbst sind und bleiben uns doch in ihrem Urgrund ein Wunder. Das, was wir bei ihnen Erklärung und Verständniss nennen, ist bei jedem wissenschaftlichen Denker nur der Nachweis eines Hergangs auf einen noch tieferen, noch verborgenern allgemeinen Urgrund. Wenn unsere Kenntniss der natürlichen Kräfte ausreichen sollte, das specielle Wunder des Mannaregens zu lösen, so erhöht sich dadurch nur das Wunder Jehovah's in der Erhaltung seines Volkes in der Wüste um so mehr, als auch die Wüste, die nach menschlichen Begriffen dazu unfähig schien, durch ihren Organismus so vorgebildet war, um dennoch das Leben von Millionen fristen zu können».

land bedeutungsvoll erwähnte[1] Himmelsbrot vollkommen übertragbar sei, noch jene Morrison'sche Auffassung berechtigt bleibt. Das gegenwärtige Manna müsste doch immer als ein sinnvolles geweihtes Erinnerungszeichen für die wunderbare That des Herrn an seinem begnadigten Volke gelten, wenn wir die letztere, ihrer innersten Natur nach, auch nicht durch die Beobachtungen unseres eigenen Auges controliren könnten.

Verfolgen wir nun den Weg zum Sinai durch Wadi Schech noch weiter, so überrascht uns etwa eine Stunde nach den mannareichen Tarfabäumen bei einer Verengerung des Weges der Anblick der zu unseren beiden Seiten mehrere hundert Fuss hoch ansteigenden glatten Granitwände, röthlichbraun und schwärzlichblau gestreift, glizzernd und glänzend. Die urgebirglichen Strecken zwischen Wadi Mokatteb und dem Sinai führen uns wiederholt durch natürliche Felsenthore von grossartiger Erscheinung; aber keines macht einen gewaltigeren Eindruck als dieses. Hier überkömmt den Sinaipilger ein frommer Schauer; denn es ist ihm als ob sein Fuss einherwandele durchs Portal zum Sitze eines übermächtigen Herrschers, dem als dienstbare Geister die Kräfte der Natur diese unvergänglichen Mauern aufgerichtet. Haben wir das Portal durchschritten, so öffnet sich ein wahres Amphitheater, fröhlich bewachsen mit Gras, Kräutern und Sträuchern. Einige Felsblöcke liegen inmitten zerstreut, darunter einer der den Namen: Mosisstuhl, oder genauer: des Herrn Mose Ruhesitz, führt. Wenn für Mose's Namen von den Beduinen bisweilen der

---

[1] Evang. Joh. 6, 49. 50.

Name Mohammeds gesetzt worden,[1] so berühren sich hier wahrscheinlich die christliche und die moslemitische Tradition. Die erstere Bezeichnung hängt nämlich gewiss mit der Annahme zusammen, dass hier Raphidim gewesen, sei es nun dass man beim Mosisstuhl an «des Hügels Spitze» dachte, auf dem Mose während der Amalekiter-Schlacht gestanden, den Stab Gottes in seiner Hand,[2] oder daran dass ihn dort bei längerem Verweilen sein Schwäher Jethro aus Midian heimsuchte, indem er ihm Weib und Kinder zurückbrachte und gute Rathschläge ertheilte.[3] Wie auf dem Sinai, dem Dschebel Musa, der grosse Prophet durch den Tritt seines Dromedars in Concurrenz tritt mit den Mosaischen Erinnerungen, so lässt der Beduine auch hier seinen Mohammed auf Mosis Stuhl sitzen. Merkwürdiger ist aber, dass diese auch im Munde der Beduinen vertretene Tradition von Raphidim vor strenger wissenschaftlicher Forschung gar nicht unberechtigt erscheint, wie sich besonders Robinson[4] derselben günstig ausgesprochen. Es sei dazu vorläufig nur bemerkt, dass das Terrän für mein Auge ganz den Eindruck eines für solche Wüstenkämpfer geeigneten Schlachtfeldes gemacht hat.

Der amphitheatralische Raum schliesst sich nach etwa zehn Minuten wieder; das Urgebirge tritt zu beiden Seiten zurück; aber die weiter führende Strasse stellt vor unsern Blick majestätisch aufragende Gipfelpunkte der Sinaiti-

---

[1] S. Ritter a. a. O. S. 648.

[2] S. 2. Mos. 17, 9.

[3] S. 2. Mos. 18, 1 fg.

[4] S. Palästina etc. Bd. I, S. 198 fg.

schen Felsengruppe. So liegt denn das Portal hinter uns, der Gottesberg, der Thron vor uns.

Ungefähr zwei Stunden bevor wir an den Fuss dieser ehrwürdigen Felsen und damit zugleich zum Katharinenkloster gelangen, treffen wir auf das grösste Heiligthum der Wüste, das Grabmal des Propheten oder Schech Saleh. Nach dem Mosisberge, den auch der Beduine noch und heilig hält, kommt bei ihm dieses alte Monument; sogar führt der Wadi Schech davon seinen Namen, denn Saleh ist der Schech aller Schechs. Ist unter diesem Heiligen nicht schon ursprünglich jener grosse moslemische, auch im Koran erwähnte Prophet Saleh zu verstehen gewesen, so ist er doch wahrscheinlich im Munde späterer Geschlechter allmählig dazu erhoben worden. Genug, sein Grabmal ist heutzutage gleichsam das Centralheiligthum der Beduinen; zu ihm wallfahrten sie alljährlich von nah und fern, und halten daselbst ihr grosses Fest. Da ich einer solchen Festfeier auf meiner ersten Reise persönlich beigewohnt, eine seltene Reiseerfahrung, so gestatt' ich mir mit wenig Worten das Gedächtniss derselben zu erneuern.

Als ich am 23. Mai 1844 zur Mittagsstunde im Zelte lagerte, zogen mehrere Züge von Beduinen, Männer mit Frauen und Kindern, auf stattlich geschmückten Dromedaren, von Lämmerheerden begleitet und belebt durch weithin schallende Freudentöne, unfern von mir vorüber. Sie zogen zum Salehfeste. Einige Schechs traten in mein Zelt und luden mich dringend zur Theilnahme ein, worauf ich im Vorübergehen einen Augenblick zu halten versprach. Als ich aber kurz nachher auf das festliche Zeltgelage

zuritt, da zogen mir die versammelten Schechs auf dreissig Schritte entgegen, und ihrer mit freundlicher Zudringlichkeit erneuerten Einladung liess sich kein Widerstand leisten. Ich zog mit der Schaar ins grosse gemeinschaftliche Zelt und fasste daselbst inmitten der vierzig bis fünfzig Häuptlinge Platz. Das Zelt war nur von zwei Seiten geschlossen; nach Norden bot es die Aussicht auf die Heerden, Dromedare und Kamele; nach Süden loderte ein Feuer, woran eifrigst Kaffee gekocht wurde. Hier sass als Generalwirth der Fürst oder Oberste der Häuptlinge, eine hohe männliche Gestalt, von kräftigen Zügen, braunen Augen, dunklem Barte. Auf dem Haupte trug er einen weissen Turban mit rothem Fes; ein langes weisses Kleid von leichtem wollenen Stoff hing ihm bis auf die nackten Füsse herab. An dieses Hauptzelt reihten sich in gleicher Linie mehrere kleinere an, deren Eingang mit Teppichen verhangen war: darin weilten die Frauen mit den Kindern.

Eine Tasse Kaffee und noch eine zweite wurde mir sowie allen die im Kreise sassen dargereicht; dazu dampften die Pfeifen, und das Gespräch war lebhaft.

Nach einem Stündchen wurde das Grabmal festlich umgangen. Es lag, ein kleines steinernes Haus, auf einem felsigen Hügel, vierzig Schritte hinter dem Zeltfeuer, und war für diese Feierlichkeit offenbar frisch übertüncht worden. Bei dem Umgange schritten die sittsam verschleierten Frauen voran; indem sie in ihrem Munde die bekannte orientalische Musik ausführten, ging der Zug den Hügel hinauf, ums Grabmal herum und endlich in dasselbe hinein, wo die Frauen beim Sarge des Heiligen, den grüne Stoffe mit eingewirkten Gebetssprüchen über-

kleideten, einige Minuten beteten. Von jungen Burschen wurden bei diesem Zuge die Opferlämmer geführt, etwa 50 an der Zahl, und noch oben auf dem Hügel wurden ihnen ein paar Haare von der Stirne geschnitten sowie die Stirne selbst blutig geritzt. Darauf wurden sie unten am Hügel abgeschlachtet, an den Zelten aufgehangen, ihres Felles entledigt und mit den grossen Schwertmessern in Stücke zerhauen.[1]

Während die Mahlzeit am Feuer zugerüstet wurde, eröffnete sich ein Wettrennen auf Dromedaren, das die Frauen hinter den Zeltvorhängen mit ihren jauchzenden Tönen zu verherrlichen suchten. Auf das Wettrennen, das zuletzt ein wilder Bergsturm mit seiner Musik begleitet hatte, folgte die Mahlzeit. Das Fleisch war ohne Ausnahme gekocht worden. Alle Gäste lagen im Kreise herum, gesondert in kleine Gruppen von vier bis sechs. In einer hölzernen Mulde wurde das Fleisch aufgetragen und inmitten der einzelnen Gruppen auf Lammfelle geschüttet. Jeder übernahm und verspeiste mit den Werkzeugen, die ihm Mutter Natur verliehen, seinen Antheil; ich that dasselbe. Alles schien sich des besten Appetits zu erfreuen. Nach dem Fleische kam ein Bilav aus Gerstenmehl mit sehr geringen Zuthaten. Getrunken wurde dabei ein Trunk vortrefflichen Wassers. So schmausten diese Herren der Wüste bei ihrem grossen Jahresfeste; kein Wunder dass keinen das Podagra nach Hause geleitete.

---

[1] Die Bemerkung in meiner «Reise in den Orient» I, 212. dass die eigentliche Opferung der Lämmer vermittelst der Zähne und Mägen geschehen, hat bei Ritter a. a. O. S. 654. ein seltsames Misverständniss veranlasst.

Später hatte noch ein Tanz der Frauen folgen sollen;[1] da aber der Sturm immer heftiger geworden, musste er unterbleiben.

Am nächsten Morgen schied ich von dem Festgelage. Wahrscheinlich hatte es aber noch einen längeren Verlauf, und die nach meinen Aufzeichnungen gerade 8 Tage später unternommene Wallfahrt der Beduinen auf den Sinaigipfel mag wol erst den Schlussstein des Festes gebildet haben.

Nach diesen Abschweifungen in den Wadi Schech, zu seinen Mannatamarisken, seinem Felsenthore und seinem grossen Heiligen, kehren wir dahin zurück wo es im Westen beginnt. Denn erst bei meiner Rückkehr nach Aegypten — am 7. Februar — nahm ich dies Mal den Weg durch Wadi Schech; dagegen schlug ich am 30. Januar den kürzeren wenn auch beschwerlicheren Weg nach dem Sinai ein. Dieser letztere führte uns, nachdem wir el Bueb, den Grenzfelsen des Wadi Feiran, hinter uns hatten, zuerst beim westlichen Anfang des Wadi Schech vorbei, der von da aus eine nach Nordost weit sich ausdehnende Biegung macht, sodann aber in den südöstlich laufenden Wadi Selaf hinein. Dieser gegen 6 Stunden lange Wadi lässt sich den anziehendsten der Sinaitischen Wüste beizählen; an reizender Mannigfaltigkeit der Felsenwände steht er kaum einem anderen nach, und auch die Vegetation, obschon ohne Palmen, ist so reich, dass sich zwei Beduinenstämme darin mit ihren schwarzen Zelten angesiedelt hatten. Als wir bei diesen Zeltdörfern, die sich

[1] Einen solchen schilderte Schimper aus dem Jahre 1835 Siehe Ritter a. a. O. S. 652.

ohne allzu grosse Mühe aus dem einen Wadi in den andern versetzen lassen, vorbeiritten, war es schwer sich den freundlichen Einladungen ihrer Schechs zu entziehen. Da ich es aber für möglich hielt, an diesem Tage, einem Sonntage, noch das Kloster zu erreichen, so konnte ich auch meinen Begleitern nur flüchtige Begrüssungen gestatten, die sie immer mit grosser Zärtlichkeit unter oft wiederholtem Bruderkusse vollzogen.

Bevor wir die Hauptaufgabe dieses Tagemarsches, die Uebersteigung des Nakb el Hauwy, zu lösen begannen, hatten wir schon einen Vorgeschmack davon, indem wir einen mit Felsblöcken aufs reichste und störendste übersäeten schmalen Weg abwärts zu steigen hatten. Aber um 2 Uhr des Nachmittags standen wir am Fusse des berühmten «Windpasses» oder «Windsattels» selbst. Umsonst hat man ihn für eine neuere, etwa dem Sinaikloster zu Gefallen angelegte Bergstrasse ausgeben wollen, da mehrere seinen Steinblöcken eingegrabene Sinaitische Inschriften, zerstreut über den ganzen Weg, — 1853 zählte ich deren sieben — seinen Ursprung und Gebrauch um Jahrhunderte über die Anlegung des Justinianischen Klosters hinaufrücken. Dass jedoch in der That die Hand der Kunst dazu mitgewirkt hat, diesen Uebergang über oder durch das Gebirge zu ermöglichen, dafür zeugen mehrere wegsamer gemachte Stellen der rohen Felsenwildniss. Als eine solche erscheint der Pass aber sofort. Rechts und links thürmen sich imposante vielfach zerrissene urgebirgliche Felsmassen auf. Während wir zur Linken die bisweilen in beträchtliche Tiefe hinabreichende Felsspalte vor Augen haben, führt uns der Pfad über die unteren Vorsprünge der über 500 Fuss hoch trümmerhaft

aufgeschichteten Granitklippen zu unserer Rechten. Zwischen herabgestürzten Felsen steigt dieser Pfad steil und in vielen kühnen Windungen aufwärts. Die beladenen Kamele müssen eben so kräftig als geschickt sein, um ihre Ladungen glücklich hindurch und hinauf zu bringen; oft haben ihre Führer mit lenkender und schützender Hand einzugreifen. Gegen die Mitte des Passes wird der Weg leichter; der Abgrund zur Linken hat sich fast ausgeglichen; es ist nur noch das wildromantische Bett des Giessbaches, der da alljährlich von den Bergen herabstürzt und befruchtende Wasser in die harrenden Thäler trägt. Als wir die Mitte selbst erreicht hatten, Nachmittag $^1/_2$ 4, willfahrte ich dem Wunsche meiner Beduinen nicht weiter zu ziehen; denn vom Dunkel durften wir allerdings auf so schwierigem Wege nicht überrascht werden. Unser Lager wurde mitten in der hohen Felseneinöde durch eine kleine Sandfläche, gerade gross genug um das Zelt darüber aufzuschlagen, möglich gemacht. Auch fanden die Kamele an dem zwischen den Felsen wachsenden Gesträuche einige Erquickung. Von menschenfeindlichen Insassen dieser Klüfte blieben wir unbehelligt; nur zahlreiche Adler umkreisten die Höhen; war es doch auch als ob wir uns selbst mit solchem Nachtlager in die Region der Adlerhorste verirrt hätten.

Am 31. Januar früh 7 Uhr setzten wir unseren Felsenweg fort; er verlor auf der östlichen Seite mehr und mehr von seiner Schroffheit. Als sich aber vor uns das Thal zu öffnen begann, da ragten in naher Ferne vor unseren Blicken ins wolkenlose Blau des Himmels hinein jene majestätischen Granitberge, auf denen noch heute

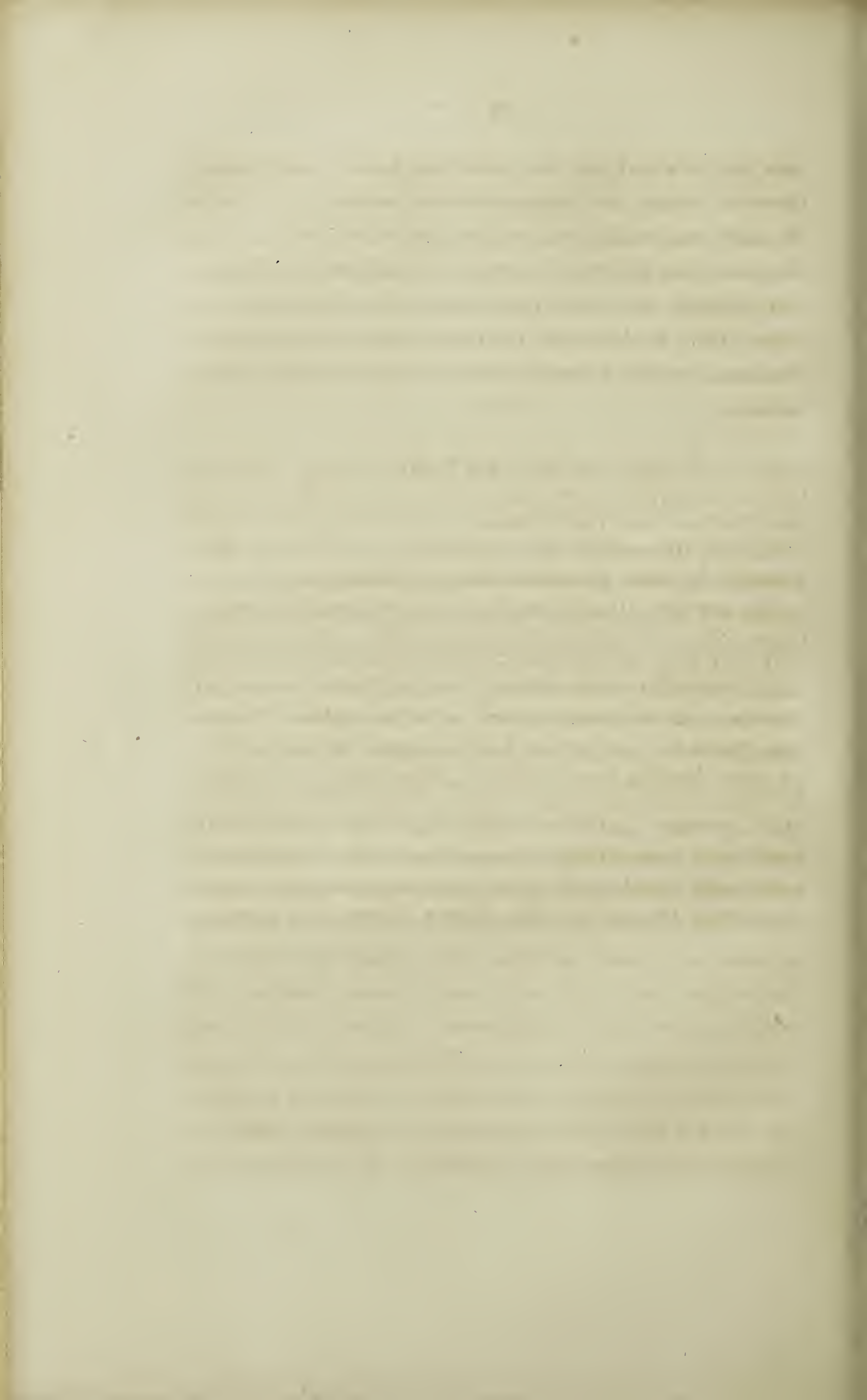
Jude, Christ und Moslem das Gedächtniss der Gesetzesoffenbarung feiern. Von keiner Seite kann ihr Eindruck den nahenden Pilger mächtiger ergreifen. Bald stehen wir in der weiten Ebene Rahah selbst: von ihr aus erhebt sich wol an 2000 Fuss in schroffster Gestalt der nördliche nackte Fels des Sinaigebirgs, gewöhnlich Horeb benannt. Rechts von ihm erblicken wir am Rande der Sandwüste vereinsamte freundlich grüne Stellen, es sind zwei Klostergärtchen. Links aber schaut uns bald darauf, kühn zwischen den Granitbergen in schmaler Schlucht festungsartig aufgebaut, das Katharinenkloster entgegen; seine Gartenmauern überragen in unverwelkliches Grün gekleidete Cypressen: mit so lieblich ernsten Boten winkt es uns sein Willkommen zu. Nachdem wir die genannte Ebene Rahah durchmessen hatten, zur Linken an der weiten Oeffnung des Wadi Schech vorüber, betraten wir den schluchtartig in südöstlicher Richtung laufenden Wadi Schueib, und hielten gegen 10 Uhr am Katharinenkloster. Durch wiederholtes Rufen einiger dem Kloster als Leibeigene zugehörigen Dschebelijeh öffnete sich die 30 Fuss hoch angebrachte Pforte, und ein Seil wurde zum Empfang meiner Briefschaften herabgelassen. Die Aufnahme der Gäste selbst erfolgt gewöhnlich auf demselben Wege,[1] in-

---

[1] Zu Fabri's Zeit, 1483, scheint diese Sitte noch nicht bestanden zu haben. Er schreibt Bl. 135: «Wir funden vor dem Kloster viel Araber sitzen, mit ihrer Wehr und Waffen. Also vor der Port des Klosters luden wir ab und liessen uns all unser Bereitschaft in das Kloster tragen, in das Gasthaus da der Pilgrim Kammern stunden. Es kamen auch die Brüder aus dem Kloster zu uns und empfingen uns mit Ehren und

Zu S. 70.

St.-Katharinenkloster am Sinai.



dem sie sich auf ein am Ende des Seiles angebrachtes Querholz setzen und hinaufgewunden werden. Zu Ehren des mich geleitenden kaiserlichen Auftrags erschien aber unverweilt der den Prior vertretende Oekonom des Klosters und geleitete mich an seinem Arme durch eine selten benutzte Thür in das stille freundliche Asyl. Nur meinem Dragoman sammt Effekten blieb die übliche Luftfahrt vorbehalten.

---

lieblich, und hulfen uns mit dem Plunder hinweg, denn wir traueten den Arabern nichts guts». Die hierin enthaltene Angabe vom Gasthause mit Pilger-Kammern erhält durch den Bericht Fürers von Haimendorff einige Aufklärung, der 1565 den Sinai besuchte. In seiner Reisebeschreibung (Nürnberg 1646. S. 112) heisst's nämlich: «Das Kloster liegt in einem engen Thal an den Bergen Sinai, viereckicht von Quaderstücken gebaut, ziemlich stark und hoch; es ist eine Seite 125 gemeiner Schritt lang, macht 500 Schritt in die Vierung, ohne das kleine dreyeckicht Vorhöflein, da man hinein gehet; es hat ein hölzern Thürlein gegen Südwest» u. s. w. «Nach Mittag kamen wir dahin, brachten unser Rüstung oder Geräthe in ihren Garten, in welchem sie etliche kleine Kämmerlein hatten, dahinein thäten wir's». Also auch 1565 geschah der Einlass anders als durch die hohe Thür. Nach einer bildlichen Darstellung in der letztgenannten Reise wurde damals durch diese Thüröffnung aus einem wohlvermauerten Brunnen vor dem Kloster Wasser hinaufgezogen.

VII.

Im Sinaikloster.

Die Aufnahme, die dem zum dritten Male im Laufe von 15 Jahren aus so weiter Ferne gekommenen Fremdling wurde, war von Seiten der alten Freunde, besonders vom gelehrten würdigen Kyrillos, eine wahrhaft herzliche. Der letztere erzählte mir dass er mit vieler Theilnahme seit meinem letzten Weggange meinem Wirken für die theologische Literatur gefolgt sei und dass er oft durch englische und andere Reisende Genaueres darüber erkundet habe. Dionysios, der Vorstand (*δίκαιος*) des Klosters, betrachtete meine jetzige Sendung durch den kaiserlichen Beschützer als eine Fügung des Herrn zum Heile der Kirche; er wünsche und hoffe — so sagte er wörtlich — dass es mir gelingen werde neues Licht und neue Stützen für die göttliche Wahrheit aufzufinden. Ich war von dieser Ansprache des würdigen Priors, mit der er wol mehr aussagte als er sich klar bewusst war, überrascht und gerührt.

Nach solchem Empfange war es nicht schwer sich heimzufinden. In demselben geräumigen freundlichen

Fremdenzimmer, das ich schon wiederholt innegehabt, im zweiten Stocke des westlichen Flügels, gegenüber demjenigen mit der hohen Thüröffnung, nahm ich Quartier; andere Gäste, deren das Kloster sehr viele beherbergen kann, waren zu dieser Zeit nicht da. Trat ich aus meinem Zimmer hinaus auf die Galerie vor demselben, so hatt' ich unmittelbar vor meinen Augen, über Hof und Mauer hinweg, einen etwa tausend Fuss hohen Granitberg, auf dessen Scheitel mehrere Kreuze sichtbar sind. Er heisst Kreuz- oder Klosterberg; denn vor Zeiten soll seine Höhen ein Klosterbau gekrönt haben.

Die Grossartigkeit der Anlage des St. Katharinenklosters, das ein längliches Viereck bildet, wird schon aus unserer bildlichen Darstellung ersichtlich sein. Seine 40 bis 50 Fuss hohen Mauern bestehen grösstentheils aus massiven Granitblöcken. Das labyrinthartige Innere ist in mehrere Höfe abgetheilt, um welche ringsum die Zellen, die Kapellen, die Vorrathskammern, die Bibliotheken, verschiedene Werkstätten, auch eine kleine Rüstkammer, die Fremdenzimmer und alle ähnlichen Baulichkeiten laufen, theils im Erdgeschoss, theils in den beiden Stockwerken. Die letzteren sind von ungleicher Ausführung; grösstentheils haben sie hölzerne auf den Hofraum gerichtete Pfeilergänge; einige Baulichkeiten überragen auch noch den zweiten Stock, sie sind unmittelbar wie Nester an die starken Klostermauern angesetzt. Oft stieg ich während meines Aufenthalts auf die breite nördliche Mauer hinauf, wo ich über den Garten hinweg eine schöne Fernsicht bis in die Sandebene Rahah und auf die benachbarten Felsenberge genoss.

In den Höfen befinden sich Anpflanzungen von Wein, einzelne Bäume, selbst Blumengärtchen, besonders aber zwei vortreffliche Brunnen, deren einer uralter Erinnerung zu Ehren der Mosisquell heisst.

An der Nordseite ist mit diesem Klosterbau durch einen unterirdischen 20 bis 30 Fuss langen Gang der grosse Klostergarten verbunden. Er ist in Terrassen angelegt und mit dem frischesten Wasser reichlich versehen. Ausser seinen feierlichen Cypressen, die uns schon aus der Ferne gegrüsst, ist er reich an üppigen Fruchtbäumen, die dem Kloster Orangen und Citronen, Mandeln und Feigen, Granaten, Aprikosen, Aepfel, Birnen und anderes Obst liefern; neben und unter diesen Bäumen wird auch mancherlei Gemüse, wie Salat, der selbst Anfang Februar auf meine Tafel kam, und Bohnen gezogen.

Mitten in diesem prächtigen Garten haben sich die Mönche ihre letzte Wohn- und Ruhestätte ausersehen. Dort befindet sich nämlich ein halbunterirdisches Gebäude zur Beisetzung der Gebeine aller entschlafenen Bewohner des Klosters, sowol der Priester als der Laienbrüder; und zwar sind diese Gebeine nach Armen, Beinen, Rippen, Schädeln u. s. w. geordnet und wurden nach dieser Ordnung in zwei Gewölben aufgeschichtet.

Nachdem wir aus dem Garten wieder ins Kloster zurückgekehrt sind, müssen wir einen flüchtigen Blick ins Leben und Treiben der Klosterbrüder thun. Ihre Zellen sind eng und von allem Luxus entblösst. Sitz und Lagerstätte, die in eins zusammenfallen, bildet ein 2 Fuss hoch in der Ecke aufgeführtes Gemäuer, gleichsam ein natürlicher Divan, mit einer Matte oder Decke überkleidet. Dazu kommt

etwa noch ein hölzerner Stuhl, aber kein Tisch, und eine Wand- oder Fensternische, doch ohne Fenster. Mit dieser Einfachheit der Behausung steht im Einklang die ganze Lebensweise, welche die strenge Regel des heil. Basilius den Mönchen vorschreibt. Gekleidet sind sie in ein einfaches, grobwollenes weiss und braun gestreiftes Gewand.[1] Der Genuss von Fleisch ist ganz ausgeschlossen; Milch und hartgesottene Eier gehören schon zu den Ausnahmen; bei weitem der grössere Theil des Jahres erheischt eine solche Fastenkost, wie getrocknete Fische, Kräutersuppen, Oliven, Bohnen, dass ihr Uneingeweihte auch ohne Verwöhnung schwerlich Geschmack abgewinnen. Ausser dem im Kloster in verschiedener Güte gebackenen Brote möchte der Dattelliqueur dem Gaumen der Brüder die einzige regelmässige Erquickung gewähren, die auch feiner schmeckende Wandersleute nicht verschmähen, zumal wenn dazu ein Stück jenes Sinaibrotes aus zusammengepressten Datteln und Mandeln gereicht wird, mit dessen Bereitung sich gleichfalls der Hausfleiss des Klosters befasst.

Dass gottesdienstliche Uebungen alltäglich und allnächtlich die Bewohner des Klosters vorzugsweise in Anspruch nehmen, verräth dem Fremdlinge schon der fleissige alle Räume feierlich durchklingende Ruf zur Andacht, der im Laufe der Woche durch klangreiches Anschlagen an einen Granitblock oder eine Holztafel erfolgt, an Sonn- und Festtagen durch Glockengeläute. Dasselbe be-

[1] Nach Lepsius bei Ritter a. a. O. S. 614 sollen diese Gewänder den Mönchen vom Vicekönig von Aegypten zukommen, und weil Mohammed der Prophet selbst eine solche Kutte getragen, auch bei den Moslemim in Ansehen stehn.

weist auch die grosse Zahl der vorhandenen Kapellen, welcher seit einiger Zeit die Zahl der Brüder selbst, gegen zwanzig, nachzustehen pflegt. Von der Schmucklosigkeit der meisten dieser Kapellen unterscheidet sich wesentlich die in einem grösseren Hofraume befindliche nach alter Basilikenform angelegte Hauptkirche. Ihr bleiernes Dach wird von einer doppelten Reihe Granitpfeiler getragen, zwischen denen die Chorstühle angebracht sind. Den marmornen Fussboden zieren musivische Arbeiten, desgleichen die Wände zahllose in Gold und bunte Farben gekleidete Heiligenbilder. In der Nische über dem Altar, der von vielen silbernen Lampen erleuchtet wird, ist die Scene der Verklärung des Herrn mit Mose und Elias in schöner Mosaik ausgeführt; ihr zu beiden Seiten stellen zwei Brustbilder die beiden Stifter des Klosters dar, den Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora. Nach Kennerurtheil soll diese schöne Arbeit sammt dem Chor, wo sie sich befindet, ganz der Zeit der Stiftung des Klosters angehören, während andere Theile der Kirche spätere Restaurationen erfuhren. Demzufolge mag wol ursprünglich das Kloster selbst (oder etwa blos die Kirche?) nach der Verklärung benannt gewesen sein; an ihre Stelle ist aber nachweisbar schon seit vielen Jahrhunderten[1] die heilige Katharina getreten, deren Name sogar auf den kleinen

---

[1] So steht auch bei Fabri keine andere Bezeichnung. Selbst die Ueberschrift zur Ankunft im Kloster Bl. 134 heisst: «Wie die Pilgrim kamen zu S. Katharina». Neuere abweichende Bezeichnungen, wie die bei Quaresmius (Anfang des 17. Jahrh.): «Das Kloster S. Salvator», kommen daher wol auf Rechnung ungenauen Berichts.

Abendmahlsbroten steht, dergleichen mir selbst wiederholt verabreicht wurden. Sehr wahrscheinlich reicht diese Aenderung auf die Zeit zurück, wo die Gebeine dieser Heiligen in der Klosterkirche beigesetzt wurden; freilich fällt dies Ereigniss nach der Klostertradition mit dem Stiftungsjahre selbst zusammen. Noch jetzt werden dieselben Reliquien in hohen Ehren gehalten.[1] Da sie dicht unter dem Verklärungsbilde ruhen, so wird das letztere unerwünschter Weise von den häufigen Räucherungen mit betroffen, die der Heiligen gelten. Fast wäre dieselbe Kirche auch zur letzten Ruhestätte einer russischen Monarchin, der Kaiserin Anna, geworden; sie befindet sich wenigstens auf einem silbernen Sarkophag-Deckel lebensgross dargestellt, obschon ihr Leichnam dem vorausgesandten Sarkophage nicht nachgefolgt ist.

Das grösste Heiligthum der Kirche bildet aber die hinter dem Altar angelegte Kapelle des brennenden Busches. Nur mit unbeschuhtem Fusse darf sie betreten werden, in Erinnerung jenes Mahnwortes, das einst an Mose erging: «Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füssen; denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land». Eben diesen heiligen Ort glaubt man in der Kapelle wiedergefunden zu haben. Und diese Annahme ist nicht etwa ein Spätling der Mönchstradition; sie hat vielmehr schon bei den frühesten Einsiedlern am Sinai eine verehrungsvolle Weihe derselben Oertlichkeit zur Folge gehabt. Denn nach dem Berichte des Mönchs von Canopus Ammonius

[1] Ritter a. a. O. S. 620 fg. führt aus Mabillon an, dass S. Simeon im Jahre 1027 etwas davon nach Frankreich zu Richard II. Herzog der Normandie brachte.

von jenem Blutbade, das ums Jahr 370 die Sarazenen unter den Sinaitischen Einsiedlern anrichteten, stand eben hier Kirche und Thurm als Vereinigungs- und Mittelpunkt für die Andacht der einsamen Frommen.

Tritt der christliche Pilger aus der alten Verklärungskirche hinaus auf den Hof, so erwartet ihn hier eine Ueberraschung, die auch der Leser vollkommen theilen wird; der Kirche gegenüber steht nämlich eine ansehnliche Moschee, deren Halbmond dicht neben dem Kreuze über die Klostermauer emporsteigt. Aus welcher Zeit sie stamme, steht nicht ganz fest; dass sie erst im 15. Jahrhundert errichtet worden sei, um Sultan Selim, den Eroberer Aegyptens, zu beschwichtigen, als sein Liebling, ein junger griechischer Priester, statt der Genesung den Tod im Kloster gefunden hatte, wird durch sichere Beweise von ihrem Vorhandensein im 14. Jahrhundert widerlegt. Ebenso wenig möchte aber auch die Angabe glaublich sein, dass Mohammed selbst im Kloster gewesen und ihm als Gegengabe für die Errichtung der Moschee einen mächtigen Ferman verliehen habe, wennschon jedenfalls dies Denkmal der Toleranz dazu gedient hat, mohammedanische Bedrohungen vom Kloster abzuwenden. In neuester Zeit hat Abbas Pascha seine Gebete darin verrichtet. Ausserdem steht das Kloster nicht nur in Beziehung zu den alljährlichen Mekka-Karavanen, sondern auch in beständigem Verkehr mit den mohammedanischen Bewohnern der Wüste, besonders mit denjenigen Beduinenstämmen, die den Titel der Beschützer (Ghafire) des Klosters führen. Dazu kommen mehrere Hunderte von Leibeigenen, deren frühesten Besitz das Kloster auf eine

Schenkung des Kaisers Justinian zurückführt. Sie stehen überall im Dienste des Klosters, wie sie z. B. die verschiedenen ihm zugehörigen Gärten in der näheren und ferneren Umgegend des Sinai bebauen; auch werden sie von ihm unterhalten. Christen, was sie früher gewesen, sind aber merkwürdigerweise die wenigsten unter ihnen geblieben; die meisten sind längst zum Islam übergegangen.

Unter den verschiedenen Räumlichkeiten des Klosters haben wir oben auch Bibliotheken genannt. Darüber darf ich dem Leser etwas Näheres nicht schuldig bleiben. Drei von einander entlegene Zimmer machen auf diesen Titel Anspruch. Das kleinste darunter, im Erdgeschoss, früher eine Kapelle, enthält gegen hundert Bücher, grösstentheils Druckwerke, die auf Regalen in Ordnung aufgestellt sind. Unweit davon ist im ersten Stockwerke dasjenige gelegen, dem vorzugsweise der Name der Klosterbibliothek angehört. Eine alte Aufschrift an seinem Portale bezeichnet es als *ἰατρεῖον ψυχῆς*, d. h. Heilort der Seele, oder etwa: geistliche Apotheke. So wenig die andern Wüstenbewohner bei ihrer vortrefflichen Gesundheit nach den Apotheken der Städter Verlangen tragen, ebenso wenig kommt unter den Klosterbrüdern die kranke Seele vor, die dieser geistlichen Apotheke bedürftig wäre. Aber Cyrill der Athosmönch, der seit den ersten Vierzigerjahren als Professor und Bibliothekar im Kloster weilt, seine Chronik führt und als Poet viele Thüren und Wände mit Kindern seiner Muse ausgestattet hat,[1] hat sich auch der

[1] Nur ungern verzichte ich darauf, einige der meinen eigenen wiederholten Besuchen gewidmeten Sprüche in Reimen als Proben der Klosterpoesie herzusetzen.

Ordnung der daselbst niedergelegten Bücher nach Kräften angenommen und sogar einen Katalog über dieselben angefertigt. Der letztere zählt über 1500 Nummern, unter denen ungetrennt Druck- und Handschriften verzeichnet stehen. Die Zahl der Handschriften mag gegen fünfhundert betragen; ausser den griechischen, welche die Mehrzahl bilden, sind es arabische, syrische, armenische, georgische, slavonische. Ihrem Inhalte nach gehören bei weitem die meisten der theologischen Literatur an, theils als Abschriften des Bibeltextes, der oft in kirchlichen Vorlesebüchern niedergeschrieben wurde, theils als patristische und liturgische Schriften. So wenig dergleichen gegenwärtig zu den Liebhabereien der Mönche zählen, so sehr liegen sie uns als Vermächtnisse, als Zeugnisse einer Zeit vor, wo ernste Studien in den Klosterzellen eine heimische Stätte hatten. Doch mögen manche der noch jetzt vorhandenen Handschriften nicht sowol im Kloster angefertigt, als von Pilgern geschenksweise dahin gebracht worden sein; wol hatten einen Antheil daran auch die verlassenen oder zerstörten Klöster der Umgegend. Wie viel ihrer freilich im Laufe der letzten Jahrhunderte von hier wie aus allen Klöstern des Orients nach Europa gewandert und wie viel andere in schnöder Vernachlässigung untergegangen sein mögen, liegt ausser Berechnung.[1]

---

[1] Aus dem Kreise meiner eigenen Erfahrungen darf angeführt werden, dass ich eine Handschrift in Händen hielt, die von zahllosen fetten weissen Molchen wimmelte, während eine andere, an der steinernen Wand anliegend, so compakt geworden war, dass sie den Versteinerungen beigezählt werden durfte. Dazu kommt die üble Sitte, deren z. B. auch der englische Rei-

Die dritte der genannten Bibliotheken verwahrt zugleich Priesterornat und Kirchengeräth. Ausser alten kirchlichen Vorlese- und ähnlichen liturgischen Büchern, woran sie reich ist, besitzt sie gleich der so eben besprochenen meistentheils biblische und patristische Handschriften; sie ist seit Jahrhunderten einem bestimmten Brauche gemäss aus den Hinterlassenschaften der Erzbischöfe bereichert worden. Hier wird auch jenes handschriftliche Prachtexemplar der Evangelien aufbewahrt, von welchem öfters Reisende berichtet haben. Es enthält die mit dem Anfange des Johanneischen Evangeliums beginnenden evangelischen Vorlesestücke und ist auf dem schönsten weissen Pergament durchgängig in einer Goldschrift verfasst, deren Formen, zwischen der älteren und späteren Unzialschrift die Mitte haltend, das 7. oder 8. Jahrhundert verrathen. Dem Texte, der auf jeder Seite in zwei Columnen getheilt ist, gehen mehrere Blätter, wenn ich nicht irre sieben, mit prächtigen Miniaturen voraus, die ausser den vier Evangelisten den Heiland, die Maria und Petrus darstellen. In Ansehung des letzten Bildes war der hochbetagte Skevophylax oder Schatzmeister anderer Meinung als ich; er mochte es nämlich nicht auf den Petrus der Schrift beziehen, sondern auf einen spätern Petrus, weil die Haltung, der Schnitt des Bartes nicht zu dem erstgenannten passte. Weniger als auf den Bart verstand sich der gute Alte auf die Schrift, von der ich ihm zu seiner Verwunderung

sende Major Macdonald (bei Tregelles: Additions to the fourth volume of the Introduction to the Holy Scriptures etc. S. 775) gedenkt, alte unnütz scheinende manuscriptliche Reste dem Feuer zu übergeben.

einige Zeilen vorlas. Die Tradition des Klosters lässt diese Handschrift als Geschenk eines Kaisers Theodosius ins Kloster gekommen sein. Versteht man unter diesem Theodosius den dritten Kaiser dieses Namens, der zu Anfang des 8. Jahrhunderts kurze Zeit auf dem Throne sass, so kann die Tradition, wenn sie anders alt ist, vollkommen richtig sein; denn als ein Geschenk kaiserlicher Munificenz kündigt sich das Buch durch die seltene Pracht, die es auszeichnet, in der That selber an. Sein textkritischer Werth ist nach den geprüften Stellen äusserst gering; es geht darin mit den vielen derartigen Evangelienbüchern zusammen, die wir vom 7. Jahrhundert an noch jetzt besitzen. Nichtsdestoweniger bildet es, zumal da seine Goldschrift sammt Miniaturen vortrefflich erhalten ist, ein wahres Kleinod des S. Katharinenklosters; ja es wird für manches Auge eben so kostbar und heilig sein als die Reliquien, von denen das Kloster seinen Namen führt.

Aber von beiden tausendjährigen Reliquien, von der in die Pracht der Kunst wie von der in die Glorie des Märtyrerthums gehüllten, eilen wir zu einer andern, die den nackten Schmuck der Natur, den sie trägt, durch die Erinnerungen verklärt, die im Laufe von vier Jahrtausenden Geschlecht um Geschlecht gefeiert haben. Der Berg, an dessen Fuss das S. Katharinenkloster steht, hat er seinesgleichen auf der weiten Erde? Hat sich ein anderer mit gleich bedeutungsvollen Zügen ins Buch der Weltgeschichte, wie in die Herzen der Völker eingeschrieben?

VIII.

Der Sinai.

Am 3. Februar rüstete ich mich den Sinai zu besteigen. Es geschah im Laufe von fünfzehn Jahren zum dritten Male. Das Ersteigen des Berges, wenigstens in seiner ersten grösseren Hälfte, war seit kurzem bequemer geworden. Dem vorigen Vicekönig von Aegypten, Abbas Pascha, hatte fromme Schwärmerei und leidenschaftliche Anhänglichkeit an die Wüste den kühnen Gedanken eingegeben, auf einem der Nachbarfelsen vom Gipfel des Mosisberges ein Sommerschloss anzulegen. Zu diesem Behufe liess er, unter Umgehung des schroffen Aufstiegs der Pilger, mit grossem Geschick und viel Kraftaufwand einen Weg anlegen, den ein Zweispänner sollte befahren können. Ueber 2000 Fuss weit oder gegen 1500 Fuss hoch dient nun dieser Weg zugleich den Wallfahrern zum Mosisgipfel. Der Schlossbau selbst blieb unvollendet. Als der Vicekönig eines Tags von dem heiligen Berge herabfuhr, schreckte ihn eine Vision von der Fortsetzung desselben ab; die Mauern, so weit sie gediehen, stehen jedoch

noch jetzt und sind von der Höhe aus mitten unter den Felsenspitzen sichtbar. Nach dem Visionsschrecken begann der Pascha unten neben dem Kloster einen neuen Bau; aber bald nach dem Beginn desselben überraschten ihn im Schlosse zu Benha die Meuchelmörder. Das vorhandene reichliche Baumaterial fiel später dem Kloster zu.

Mehrere aus tausendjähriger Vergangenheit ehrwürdig gewordene Haltpunkte des früheren durch eine enge Schlucht steil aufwärts führenden Weges sind durch den jetzigen bequemeren Umweg dem Gesichtskreise entrückt worden. Dazu gehört die Quelle des heiligen Sangarius, etwa 20 Minuten über dem Kloster, und eine noch 25 Minuten höher gelegene Kapelle, geweiht der Erinnerung an eine dem Ikonomos gewordene rettende Erscheinung der Jungfrau, als eben die Mönche im Begriffe standen ihr Kloster der Macht des Ungeziefers preiszugeben.[1] Dazu kommen dann noch zwei steinerne den engen Pfad beherrschende Portale, das erstere mit einem Kreuze, die als Stationsmarken der frommen Pilgerungen aus frühen Jahrhunderten übrigen mögen.[2]

Haben wir aber jene Höhe von fast 1500 Fuss über dem Kloster erreicht, so gelangen wir zu dem Vereinigungspunkte des jetzigen Wegs mit dem früheren; wir gelangen

---

[1] Im Jahre 1483 wurde Fabri dieselbe Erzählung gemacht. S. dessen Reisebeschreibuug Bl. 137.

[2] Fabri gedenkt ihrer a. a. O. Bl. 137 und 138. Es wurde ihm auch davon erzählt, wie das Portal mit dem Kreuze «etliche Jahre» früher einem jüdischen Pilger zum Anstoss geworden sei und ihn zum Gelöbniss der Taufe veranlasst habe.

auf eine Hochebene, die durch grüne Strecken mit reichlichem, in ein grosses steinernes Bassin gefasstem Quellwasser und einer dunkelbelaubten Cypresse eine überaus freundliche Oase in der hohen öden Felsengegend bildet. Die Cypresse, ein alter kräftiger und doch schlanker hoher Baum, steht seit langer Zeit als der einzige Baum des Sinai verzeichnet; nahe dabei liegt ein Felsen, welchen Pilgerhände mit zahlreichen, namentlich arabischen, Inschriften bekleidet haben. Wie von der unverwelklichen Cypresse schon mancher Pilger ein Zweiglein heimgebracht, so fügt jetzt auch der Granit Erinnerungszeichen dazu; denn durch jenen fürstlichen Strassenbau sind, besonders auf einer halbstündigen Strecke vor der Hochebene, zahllose prächtige Dendriten im röthlichen Granit blossgelegt worden, dergleichen mir früher nur sehr vereinzelt auf dem westlichen zum Ledscha-Thale hinabführenden Wege zu Gesicht gekommen.

Die Hochebene bietet nicht nur eine angenehme Ruhestätte für den müden Fuss des Wanderers, sie bestimmt auch wesentlich das Bild des Sinaitischen Gebirgsstockes. Nach zwei Seiten, der östlichen und der westlichen, bildet sie den Mittelpunkt zwischen den Wadis Schueib und el Ledscha, von denen jenes im Osten das S. Katharinenkloster, dieses im Westen das Kloster der vierzig Märtyrer, el Arbain, besitzt. Nach Norden und nach Süden aber erheben sich von hier, wie von gemeinschaftlicher Wurzel auslaufend, die beiden granitenen Gipfelhöhen, von denen die nördliche als Horeb, die südliche als Dschebel Musa oder Mosisberg im engern Sinne benannt zu werden pflegt.

Wer von den Lesern mit den Streitfragen bekannt geworden, die sich in den letzten Jahrzehnten an den Sinai geknüpft, wird sich erinnern dass die genannten beiden Gipfel um den Rang streiten, der Mosaischen Gesetzesoffenbarung zum Schauplatz gedient zu haben. Für den nördlichen Gipfel sprach sich vornehmlich auf Grund seiner Reise im Jahre 1838 der New-Yorker Professor Ed. Robinson aus, dessen Beobachtungen überall wo es Terränsfragen des heiligen Landes gilt mit Recht hoch gestellt werden; für den südlichen spricht die sehr alte Tradition, der viele neuere Beobachter beigepflichtet haben. Bei der nahen Beziehung, in der zwei Gipfel desselben Gebirgsstockes zu einander stehen, möchte man die Streitfrage mit einem Bruderzwiste vergleichen. Die Behauptung, dass die Tradition vollkommen genau zwischen ihnen zu unterscheiden weiss, setzt voraus dass sie von Anfang an ununterbrochen sich fortgepflanzt. Wie gewagt diese Behauptung sei, liegt am Tage; sollten sich daher aus den Oertlichkeiten selbst gegen den traditionellen Mosisgipfel entscheidende Momente gewinnen lassen, so würde das Gewicht der Ueberlieferung kaum vermögend sein ihre Berechtigung umzustossen. Allein solche Momente, wie wir voraus bemerken dürfen, finden sich schwerlich. Zunächst ist es jedenfalls billig der Tradition wenn auch mit prüfendem Auge zu folgen.

So lenken wir denn von der Cypresse und dem Brunnen unsere Schritte weiter nach Süden, wo wir nach etwa zehn Minuten ein unansehnliches Bauwerk mit zwei niedrigen Felskapellen antreffen, geweiht dem Andenken der Propheten Elias und Elisa. Da die Schrift (1. Kön. 19, 8)

ausdrücklich sagt, dass Elias vor der abgöttischen nach seiner Seele trachtenden Königin Isabel «an den Berg Gottes Horeb» geflohen sei, so muss die Oertlichkeit der Kapelle traditionell noch zum Horeb gerechnet werden. Und so geschieht's im Munde der Mönche in der That; sie bezeichnen die ganze Hochebene als Horeb, zu der, wie Seetzen's Führer 1807 sich ausdrückten, der nördliche Höhenzug nur als eigentlicher Horeb gehört. Da aber die Eliaskapelle am Fusse des Dschebel Musa liegt, so ergibt sich daraus die offenbare Willkür im heutigen Gebrauche der Namen Horeb und Sinai. Zu Fabri's Zeit hingegen hiess der Berg vom Kloster bis zur Hochebene Sinai, und von da begann der Horeb, indem ihm nicht die nördliche, sondern die südliche Höhe zugerechnet wurde.[1] Diesen Gebrauch bezeugt und fordert augenscheinlich die Lage der Eliaskapelle; nach Burckhardt's Angaben stimmt er auch mit den Traditionen der Muselmänner zusammen.[2] Hiernach schwankt noch heute der Gebranch beider Benennungen in ähnlicher Weise wie es in der Schrift geschieht, wo bald der Horeb (namentlich im 5. Buch Mosis), bald der Sinai als Schauplatz der Gesetzgebung hingestellt wird. So wenig jemals das gegen-

[1] S. a. a. O. Bl. 138. «Das Theil des Berges vom Kloster herauf heisst Sinai, als alle andere Berge der Gegend die Berge Sinai heissen, da die Wüste in der Art Sin heisset, davon die Berge Sinai genennt sind; aber von der Port bis auf den hohen Spitz heisst der Berg Oreb. Also gingen wir von der Port die Weite aufwarts und kamen an den heiligen Berg Oreb. Da stehet eine schöne Kirche, genennt zu S. Helias» u. s. w.

[2] S. Ritter a. a. O. S. 571 und 572.

seitige Verhältniss beider Namen sich hat feststellen lassen, so sehr begreift sich's aus der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Gebirgs, dass die einzelnen Höhen bald selbständiger benannt, bald als Theile zum Ganzen gerechnet werden konnten. Ueber den Schauplatz der Gesetzgebung hat trotzdem die Tradition, so weit sie sich verfolgen lässt, nicht geschwankt; bei der früheren Benennung der Südspitze als Horeb bezeichnete man eben mit diesem Namen, und es war schriftgemäss, den Offenbarungsberg; später führte man sachgemäss die Bezeichnung des letzteren durch Dschebel Musa oder Mosisberg ein, und gerieth dadurch mit dem Namen Horeb in Verwirrung.

Wir kehren hierauf zur Eliaskapelle zurück, die jetzt nichts mehr von der einstmaligen «schönen Kirche» an sich trägt. Dafür dass gerade die enge Felsenhöhle in derselben dem grossen Eiferer für den Gott Zebaoth als Zufluchtsstätte zugewiesen wird, fehlt natürlich jede besondere Berechtigung; aber die Naturumgebung derselben, wie schon öfter bemerkt worden, bietet einen wahren Commentar zu den Worten, mit welchen die Schrift (1. Kön. 19, 8fg.) die Scene der dem Propheten gewordenen Offenbarung beschreibt. Jener Zeuge vom Kommen des Herrn, der «grosse starke Wind, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach», hat sein Gedächtniss in den zerrissenen zerbrochenen Felsen, die hier unsern Blick umgeben. In romantischer Wildheit emporstarrend, liegen sie umher gleichwie Ruinen einer riesigen Felsenburg, die der Wink des Allmächtigen zerschlagen.

In 30 bis 40 Minuten erklimmen wir von der Kapelle aus die nackte Felsenkuppe des Sinai, deren Höhe

auf 700 Fuss berechnet worden.[1] Was hier den ringsum schweifenden Blick umgibt, das wird kaum seinesgleichen auf Erden haben. Es ist die erhabenste, grossartigste Felsenwildniss; viele Meilen weit und fast nach allen Seiten starren uns die zerklüfteten wildzackigen Granitberge entgegen, ohne dass die Vegetation mit einem Walde, einem Felde, einer Flur, oder der Silberstreif eines Baches versöhnend sich dazwischen drängte. Es ist ein Bild voll Schroffheit und zugleich voll Hoheit; ein Bild des erschütternden Ernstes voll. Kein Blühen und Welken bezeichnet hier des Jahres Kreislauf; es ist als hätte die Zeit hier stillstehen gelernt, als ragte die Vergangenheit in die Gegenwart herein mit der ungebrochenen Gewalt eines grossen Weltereignisses, heilig und unantastbar. Hier also, so rufen wir unwillkürlich aus, hat der Herr unter Donner und Blitz sein Gesetz verkündigt; es ist als ob das unerbittliche «Du sollst» und «Du sollst nicht» noch immer in diese Felsen mit eisernem Griffel eingegraben wäre. Fromme Hände haben auf dem Sinaigipfel zwei Kapellen errichtet, eine christliche und eine mohammedanische, von denen wenigstens noch Ruinen stehen. Aber die Andacht bedarf hier dieser Hilfe kaum; der Berg selbst erscheint wie ein

---

[1] Rechnen wir hierzu die Höhe bis zum Sattelpasse und wiederum bis zur Eliaskapelle, so ragt die Spitze des Sinai 2200—2300 Par. Fuss über das Kloster hinauf, das seinerseits schon mehr als 4700 Fuss über dem Meere liegt. Nach Rüppell's Barometer-Messungen beträgt die absolute Sinaihöhe 7035 Par. Fuss, nach denen Russegger's 7097. Die Höhe des Dschebel Katherin berechnete der Letztere auf 8168 Fuss. Die Höhe des Serbal siehe oben S. 50.

Altar, zu einem unvergänglichen Merkzeichen vom Finger des Ewigen aufgerichtet. Haben doch auch im Laufe der Jahrtausende zahllose Pilger aus allen Zonen darauf gestanden, gestaunt und gebetet; Jude, Christ und Mohammedaner haben hier über alle hemmenden Schranken hinweg eine gemeinsame Stätte der Andacht gefunden. Wunderbar! Die Stimme des Gesetzes mit ihren strengen Mahn- und Strafworten, wie sie allen erklungen, so ist sie auch allen klar und theuer geblieben, während die Stimme der himmlisch fröhlichen Verheissung, die der erlösenden Erfüllung, zum unheilvollen Misverständniss, zur Spaltung unter den Völkern der Erde geworden.

Nach Westen sah ich über alle grotesk aufgethürmten Felsmassen hinweg bis in die ferne weisslich umflorte Sandebene, die gegen Suez ausläuft; im Osten glänzte mit sanftem blauen Schimmer der Meerbusen von Akaba hervor. So umrahmen Wüste und Meer die Zinne des Felsentempels, auf der wir stehen. Der noch höhere Katharinenberg begrenzt mit seinem Felsenrücken den Blick nach Süden; aber von Süd nach Südost umgibt unsern Gipfel jenes Thal Sebaijeh, das mit seiner amphitheatralisch abgeschlossenen Ebene dicht unter ihm ruht. Der Sinai wird hier gleichsam zu einer bestimmten Persönlichkeit, die sich anrühren lässt.

Der Gipfel selbst, der aus einem grossen Granitblock besteht, bietet eine Fläche von beiläufig 60 Schritt Umfang. Auf der nordöstlichen Seite derselben steht die Mosiskapelle, deren feste granitene Mauern ein schmuckloses Innere umschliessen; doch weisen manche dazu verwendete Marmorstücke, Reste von Ornamenten, auf einen früheren

stattlicheren Bau zurück. Einige zwanzig Schritte südwestlich von der Kapelle, ein wenig tiefer, steht eine kleine Moschee mit einer im Felsen ausgehauenen Cisterne, in der selbst in den letzten Maitagen des Jahres 1844 das frischeste Wasser vorhanden war. Mit diesem moslemitischen Heiligthume steht in Verbindung ein in den Felsen eingedrückter Fusstapfen vom Kamel des Propheten, der sich einige hundert Fuss unter dem Gipfel, zwischen ihm und der Eliaskapelle befindet, und von den Arabern in gleicher Weise geküsst wird wie von den Lippen christlicher Pilger der auf dem Oelberge an der Stätte der Himmelfahrt zurückgebliebene Fusstapfen des Herrn. Die Sage lässt seltsamerweise Mohammed den Sinai noch vor seinem Prophetenberufe in der bescheidenen Eigenschaft eines Kamelführers besteigen; als solcher habe er dem Kloster Lebensmittel zugeführt.[1]

Ehe wir aber den Berggipfel wieder verlassen, an den sich die Offenbarung des Gesetzes und damit eine der folgenreichsten Thaten Gottes auf Erden knüpfen soll, drängt sich uns die Frage auf: Stehen wir wirklich auf

---

[1] Diese Sage bestätigt den Fusstapfen als den des Kamels des Propheten, worauf auch die Autopsie führt. Burckhardt setzt irrig für das Kamel den Propheten selbst. Auch anderwärts, wie auf dem Gebetsberge (Arafat) bei Mekka, wird eine ähnliche Spur vom Kamel des Propheten verehrt. Dieselbe Art von Reliquien reicht über Christenthum und Mohammedanismus hinaus. Ein Fusstapfen von Herakles Sardo gab vor Zeiten der Insel Sardinien den Namen Ichnusa (Insel des Fusstapfen). Tarsus rühmte einst einen Fusstapfen des Perseus; am Adamspik auf Ceylon wird noch jetzt ein Fusstapfen Buddha's als Zeugniss seiner Himmelfahrt hochgehalten.

jenen Felsen, auf denen Mose gestanden, als der Herr seinen Bund mit dem auserwählten Volke schloss? Wir wissen, dass die Ueberlieferung diesen Glauben stützt; auch die einzelnen Erinnerungsstätten, die wir ins Auge gefasst, zeugen davon; aber es fragt sich wie alt diese Ueberlieferung sei; denn von ihrem Alter ist ihre Geltung abhängig. Auf diese Frage haben wir zunächst zu antworten, dass zur Zeit des Kaisers Justinian die heutige Auffassung vom Sinai der Hauptsache nach vollkommen festgestanden. Denn der kaiserliche Vertraute und Geheimschreiber Prokopius bezeugt das worauf es uns ankommt entschieden in seinem Buche über Justinian's Bauwerke.[1] Er berichtet dass der Kaiser aus Wohlwollen gegen die Sinaitischen Mönche, die besser denn alle Menschen seien und ihr Leben zu einer beständigen Vorbereitung auf den Tod machten, eine der Gottesmutter geweihte Kirche erbaut habe; doch habe er sie nicht oben auf dem Berge angelegt, sondern um ein Beträchtliches tiefer,[2] weil es ein immerwährendes Getöse und andere wunderbare Ereignisse für einen Menschen unmöglich machten oben auf dem Gipfel zu übernachten. Dort solle nämlich einstmals Mose die Gesetze von Gott empfangen haben. Am Fusse des Berges[3] habe derselbe Kaiser auch ein sehr festes Kastell

[1] *Περὶ κτισμάτων Ἰουστινιανοῦ* 5, 8. Ed. Hoeschel. 1607. p. 51.

[2] *οὐ κατὰ τοῦ ὄρους τὴν περιβολὴν ἀλλὰ παρὰ πολὺ ἔνερθεν.*

[3] *ἐς δὲ τοῦ ὄρους τὸν πρόποδα καὶ φρούριον ἐχυρώτατον ᾠκοδομήσατο φυλακτήριόν τε στρατιωτῶν ἀξιολογώτατον κατεστήσατο.*

errichtet und eine ausgezeichnete Soldatenwache eingerichtet, um Palästina gegen etwaige Beunruhigungen durch die Sarazenen der Wüste sicher zu stellen.

Mag dieser Bericht auch zu der Annahme geneigt machen, die jetzige Klosterburg der Sinaimönche sei erst allmählig aus dem Kastell der kaiserlichen Soldaten hervorgegangen,[1] so steht doch die Lokalität selbst fest, und mit ihr zugleich die Tradition über den Mosisberg, an dessen Fuss der feste Bau errichtet worden. Die Kirche der Gottesmutter wurde allem Anscheine nach auf der Hochebene des Horeb angelegt. Wie genau die schon betrachteten Oertlichkeiten des Sinai den Ausdrücken Prokop's entsprechen, in denen die Lage der Kirche «weit unter dem Gipfel» (es sind beiläufig 700 Fuss) von der des Kastells «am Fusse des Berges» unterschieden wird, ist dem Leser wol schon von selbst aufgefallen.

Nach diesem Zeugnisse kann offenbar in keiner Weise

---

[1] Es ist aber weit glaublicher dass Prokopius die Bestimmung des Baues nur nach der einen Seite näher erörtert habe. Die andere lässt sich damit ohne Schwierigkeit vereinigen; ja der Zusammenhang der Stelle und die gebrauchte Ausdrucksweise lassen die Soldatenwache gar nicht als ausschliessliche Bestimmung erscheinen, zumal da die angegebene Tendenz der Abwehr sarazenischer Gelüste von Palästina schwerlich richtiger ist als die der Beschützung der Mönche, die bei Eutychius verzeichnet steht. Haben wir hiermit recht, so wird durch die Bergkirche der Jungfrau auch nicht eine andere Kirche unten innerhalb der festen Mauern ausgeschlossen. Oder will man denn die Klosterkirche, wie sie bis auf den heutigen Tag steht und mehrfach selbst für ihren Ursprung zeugt, als absichtlich verfälscht verdächtigen? Siehe nachher den Bericht des Eutychius.

davon die Rede sein, dass erst in Folge der Justinianischen Bauwerke von anderen Bergen der Sinai-Halbinsel die Tradition auf den Dschebel Musa übergegangen sei.[1] Noch über die Zeit dieser Bauwerke hinauf[2] führen uns aber an-

---

[1] Hiernach ist auch zu beurtheilen was Lepsius in seinen «Briefen aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai» etc. S. 450 niedergeschrieben: «Der Legat des Justinian fand es nun angemessen in jener sichern Position sein Kastell anzulegen und für die umherwohnenden Einsiedler eine Kirche ebendaselbst zu bauen. Dass dies allein schon hingereicht hätte, viele neue Einsiedler dahin zu ziehen, und eine neue Ansicht über die Lage des Gesetzesberges zu begründen, wenn diese nicht schon vorgefunden worden sein sollte, ist ganz begreiflich.» Das unumstössliche Zeugniss Prokop's über den Mosisberg ist dabei unbegreiflicher Weise ganz übersehen worden. Ebenso vorher S. 426, wo die Worte stehen: «so sicher es ist, dass erst die Erbauung der Kirche am Gebel Musa im 6. Jahrhundert durch den Glauben, dass sie am Orte der Gesetzgebung gegründet sei, allmälig, seit dem 10. Jahrhundert bewirkte, dass der geschichtliche Mittelpunkt der Halbinsel, der früher unbestreitbar mit der Stadt Pharan und seinem Palmenwalde als dem natürlichen geographischen Mittelpunkte zusammenfiel, von diesem getrennt und mehrere Tagereisen weiter südlich gerückt wurde» — —

Aehnlicher Weise erging es Lepsius auch mit dem Nakb el Hauwi, über den er a. a. O. S. 417 anmerkt: «Es kann nicht zweifelhaft sein, dass dieser kühne Pfad erst nach Erbauung des Klosters geschaffen wurde, um eine nähere Verbindung mit der Stadt Pharan zu erhalten, welche bis dahin nur auf dem weiten Umwege durch Wadi e' Schech erreicht werden konnte». Aber gegen diese Ansicht legen die Sinaitischen Inschriften, die mehrere Stellen dieses Felsenpasses auszeichnen (zwei hatte schon Robinson bemerkt), ein vollgiltiges Zeugniss ab.

[2] Justinian regierte von 527 bis 565.

dere Quellen, die am allerwenigsten in denjenigen Stücken, die für unsern Zweck in Betracht kommen, den Verdacht ungeschichtlicher Willkür oder der Erfindung rechtfertigen. Wir meinen die Erzählungen des Canopischen Mönchs Ammonius und des Eremiten Nilus von den blutigen Metzeleien der Sarazenen unter den Einsiedlern am Sinai, von denen die erstere ums Jahr 370, die letztere 20 Jahre später gesetzt wird.[1] Aus ihnen ergibt sich, dass die Einsiedler mit Vorliebe um den Dornbusch verkehrten, aus dessen Flammen Mose die göttliche Berufung geworden; sie werden geradezu die Heiligen am Dornbusche[2] genannt, zu deren Besuch Nilus vom Berge herabstieg. Zugleich ist von einer Kirche als gemeinsamer Andachtsstätte die Rede, sowie von einem festen Thurme in der Nähe der Kirche, die wol über dem Dornbusche erbaut zu denken ist. Diese Angaben bieten nicht den mindesten Anhaltspunkt für die Annahme einer Erfindung.[3] Sie gedenken

---

[1] Die Schrift des Ammonius veröffentlichte Combefis, Paris 1660, in: Illustrium Christi martyrum lecti triumphi, vetustis Graecorum monumentis consignati. S. 88—132. Die von Nilus steht in: Nili opp. quaedam, edirt von Possinus, Paris 1639. S. 1—126.

[2] *ἐπισκεψόμενος τοὺς ἐν τῇ βάτῳ ἁγίους* heisst es bei Nilus.

[3] Lepsius a. a. O. S. 449 behauptet: «Auch die Erzählung des Nilus (der von Ammonius wird die Bedeutung einer Geschichtsquelle mit wenig Worten abgesprochen S. 445) gehört entweder nicht in die Zeit, in welche sie gesetzt wird, oder bezieht sich auf den Serbal, denn es wird hier öfters eine Kirche erwähnt, welche damals am Gebel Musa noch nicht existirte, und Nilus geht noch in derselben Nacht, in welcher die zerstreut Ermordeten begraben worden waren, nach Pharan herab,

nicht etwa der Helena als Stifterin von Kirche und Thurm; noch suchen sie irgend einen Zusammenhang mit dem Justinianischen Bau durch nähere Bezeichnung der Lage vorzubereiten; sie finden sich nur ganz gelegentlich und durch den Gang des Ereignisses oder der Erzählung herbeigeführt. Wol aber erscheinen sie als die ersten Glieder in der Kette der Zeugnisse für den heutigen Sinai; denn die Lokalität des Dornbusches wird, wie schon angegeben worden, noch heute im Kloster sehr heilig gehalten. Auch im abenteuerlichen Itinerarium des Antonin, dessen Versetzung vom 6. ins 11. Jahrhundert sehr zweifelhaft, wird die vom Kloster umschlossene Quelle erwähnt, bei welcher Mose den brennenden Busch gesehen.[1]

Noch vor Ammonius und Nilus wird uns über Sinaitische Einsiedler in einzeln aufbewahrten Anekdoten be-

---

was vom Gebel Musa aus nicht möglich gewesen wäre». Diese Behauptung theilt die Berechtigung der beiden anderen, die schon angeführt wurden. Die kurze Nachtwanderung des Nilus vom Sinai nach Faran steht schwerlich in der Schrift, und die Versetzung des ganzen Blutbads vom Sinai nach dem Serbal, wo Faran blühte, läuft der Erzählung gänzlich zuwider. Oder stimmt dazu vielleicht, dass Nilus mit den Faraniten erst am fünften Tage zur Beerdigung der Leichen eintrifft, was bei der Versetzung des Ereignisses nach dem Serbal in ebensoviel Stunden möglich war?

[1] Es liegt ganz ab, die Erwähnung des Dornbusches bei Prokop zu suchen, der ebensowenig von irgend einer schon vorhandenen Baulichkeit am Sinai spricht, noch auch mit einer Silbe der Stadt Faran gedenkt, während er die Schenkung des Palmenhains durch den Sarazenenhäuptling an Justinian berichtet, die doch erst durch den christlichen Charakter der dortigen Stadt ins rechte Licht tritt.

richtet,[1] z. B. über Silvanus, über den Abt Joseph aus Pelusium, den Abt Netra oder Nater, der später zum Bischof von Faran erwählt worden. Wenn diese Erzählungen auch keine näheren Ortsbestimmungen enthalten, so ist doch unzweifelhaft, dass sie keinen anderen Sinai zur Voraussetzung haben als denjenigen, der uns von der letzten Hälfte des 4. Jahrhunderts an bezeugt ist. Von Interesse ist auch, dass schon aus diesen frühesten Zeiten der Eremiten-Ansiedlung am Sinai von den frommen Pilgerungen zu ihm berichtet wird.

Aber ein mit Prokop's Schrift gleichzeitiges gelehrtes Buch scheint der von jenem so bestimmt bezeugten Sinaitradition eine andere wenigstens zur Seite zu stellen. In diesem Buche, genannt «christliche Topographie», kommt Cosmas der Indienfahrer auf die Israelitische Wüstenwanderung zu sprechen. Er lässt das Heer bei Klysma durchs Meer gehen und zählt dann als Stationen auf: die mit den Palmen (was sich mit Ayun Musa verträgt), die Wüste Sur, Merra, Elim. Das letztere erkennt er in Raithu wieder, das offenbar mit Tor zusammenfällt.[2] Dort hat nach ihm das Volk Israel dem Meere, das es bis dahin immer zur Rechten gehabt, den Rücken gekehrt und sich landeinwärts gewendet, wo zwischen Elim und Sinai das Manna gefallen; darauf sei es nach Raphidim gekommen, das er in Faran wiederfindet. Daselbst habe Mose, weil es an Wasser gefehlt, mit den Aeltesten den Berg Choreb

[1] Siehe Cotelier: Eccles. Graec. Monument. Tom. I. Apophthegmata Patrum S. 338—712.

[2] Ein anderes mit Ritter anzunehmen, widerstreitet allen Zeugnissen.

oder Sinai, 6000 Schritte von Faran, bestiegen und mit seinem Stabe die sprudelnde Quelle hervorgerufen. Ebendaselbst sei die Gesetzgebung erfolgt und die Stiftshütte erbaut worden. Endlich führt Cosmas als Beleg für die grosse Thatsache die vielen Felseninschriften an, worin sich die Israeliten, nach Empfang des geschriebenen Gesetzes, während ihres vierzigjährigen Aufenthalts ein Gedächtniss und ein Zeugniss gegen die Ungläubigen gestiftet.[1]

Demnach sah Cosmas ohne Zweifel den Serbal für den Sinai an; höchst zweifelhaft ist aber, ob er damit einer alten Tradition oder seinen eigenen Studien folgte, welche letzteren unbedingt in seiner Inschriftentheorie hervortreten. Hatte er für die seltsame Lage von Elim zu Raithu, d. h. Tor, eine Tradition zum Führer, — der Traktat des Ammonius bestätigt sie — so scheint er damit den Sinai um so mehr combinirt zu haben, als die Zusammenstellung Raphidims mit Faran nach den Angaben des Eusebius und des ihm folgenden Hieronymus bereits vorlag. Passte er doch auch seinem traditionellen Elim auf wunderliche Weise den bis dahin verfolgten Weg Israels an. Für diese Auffassung scheint zu sprechen, dass Prokop's Zeugniss mit allen anderen schon erwähnten dem vereinzelten des Cosmas entschieden gegenübersteht, ohne dass Cosmas anderer Lokalitäten auch nur gedenkt. Wäre in der That die Tradition bis gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts dem Serbal mit Faran zugethan gewesen, so wäre ebensowenig begreiflich, dass sie seitdem durch einen in wüster Verlassenheit liegenden Berg gänzlich verdrängt

---

[1] S. Montfaucon's Collect. Nov. Patrum. II. S. 195 fg. u. 205.

worden,[1] als sich absehen liesse warum Justinian mit seinen Bauten, die durch seinen eigenen Geschichtsschreiber ausdrücklich an den heiligen Gesetzesberg angeknüpft werden, geradezu irregegangen, und zwar trotz seiner eigenen persönlichen Beziehungen zum faranitischen Palmenhaine. Nichts hingegen ist begreiflicher, als dass jener Alexandriner, den Handelsinteressen nach Indien, frommer Eifer später ins Kloster geführt, durch unklare Traditionen geleitet, den grossartigen Serbal mit seinem Palmenhaine, den sogar die christliche Stadt auszeichnete, für den Sinai hielt, zumal da ihm die merkwürdigen Inschriftenfelsen das vollgiltigste Zeugniss dafür abzulegen schienen. Ja selbst die Entstehung einer älteren für den Serbal sprechenden Tradition neben der anderen noch älteren würde sich aus denselben Verhältnissen völlig begreifen lassen.[2]

Was aber aus allen Zeugnissen vom 4. bis 6. Jahrhundert ausser dem des Cosmas hervorgeht, das finden wir in einem arabischen Geschichtswerke des 10. Jahrhunderts, in den Annalen von Eutychius oder Said ben Batrik, aufs Klarste bestätigt.[3] Nach Eutychius wandten sich die Sinaitischen Mönche an den Kaiser Justinian mit

---

[1] Ebendeshalb suchte Lepsius die Verdrängung einzig aus der wachsenden Bedeutung der Justinianischen Bauten zu begründen, indem er vergass dass die Bauten aus der schon vorhandenen Tradition hervorgegangen.

[2] Wir hätten dann für diese Doppelansicht über den Sinai eine Analogie an den Traditionen über Elim, da neben Raithu oder Tor auch Gharandel («Surandela») schon aus dem 6. Jahrh. durch Antonin's Itinerar (XLI. Act. SS. Mai. II.) bezeugt wird.

[3] Wir folgen hierin Robinson, der zuerst in neuerer Zeit die Stelle ans Licht gezogen. Siehe bei ihm Bd. I. S. 433.

der Bitte, ihnen zu ihrer Sicherheit ein festes Kloster zu bauen. Bis zu dieser Zeit lebten sie nämlich zerstreut auf den Bergen und in den Thälern um den Dornbusch, aus welchem Gott Mose angeredet. Aufwärts vom Dornbusche hatten sie einen grossen Thurm, der zu Eutychius Zeit noch stand; darin befand sich die Kapelle Maria's. Die Mönche flüchteten sich in diesen Thurm, sobald ihnen Gefahr drohte. Auf ihre Veranlassung, erzählt nun Eutychius weiter, habe der Kaiser durch einen Legaten eine Kirche zu Kolzum, ein Kloster zu Rayeh (wol Raithu oder Tor) und ein anderes auf dem Sinai bauen lassen. In Betreff des letzteren sagt er, dass es wegen Wassermangels gegen die ursprüngliche Absicht nicht oben auf dem Berge, sondern unten nahe beim Dornbusche, den Thurm mit einschliessend, in einem von zwei Bergen eingeengten Orte erbaut worden sei. Auf des Berges Spitze aber, an der Stelle wo Mose das Gesetz empfangen, habe der Legat eine Kirche errichtet.[1]

Diese Nachricht des Eutychius darf gewiss ohne unkritische Willkür zur Ergänzung des Berichts von Prokopius herbeigezogen werden.

Und somit haben wir die traditionelle Autorität des heutigen Sinai, soweit es mit dem Charakter dieser Reiseerinnerungen verträglich schien, in das ihr gebührende

[1] Zugleich gibt Eutychius auch Auskunft über die Sklavenschenkung Justinian's ans Kloster. Hundert römische Sklaven mit Weib und Kind und andere hundert aus Aegypten sind nach ihm dem Kloster durch den Kaiser überwiesen worden; sie erhielten ausserhalb des Berges ihre Wohnungen und waren zum Schutze und Dienste des Klosters bestimmt.

Licht zu stellen gesucht. Es geschah namentlich unter Abwehr der neuerdings besonders durch Lepsius vertretenen Hypothese, dass dem Serbal der Mosaische Ruhm zugehöre. In dem gewonnenen Resultate muss uns aber zweierlei noch bestärken, das genauere Studium der Oertlichkeiten und das der Schrift. Doch sei für beides nur ein geringer Raum beansprucht.

Robinson sagt, dass er mit dem Gefühle der Täuschung auf dem Gipfel des Sinai gestanden. Er blieb nicht der einzige der dies Gefühl hatte. Aber ganz andere Eindrücke haben sich vieler anderen bemächtigt, die gleichfalls ein prüfendes Auge mitgebracht hatten. Vor allem fragt sichs ob der Gipfel, auf dem wir stehen, einen geeigneten Platz unter oder vor sich habe, wo das Volk Israel dem erhabenen Schauspiele der Offenbarung, wie es das 2. Buch Mosis schildert, beiwohnen konnte. Ein solcher Platz ist in der That neuerdings in der Sebaijeh-Ebene erkannt worden, die früher noch nicht hinreichend für diesen Zweck untersucht worden war. Dass sie unmittelbar unter dem mit Kapelle und Moschee gekrönten Gipfel liegt, ist wol längst bemerkt worden; ich selbst hob in der Beschreibung meiner Reise vom Jahre 1844 hervor, dass diese Ebene wie geschaffen sei zu einem solchen Festacte, dass sich auch der Ausdruck vom «Anrühren» des Berges ganz rechtfertige, weil der Sinai von hier so schroff aufsteigt, dass er vom Fuss bis zum Scheitel wie ein Ganzes vor Augen steht. Auch die Worte: «und das Volk trat unten an den Berg» erläuterte ich dahin, dass man selten so eigentlich «unten an den Berg» trete wie in dieser Ebene an den Fuss des Sinai, mit dem Blicke auf den gegen

2000 Fuss hohen Granitgipfel. Was aber früher störend schien, ist erst durch neuere Beobachtungen erledigt worden.[1] Es schien nämlich ein geeigneter Verbindungsweg aus der grossen Lagerstätte im Wadi es Schech zum Schauplatze der Gesetzgebung zu fehlen, der doch durch die Worte erheischt wird: «Mose führte das Volk aus dem Lager Gott entgegen». Dieser Verbindungsweg ist nunmehr im Wadi Sebaijeh gefunden worden; denn zwischen 5 bis 600 Fuss breit zieht er sich von der gleichnamigen Ebene bis in den Wadi Schech hinein, der von der Ebene aus in einem Stündchen erreicht wird. Längst vor der Ankunft in der Ebene tritt den aus dem Wadi Herannahenden der Sinaigipfel vor Augen.[2] Die Ebene selbst ist auf 12,000 Fuss Länge und 14 bis 1800 Fuss Breite ausgemessen worden. Bei der Aufstellung des Volkes, soweit es für den Act in Betracht kommen mochte, konnten ausserdem noch die anstossenden allmählig sich erhebenden Höhen benutzt

---

[1] Vergl. hierüber besonders bei Ritter S. 596 fg. die handschriftlichen Mittheilungen aus F. A. Strauss Tagebuch. Auch Graul, mein Reisegefährte im Jahre 1853, widmete sich einer näheren Untersuchung der Ebene und des Wadi Sebaijeh. Siehe bei ihm S. 217 fg. Ich selbst besuchte wol wiederholt vom Kloster aus über den sogenannten Hutberg die Ebene Sebaijeh, doch nur flüchtig und ohne zu genaueren Terränsstudien zu kommen.

[2] Strauss gibt an, dass im Wadi etwa noch 10 Minuten lang der Dschebel Musa im Gesicht bleibe. Aus Graul's genauen Mittheilungen hierüber ergibt sich ein bei weitem längerer Zeitraum dafür, nur dass da wo der Wadi den Klosterberg umbiegt, auf eine kleine Strecke die Spitze des Dschebel Musa sich verbirgt.

werden. Dass wir aber das grosse Volkslager selbst nicht eben da suchen wo die Offenbarung erfolgte, damit schliessen wir uns dem Wortlaute des heiligen Textes an, theils des Ausdrucks halber, dass Mose das Volk aus dem Lager Gott entgegenführte, theils deshalb weil Mose während seines Verbleibens oben auf dem Berge den Augen des Volks entrückt zu denken ist; denn die Anfertigung des goldenen Kalbes verlangten sie, weil «sie nicht wussten was diesem Manne Mose widerfahren» sei,[1] und als Mose mit Josua vom Berge herabstieg, wurden sie des Kalbes und des tanzenden Volkes erst dann ansichtig, «als sie nahe zum Lager kamen».[2]

Nach alledem hat der traditionelle Sinai in den Oertlichkeiten selbst eine wesentliche Stütze; die letzteren entsprechen so sehr dem Texte der Schrift, dass wir glauben möchten, die bis ins 4. Jahrhundert nachweisbare Tradition reiche in noch viel weitere Zeitfernen zurück und lehne sich an die Erinnerungen des wandernden Volkes, getheilt von den Midianitischen in der Wüste sesshaften Freunden, selber an. Dies scheint um so mehr berechtigt, je weniger wählerische Willkür gerade hieher gelenkt werden konnte. Erst wenn man auf dem Scheitel des Sinai steht (wie ich schon anderwärts bemerkt), begreift man was ihn vor seinen Brüdern auszeichnet. Es ist kein alle seine Umgebungen überragender Höhepunkt, wodurch er etwa eine unstät irrende Forschung auf sich gelenkt und an sich gefesselt hätte: wol aber ruht und thront er zugleich inmitten der erha-

---

[1] 2. Mos. 32, 1.

[2] 2. Mos. 32, 15 fg.

benen Bergnatur wie ein der Alltäglichkeit entrücktes Heiligthum.

Allerdings könnte der sogenannte Horebgipfel, im Norden des Mosisbergs, der Lage nach in Concurrenz treten. Die Ebene er Rahah erscheint wie ein auserlesener Lagerplatz des grossen Volkes, und die Stirn des Horeb, bei den Arabern es Sufsafeh genannt, beherrscht die Ebene mit hoher feierlicher Gestalt. Dagegen spricht aber dass diese Spitze über mehrere zackige Höhen hinweg weit mehr erklettert als erstiegen werden muss, und dass beim Verweilen daselbst Mose gar leicht jederzeit das Lager übersehen konnte. Da dennoch solche Gründe schwerlich Bedeutung gehabt hätten, wenn es vor Zeiten eine freie Wahl des Sinai gegolten hätte, so liegt darin, dass der imposante Schauplatz kein traditionelles Ansehen erlangt, ein neuer Beweis für uraltes Ueberkommen der herrschenden Ueberlieferung.

Der erörterten Terränsfrage steht bekanntlich am nächsten die in Betreff Raphidims. Man hat es neuerdings mit Vorliebe, wie schon Eusebius und Hieronymus, ins Feiranthal gesetzt, während Robinson, wie schon oben (S. 63) erwähnt worden, eine Stelle im Schechthale dafür hielt. Die Frage ist sehr schwer zu entscheiden. Dass der Bach des Feiranthals das wunderbar aus dem Felsen geschlagene Wasser sei, ist eine sehr prekäre Behauptung. Gerade in dieser üppigen Palmenstation konnte das Volk schwerlich an einem Trunk Wasser verzweifeln, wenn man dabei auch an die erste westliche Palmen-Oase,[1] El Hessue,

---

[1] S. oben S. 40.

denken wollte, wo freilich jetzt das Wasser nicht überraschend hervorbricht, sondern in einer Felsenspalte verschwindet. Und wenn man geltend macht, dass es eben diese Perle der Wüste war, um welche Amalek als sein Besitzthum zum Kampfe gegen Israel schritt, so ist die Angabe im 5. Buch Mosis 25, 18 nicht zu übersehen, wo es von den Amalekitern heisst: «Gedenke wie sie dich angriffen auf dem Wege und schlugen deine Hintersten, alle die Schwachen die dir hinten nachzogen». Aus diesen Worten einen doppelten Angriff machen, heisst entschieden den Worten Gewalt anthun. Diese Stelle des 5. Buchs Mosis, verbunden mit der Voraussetzung des Amalekiter-Sitzes in Feiran, würde vielmehr einem Raphidim im Schechthale, das auf Feiran folgt, ausnehmend günstig sein.

Dazu kommt dass Raphidim als am Horeb gelegen bezeichnet wird, womit eine Entfernung desselben vom Schauplatz der Gesetzgebung, wie die Feirans von unserem Sinai, unverträglich ist. Ebendeshalb schien der Verlegung Raphidims nach Feiran auch die des Sinai nach dem Serbal folgen zu müssen, freilich ganz gegen die Mosaische Erzählung, wo es heisst: «sie waren ausgezogen von Raphidim und wollten in die Wüste Sinai, und sie lagerten sich in der Wüste daselbst gegen den Berg».[1] Lag aber denn das amalekitische Raphidim in Midian? Consequenter Weise sagt dies in der That Eusebius aus. Wie verträgt sichs aber dass Jethro der Priesterfürst in Midian ist und nun Amalek zu ihm stösst? Im ersteren wissen

[1] 2. Mos. 19, 1. 2.

wir einen treuen Hüter des Jehovaglaubens, des Glaubens seines Ahnherrn Abraham; bei ihm hat Mose, sein Tochtermann, den grossen heiligen Befreiungsplan gefasst; von ihm wird er in Raphidim mit den Worten begrüsst: Nun weiss ich dass der Herr grösser ist denn alle Götter. In Amalek dagegen tritt uns ein Erzfeind des Herrn entgegen, darum will ihn der Herr «vertilgen unter dem Himmel».

Wie das Wasser aus einem «Felsen im Horeb» durch Mose's Stab geschlagen wird,[1] so hatte auch Mose die Erscheinung des Engels im feurigen Busche, als er mit seines Schwähers Heerden an den «Berg Gottes Horeb» gegangen war.[2] Dies alles wäre auf Amaleks Grund und Boden geschehen? Und wie der Serbal als des grossen heidnischen Sonnengottes, des Baal, Heiligthum erscheint, dessen Verehrung wahrscheinlich schon damals wie ein Jahrtausend später geübt wurde, so soll er zugleich zum Throne Gottes, des Gottes Abrahams Isaaks und Jakobs geworden sein? Was auch immer dunkel sein und nach der Natur der Sache bleiben mag in den Wegen, die der Herr Israel durch die Wüste geführt hat: diese Combination möchte, bei allem Scharfsinne des neuesten Vertreters, zu den unglücklichsten gehören, die jemals zur Aufhellung des Dunkels gemacht worden sind.

Setzen wir mit Robinson Raphidim in den Wadi Schech, etwa eine Stunde nach dem duft- und fruchtreichen Walde der Tarfabäume, so würde sich ohne sonderliche Schwierigkeit annehmen lassen, dass die dortigen Felsenberge so gut

---

[1] 2. Mos. 17, 6.
[2] 2. Mos. 3, 1.

wie die anderen der Nachbarschaft den Gesammtnamen Horeb geführt, während der Name Sinai von engerer Bedeutung war. Wie aber der Serbal im Lande Amaleks, so mochten schon damals auch Horeb und Sinai im Lande der Midianiter als heiliges Gebirg gelten. «Der Herr der grösser ist denn alle Götter» wurde in Midian angebetet; in Midian hat er sich seinen Boten an Israel auserwählt; in Midian hat er auch durch denselben treuen Knecht jene Gesetzesoffenbarung vollzogen, die zu einer unverlöschlichen Leuchte für die Völker des Erdkreises geworden.

IX.

Der Bibelfund.

Als ich im Mai des Jahres 1844, nach vierjährigen dokumentlichen Forschungen auf europäischen Bibliotheken, zum ersten Male das S. Katharinenkloster besuchte, geschah es in der Hoffnung, innerhalb seiner alten Mauern, die seit ihrer Erbauung durch Justinian unzerstört geblieben, Schätze für die Bibelwissenschaft aufzuspüren. Diese Hoffnung blieb nicht unerfüllt. In der Mitte der Bibliothek, deren Bücher und Handschriften ringsum auf Regalen aufgestellt waren, stand ein Korb mit Resten von verschiedenen alten theilweise verdorbenen Handschriften, dergleichen schon zwei Körbe voll als unbrauchbar ins Feuer geworfen worden waren. In diesem Korbe fand ich zur grössten Ueberraschung mehrere Fragmente von einer griechischen Bibelhandschrift auf Pergament, in der ich sogleich eine der ältesten, die es gibt, erkennen musste. Es gelang leicht die Abtretung eines Theils derselben zu veranlassen; die anderen umfänglicheren Theile empfahl ich zu besserer Aufbewahrung,

indem ich ihre Erwerbung, die zunächst nicht möglich war, späteren Schritten vorbehielt. Jenen geringeren Theil gab ich nach der Rückkehr in die Heimath, geschmückt mit dem Namen des Königs Friedrich August von Sachsen, des hohen Beschützers meiner Forschungen, als die muthmasslich älteste aller auf unsere Zeit gekommenen griechischen Pergamenthandschriften, in lithographirtem Facsimile heraus. Da indessen meine Bemühungen um die im Kloster zurückgebliebenen Fragmente keinen Erfolg hatten, so gedachte ich sie im Kloster selbst aufs Genaueste abzuschreiben und aus der Abschrift herauszugeben, zu welchem Behufe ich 1853 eine zweite Reise in den Orient unternahm. Bei meinem zweiten Aufenthalte im Sinaikloster wurde mir aber wahrscheinlich dass der Schatz inzwischen nach Europa gekommen sei. Bei dem gänzlichen Schweigen darüber schien es mir jedoch angemessen, dasjenige, was ich schon 1844 davon abgeschrieben und zehn Jahre lang als Geheimniss gehütet hatte, einem grösseren aus ähnlichen Funden hervorgegangenen Werke einzuverleiben. Ich deutete dabei auf meinen Antheil an der Erhaltung jener anderen kostbaren Ueberreste hin, wohin sie auch immer gekommen sein mochten.

Trotzdem drängte es mich zu einer nochmaligen Reise nach dem Sinai; sie sollte den Anfang bilden von längeren Forschungen in den Ländern des Orients, die mir infolge gestellten Antrags von der kais. russischen Regierung übertragen worden waren. Die besondere Protektion Alexanders II. und Ihrer Majestät der Kaiserin geleitete mich. Bei meinem dritten Aufenthalte im S. Katharinenkloster hatte ich bereits mehrere Tage dem Studium seiner Bibliotheken

gewidmet. Nachdem ich den 3. Februar den Sinai bestiegen hatte, schickte ich in der Frühe des 4. einen Klosterdiener vom Stamme der Dschebelijeh ab, um meine in der Wüste bei ihren Kamelen weilenden Beduinen aufzusuchen und für den 7. behufs meiner Rückreise zu bestellen. Am Nachmittage des 4. hatte ich bei einem Ausfluge über den Hutberg zu der Sebaijeh-Ebene den wohlunterrichteten Ikonomos des Klosters zum Begleiter; da ich einige Exemplare meiner Leipziger Ausgaben vom griechischen Texte des Alten und Neuen Testaments dem Kloster zum Geschenke gemacht, so kamen wir auf diese Bücher und besonders auf den Text des Alten Testaments zu sprechen. Nach unserer Rückkehr ins Kloster, in der Abenddämmerung, bat mich der Ikonom in seiner Zelle eine Erquickung anzunehmen. Als wir damit beschäftigt waren, bemerkte er, auch er habe hier eine Septuaginta,[1] und holte aus einer Ecke des Zimmers ein in ein rothes Tuch eingeschlagenes Manuscript herbei, das er vor mich auf den Tisch legte. Ich öffnete das Tuch, und sah zu meinem grössten Erstaunen vor meinen Augen jene kostbaren Reliquien liegen, die ich im Jahre 1844 aus dem verhängnissvollen Korbe hervorgezogen. Der Umfang der Blätter, die vor mir lagen, — einen Einband hatten sie nicht — verrieth sogleich dass sie sich keineswegs auf jene Alttestamentlichen Fragmente beschränkten. Ein flüchtiges Durchblättern vermehrte mein Erstaunen; denn ich

---

[1] So heisst der übliche griechische Text des Alten Testaments, so benannt nach den berühmten 70 Dolmetschern zu Alexandrien.

bemerkte Anfang und Ende des Neuen Testaments, sogar den Brief des Barnabas. Mit dem Ikonom standen noch andere Klosterbrüder um mich; sie waren Zeugen meines freudigen Staunens, doch konnten sie schwerlich begreifen was hier vorging. Ich bat das Tuch mit seinem ganzen Inhalte zu näherer Prüfung auf mein eigenes Zimmer tragen zu dürfen; der gütige Ikonom, des Kyrillos geistlicher Sohn, wie er sich selbst nannte, gewährte es bereitwilligst.

Als ich allein auf meinem Zimmer war, da erst gab ich mich dem überwältigenden Eindrucke dieser Erfahrung hin; ich wusste es, der Herr hatte einen unvergleichlichen Schatz, eine Urkunde von der höchsten Wichtigkeit für Kirche und Wissenschaft, in meine Hände gelegt. Meine kühnsten Hoffnungen waren weit übertroffen. In der tiefsten Rührung über die wunderbare Fügung beschlich mich der Gedanke: Könnte hier, neben dem Barnabas, nicht auch der Hirte enthalten sein? Schon schämte ich mich des undankbaren Gedankens mitten in solcher Fülle, als mein Blick unwillkürlich auf einem ziemlich verblichenen Blatte vor mir haftete. Ich las die Aufschrift, und erschrak; denn ich las: der Hirte. Wie könnt' ich schildern was ich dabei empfand.

Ich übersah nun was die sämmtlichen Blätter, 346 an der Zahl und von grösstem Formate, wirklich enthielten. Ausser 22 Büchern des Alten Testaments, grösstentheils vollständig und namentlich aus den Propheten, den poetischen Büchern und den sogenannten Apokryphen, war es das ganze Neue Testament ohne die geringste Lücke; darüber noch der vollständige Brief des Barnabas und der

erste Theil vom Hirten des Hermas. In der Unmöglichkeit zu schlafen, setzte ich mich, trotz trüber Lampe und kühler Temperatur, sofort daran, den Barnabas abzuschreiben, schwelgend in der Vorfreude, mit dem ehrwürdigen Schriftstücke die christliche Welt zu beschenken. Ihr erster Theil war nämlich bis jetzt nur aus einer höchst mangelhaften lateinischen Uebersetzung bekannt geworden, der andere nur aus einigen jungen, also wenig zuverlässigen griechischen Handschriften. Und doch hatte die Kirche des 2. und 3. Jahrhunderts gar sehr die Neigung, diesem Lehrschreiben, das allerdings eines Apostels Namen trug, gleichen Rang mit den Briefen der Apostel Paulus und Petrus anzuweisen. Ausser dem Barnabas schrieb ich im Kloster selbst auch noch die Fragmente des Hirten ab, einer Schrift von gleichem Ansehen mit Barnabas, die im Originaltexte für gänzlich verloren gegolten hatte, bis ihn 1855 der vielberufene Grieche Simonides, theils abschriftlich theils in drei Papierblättern des 14. Jahrhunderts, vom Berg Athos nach Leipzig brachte. Aus mehreren Gründen hatte ich diesen an vielfacher Verderbniss leidenden Text für eine mittelalterliche Rückübersetzung aus dem Latein angesehen; der uralte Sinaitext überzeugte mich bald, dass diese Ansicht, wenigstens in Bezug auf das Ganze, eine irrthümliche gewesen.

Am nächsten Morgen, in der Frühe des 5. Februar, theilte ich dem Ikonomos meine Absichten auf das Manuscript mit. Bei der Scheu des Klosters, Handschriften zu veräussern, beschränkte ich meine Wünsche darauf, den gesammten Text von Anfang bis zu Ende aufs Genaueste abzuschreiben. Er umfasst gegen 120,000 kurze Zeilen,

deren Niederschrift im 4. Jahrhundert, wenn sie auch durch die gewandte Hand Alexandrinischer Schönschreiber geschah, mehr als Jahresfrist gekostet haben mag. Im Kloster selbst diese Arbeit unverweilt auszuführen, dazu fehlte es an jeglicher Vorbereitung. Andererseits beanstandete die sofortige Mitgabe des Originals, in Widerspruch mit den übrigen Brüdern, der hochbetagte Skevophylax, aus dessen Bibliothek — es ist jene mit den erzbischöflichen Hinterlassenschaften und dem Kirchengeräth — die Handschrift in die Zelle des Ikonom gekommen war. In Folge der Tags nach meiner Ankunft im Kloster eingetroffenen Nachricht vom Ableben des hundertjährigen Erzbischofs Constantios zu Constantinopel war der Prior, dessen Verfügung entscheidend gewesen wäre, den 3. Februar nach Kairo abgereist, um mit den übrigen Vorständen der Sinaitischen Brüderschaft von dort nach Constantinopel zur Wahl eines neuen Erzbischofs zu gehen. Unter diesen Umständen blieb mir nichts übrig als gleichfalls nach Kairo zu eilen, um die Klostervorstände wo möglich noch vor ihrer Abreise anzutreffen und von der Sache zu unterrichten. Für den Fall, dass die Sendung des Originals nach Kairo unthunlich sein würde, behielt ich mir schleunige Rückkehr ins Kloster zu einem Aufenthalte von einigen Monaten vor.

Am 7. Februar lagerte in der That, der früheren Bestellung gemäss, Schech Nazar sammt Leuten und Kamelen wieder unter den Klostermauern, zur neuen Führung bereit. Die heftigen Winde, welche in den vorhergehenden Tagen und Nächten die Berge und selbst das Kloster durchbraust hatten, schwiegen an diesem Morgen; der

wolkenlose blaue Himmel verhiess eine glückliche Reise. Die hoch über dem Kloster aufgezogene russische Flagge ehrte meinen Abschied. Die zu demselben Zwecke vom platten Klosterdache aus gelösten Salutschüsse fanden in den Bergen ein vielstimmiges Echo. Mehrere der Klosterbrüder, unter ihnen der gelehrte Kyrillos und der Ikonom, liessen sichs nicht nehmen, in Person bis in die Ebene Rahah dem Scheidenden das Geleit zu geben. Und so trennte ich mich voll Rührung und Dankbarkeit zum dritten Male vom Sinai und seinem Kloster.

X.

Kairiner Verhandlungen und Arbeiten.

Vom 7. bis 12. Februar, von Montag bis Sonnabend, gelang es den Wüstenweg vom Kloster bis nach Suez zurückzulegen. Vom Wadi Saddr hatt' ich einen meiner Leute vorausgeschickt, um zur Ueberfahrt übers Meer eine Barke vom afrikanischen ans asiatische Ufer zu bestellen. Kurz vor unserer Ankunft war sie eingetroffen; Nachmittags um 2 brachte sie uns nach Suez. Da die sofortige Abreise nach Kairo auf der Eisenbahn unthunlich war, so genoss ich bis Sonntags Nachmittag die Gastlichkeit des so dienstfertigen russischen Consuls. Aber erst gegen Mitternacht hatte uns die Lokomotive die ägyptische Wüste hinübergebraust.

Des Montags früh besuchte ich das Mutterkloster der Sinaiten. Zu meiner nicht geringen Freude traf ich die Prioren noch anwesend; in voller Bereitschaft zur Abreise hatten sie von den Brüdern zu Constantinopel die Meldung

erhalten, dass der Wunsch obwalte die Wahl in Kairo zu vollziehen. Ich trug mein Anliegen vor. Wir werden's überlegen, lautete die Antwort. Aber nach Lesung der Briefschaften, die Kyrillos und der Ikonom mitgeschickt, erfolgte die Zusage unverweilter Absendung eines ihrer zuverlässigen Schechs zu Dromedar, um durch ihn so schnell als möglich die Handschrift herbeiholen zu lassen. Beflügelt durch das Versprechen eines guten Bakschisch, verliess der Schech am Abende desselben Tages die Mauern der Stadt.

Was dieser wahre Eilbote in Aussicht gestellt hatte, das erfüllte er pünktlich, so unglaublich es scheint: innerhalb neun Tagen durchflog er zweimal die ägyptische und die arabische Wüste, so dass er am 23. Februar mit dem ihm anvertrauten Kleinode in Kairo zurück war. In der Frühe des 24. erschien der Prior nebst seinem Vicar auf dem russischen Generalconsulate, da er mich in meiner Wohnung nicht angetroffen hatte, um mir das Frachtstück der Dromedarpost vorzulegen. Wir trafen die Uebereinkunft, dass ich sogleich mehrere Hefte zu 8 Blättern — in dergleichen, genannt Quaternionen, war die alte Handschrift gleich ursprünglich abgetheilt — entnehmen und so nach und nach das ganze Manuscript behufs genauer Kopie in meine Hände erhalten sollte.

Zwei Monate sass ich im Hôtel des Pyramides, durch die Fenster in fortwährendem Verkehr mit allem was von der Esbekieh in die bunte lebensvolle Stadt sich bewegte, in Person gefesselt an die grosse Arbeit. Zur leichteren Bewältigung des materiellen Theils derselben gewann ich zwei deutsche Landsleute, einen Arzt und einen Apo-

theker, die unter meinen Augen schrieben; die Verantwortlichkeit treuer Abschrift freilich war nicht übertragbar; sie knüpfte sich ausschliesslich an meine eigene strenge Revision. Abgesehen von den zahlreichen im Laufe so vieler Jahrhunderte sehr verblichenen Seiten, ergab sich dabei bald als schwierigste Aufgabe die Bearbeitung aller derjenigen Stellen, die im ursprünglichen Texte von alten Correktoren geändert worden sind. Diese Stellen sind so massenhaft, dass ihre Zahl auf manchem der 346 Blätter mehr als hundert beträgt. Zugleich führt die Verschiedenheit der Schriftzüge in diesen späteren aber doch sämmtlich über ein Jahrtausend alten Zuthaten auf die Unterscheidung von wenigstens 6 Correktoren, von denen nicht selten einer den andern wieder in seinem Sinne verbessert hat.

Die Hälfte der Abschrift war kaum vollendet, als auf eine flüchtige Bemerkung meinerseits ein zu Kairo mit Consulargeschäften betrauter deutscher Kaufmann einen jungen englischen Gelehrten ins Kloster führte, um ihm die Einsicht in das seltene Schriftwerk zu verschaffen. Als ich kurz darauf ebendahin kam, wurde mir berichtet dass man den Schatz feil zu machen gesucht, ja sogar ein Gebot gethan habe. Ich war nicht verlegen auf diese Mittheilung zu antworten; der edle Prior selbst aber äusserte, das Kloster würde eher dem Kaiser Alexander, dem Hort und Schutz der rechtgläubigen Kirche, sein Bibelbuch zum Geschenke machen als es um englisches Gold veräussern. Es versteht sich, dass ich diese Gesinnung nach Kräften zu nähren suchte. Ich behalte mir vor darauf zurückzukommen. Die so unerwartet hervor-

getretene Theilnahme an meinem Funde veranlasste mich aber, nicht länger mit der ersten öffentlichen Mittheilung darüber anzustehen.[1]

---

[1] Sie geschah in einem Briefe «an den Staatsminister v. Falkenstein», datirt Kairo den 15. März, und wurde zuerst abgedruckt in Nr. 31 der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1859.

XI.

Erläuterung.

Was ists aber denn was dieser Angelegenheit, was dieser Handschrift solch ausserordentliche Bedeutung gibt? Mit dieser Frage möchte leicht der eine und der andere meiner freundlichen Leser diese ausführlichen Mittheilungen über Auffindung und Bearbeitung derselben unterbrechen. Machte doch selbst ein griechischer Patriarch, als ihm 1844 die Wichtigkeit meiner Forschungen gerühmt wurde, die zwischen Ironie und Naivetät schwankende Bemerkung: Wir haben ja längst die Evangelien und die Apostelschriften; was brauchen wir noch? Diese unsere heiligen Schriften haben wir allerdings schon längst; sie sind uns dadurch erhalten worden, dass ihr Text vom ersten Jahrhundert an fort und fort abgeschrieben wurde. Indem aber Abschrift auf Abschrift gefertigt wurde, lief der Text begreiflicher Weise Gefahr, in manchen Stücken seiner ursprünglichen Gestalt entfremdet zu werden. Theils konnte dies durch Fahrlässigkeit, Misverständniss und Unwissenheit beim Abschreiben geschehen, um so mehr als die alte

Schrift Buchstabe an Buchstabe anreiht, ohne Worttrennung und ohne Interpunktion; theils durch unberufenen Eifer in Verbesserungen des Ausdrucks, in Vervollständigung der Erzählungen, in Ausgleichung vermeintlicher Verschiedenheiten. Und dass dies keine blossen Möglichkeiten, keine leeren Besorgnisse geblieben, das lehrt uns der geschichtliche Thatbestand. Denn da die Bibliotheken der christlichen Welt gegen tausend Urkunden von mehr oder weniger Büchern des griechischen Neuen Testaments, um uns auf das letztere zunächst zu beschränken, noch heutzutage besitzen, desgleichen eine beträchtliche Anzahl Handschriften von den alten Uebersetzungen, wie der syrischen, der koptischen, der lateinischen, der gothischen, so hat sich daraus eine so grosse Mannigfaltigkeit der Textgestalt ergeben, dass nur eine geringe Minderzahl von Versen in völliger Uebereinstimmung vorliegt, mancher Vers aber wol zehn und noch mehr sogenannte Varianten darbietet, wenn sie auch weit mehr sprachlicher als sachlicher Art sind. Die seit dem 16. Jahrhundert an die Stelle der Abschriften getretene Vervielfältigung durch die Presse hat insofern den Zustand nicht geändert, als sich der Druck bald an einzelne bald an mehrere Handschriften anschloss, und zwar öfters unter der Leitung von Männern, die wenig zur Förderung der Sache befähigt waren, niemals aber unter der Gunst einer entscheidenden Autorität. Nachdem man im 16. und den nächstfolgenden Jahrhunderten, mehr aus Unkenntniss als aus Ueberzeugung, denjenigen Text bevorzugt hatte, der sich in der Mehrzahl der neueren allmählig zu grösserer Gleichförmigkeit gelangten Handschriften vorfindet, hat die jüngste Zeit den Vorrang der

älteren Urkunden anerkannt, und in den letzten Jahrzehnten begann die Verbreitung des Textes, den sie enthalten. Der Verfasser dieser Reiseskizzen selbst hat seit dem Jahre 1839 in diesem Sinne gewirkt; durch sieben auf einander folgende Ausarbeitungen hat er mit fast zwanzigtausend Exemplaren des griechischen Neuen Testaments, ausgestattet mit mehr oder weniger ausführlichen kritischen Noten, seinen Grundsätzen Billigung zu gewinnen versucht. Es leitete ihn dabei die Ueberzeugung, dass bei dem heiligsten und einflussreichsten Buche der Welt, demjenigen worin die Christenheit die höchste Norm ihres Glaubens und Lebens besitzt, nichts, auch nicht sprachliche Formen und Wendungen, gleichgiltig oder des ernstesten Studiums unwerth sei. Das Ziel, das es bei dem textkritischen Geschäfte gilt, kann offenbar kein anderes sein als das, den Text der Schrift von allen Entstellungen und Zuthaten zu reinigen und zu derjenigen Gestalt, in der derselbe aus den Händen der heiligen Autoren kam, so viel als möglich zurückzuführen. Als hauptsächliche Leiter dabei sind drei Handschriften, muthmasslich vom vierten und fünften Jahrhundert, anerkannt worden: die berühmte Vatikanische, eine Londoner, genannt die Alexandrinische, und eine Pariser, die als Palimpsest[1] Ephräm des Syrers bekannt geworden.

---

[1] Palimpsest ist eine Handschrift, deren ursprünglicher Text auf dem Pergamente vermittelst Abwaschens, Abschabens u. dergl. vertilgt und durch einen andern auf der neugeglätteten Fläche ersetzt worden ist. Die Pariser Handschrift wurde im 5. Jahrhundert mit dem biblischen Texte beschrieben; im 12. aber traten an dessen Stelle Werke Ephräm des Syrers. 1840 und 1841 entzifferte ich den alten im 12. Jahrhundert ver-

Aber keine dieser drei Handschriften ist vollständig: die Pariser enthält nur die grössere Hälfte des Neuen Testaments; der Londoner fehlt fast das ganze erste Evangelium mit zwei Kapiteln des vierten, sowie grösstentheils der 2. Brief Pauli an die Corinther; und von der Vatikanischen, der ältesten und wichtigsten, sind vier ganze Briefe nebst den letzten Kapiteln des Hebräerbriefs und die Apokalypse verloren gegangen.

Da erfolgt nun nach wunderbarer Fügung die Entdeckung einer Handschrift, die nicht nur wenigstens von gleichem Alter mit der ältesten, der Vatikanischen, ist, sondern auch die einzige vollständige unter den genannten dreien sowol als unter allen, die wir noch ausserdem von tausendjährigem Alter besitzen. Dem Texte nach berührt sie sich gleichfalls am nächsten mit der Vatikanischen; oft aber auch hat sie im Widerspruch mit ihr und mit den meisten oder allen anderen solche Lesarten getreu aufbewahrt, die uns aus dem höchsten Alterthume durch Zeugnisse der Kirchenväter oder der frühesten Uebersetzer verbürgt sind. Welche Autorität sich hieraus für den ganzen Text derselben ergibt, ist klar. Obschon er keineswegs von Fehlern der Abschreiber frei ist, noch auch von solchen, die aus der unkritischen Behandlung der Schrift in den ersten Jahrhunderten herflossen, so eignet er sich doch einzig, unter Hinzuziehung der ihm nächstverwandten Urkunden, zur bestbeglaubigten durchgängigen Grundlage für alle

---

wischten Text, mit Ausnahme sehr weniger Stellen, nachdem er 8 Jahre früher durch chemische Mittel aufgefrischt worden war. Bei vielen andern Palimpsesten erreichte ich dasselbe Ziel ohne chemische Beihilfe.

wissenschaftlichen Forschungen über den heiligen Text. Den durch die neuesten Forschungen in den Vordergrund getretenen Grundsätzen gewährt sie die bedeutsamste Stütze; an Tausenden von Stellen wird sie denjenigen Lesarten, die bereits auf die wenigen ältesten Zeugen hin neuerdings aufgenommen worden sind, dauernde Sicherheit verleihen; an vielen anderen wird erst durch sie die richtigste Lesart zur Geltung gelangen. Dass trotzdem kein Lehrsatz der evangelischen Wahrheit oder des seligmachenden Glaubens eine Beeinträchtigung erfährt, wenn auch immer manche wichtige Stelle von den Verschiedenheiten betroffen wird, das zählt für alle, die neben dem frommen Glauben der Väter auch das prüfende Auge ernster Forschung für berechtigt halten, nicht zu den gleichgiltigsten Resultaten der Auffindung einer so gewaltigen Waffe der kritischen Wissenschaft.

So viel vom Neuen Testamente. Dem sei nur noch beigefügt dass sichs ähnlicher Weise mit dem kritischen Bestande des griechischen Textes des Alten Testaments verhält, dessen hohe christliche Bedeutung vor allem in dem Gebrauche liegt, den die evangelischen und apostolischen Autoren davon gemacht.

Vom Barnabasbriefe und den Hermasfragmenten, die allein hingereicht haben würden die Sinaitische Handschrift unvergänglich theuer zu machen, ist schon oben gesprochen worden.

Von der Bedeutung der Sinaitischen Handschrift auch ausser ihrer Beziehung auf die Herstellung des wahren Schrifttextes ein einziges Beispiel. Bekanntlich herrschen über das Alter unserer Evangelien und das ihrer kirch-

lichen Anerkennung verschiedene Ansichten; vorzugsweise macht man es von den ältesten christlichen Schriften abhängig, worin sich ein aus den Evangelien entnommenes Zeugniss findet. In demjenigen Theile vom Briefe des Barnabas, der bis jetzt nur lateinisch vorhanden war, erregte schon längst die Stelle: «Viele sind berufen, aber wenige auserwählt», besondere Aufmerksamkeit. Auch bei Verwerfung der Abfassung des Briefs durch Barnabas den Apostel erschien sie als das früheste Zeugniss für das erste Evangelium, obgleich sich nicht läugnen liess, dass ein solcher Ausspruch des Herrn recht gut auch aus mündlicher Ueberlieferung geflossen sein konnte. Diese Annahme wurde freilich dadurch beeinträchtigt, dass dem Spruche die Worte voranstehen: «wie geschrieben stehet»; allein diese Worte setzte man mit grosser Wahrscheinlichkeit auf ausschliessliche Rechnung des Uebersetzers. Wie konnte denn auch schon im ersten Viertel des 2. Jahrhunderts, in welchem der Brief geschrieben sein muss, eine Stelle des Matthäus mit derselben Formel angeführt werden, die in des Heilands und der Apostel Munde nur dem alten Offenbarungskanon zukam. Dennoch bringt nun die Sinaitische Handschrift die Entscheidung, dass die beanstandeten lateinischen Worte in der That vom Verfasser der Schrift selbst, nicht vom späteren Uebersetzer stammen. Und hiermit ist auf unvergleichliche Weise dargethan, dass schon im ersten Viertel des zweiten Jahrhunderts, wider alles Erwarten negativer Forscher, unser Matthäus-Evangelium nicht etwa nur vorhanden und bekannt war, sondern in der Kirche für kanonisch galt.

XII.

Die Pyramiden und der Sphinx.

Etwas Schöneres und Imposanteres entdeckt in Kairo, der alten erinnerungsreichen Kalifenstadt, das Auge des Wanderers nicht als die Aussicht, die ihm die Citadelle gewährt. Sie selber liegt auf einer der äussersten Höhen des sandfarbigen Mokattam, im Südosten der Stadt, und besitzt am Jussufsbrunnen neben den Ruinen vom Palaste Salaheddins einen uralten Felsenbau, ihr schönstes Kleinod aber an der prächtigen Alabaster-Moschee Mohammed Ali's. Unter ihr zunächst breitet das «Meer der Welt» sich aus, dieses Gewühl von düsterfarbigen Bauwerken, durchbrochen durch zahlreiche Plätze und Gärten mit prangenden Palmenkronen und durch die alle Umgebungen weit überragenden bunten Minarets. Hinter der Stadt treten die Ufer des heiligen Stromes mit ihrem feurigen Grün hervor; sie umgürten nach dieser Seite die altersgraue Stadt mit der ewigen Hoffnung; sie bilden aber auch die Grenze zwischen Leben und Tod: denn gleich hinter ihnen ziehen sich in weitem

Umkreise die bleichen Sandhügel der Wüste hin, jene Sandhügel, die im Laufe der Jahrhunderte des blühenden Lebens so viel in sich eingesargt. Aber mitten aus dieser Region des Schweigens, des Todes, heben ihre kühnen Häupter zu der dunklen Aetherbläue empor die unvergänglichen Pyramiden, schweigsame und doch so beredte Zeugen einer längst verklungenen Vorzeit. Sie sind es, an denen das Auge am längsten haftet. Treten sie so aus der Ferne, umwoben vom feinen Schleier der Wüstenluft, vor den Blick, so ists als sähe man in die Geheimnisse der Vergangenheit hinein; es ist als müsste man auf ferne Töne lauschen, man fühlt sich zauberisch gefesselt. Und darum bleibt ihnen der Gedanke noch immer treu, sind sie auch längst dem Auge entschwunden.

Niemand, den ein Schiff aus der Heimath der Forscher und Denker nach Aegypten hinübergetragen, wird Kairo geniessen ohne einen Ausflug zu den Pyramiden zu machen. Gruppenweise ziehen sie sich am Saume der Wüste, unfern von den Ufern des Nils, von Norden nach Süden hin. Vor denjenigen Gruppen die nach den Dörfern Abusir, Sakara, Daschur und anderen benannt werden, zieht seit langer Zeit den Fremdling die bei Gizeh an. Dort stehen brüderlich neben einander jene drei Riesenbauten, als deren Erbauer schon Herodot im fünften Jahrhundert vor Chr. Cheops, Chephren und Mykerinos (nach den Monumenten: Schufu, Schafra, Menkera) gekannt hat. Die des Cheops ist die grösste; sie erhebt sich über ihren natürlichen Felssokkel, der zum grössern Theile im Sande ruht, noch jetzt, bei abgeplatteter Spitze, 421 Fuss, so dass sie ursprünglich mit dem Sokkel gegen

500 Fuss Höhe hatte und folglich Europa's höchsten Thurmbau, den Strassburger Münster, 438 Fuss hoch, bei weitem überragte. Fast gleicher Höhe ist die Pyramide Chephrens, die des Mykerinos hingegen um die Hälfte niedriger. Alle drei sind in ihrem Innern zugänglich gemacht worden; doch beschränken sich die Besuche meistentheils auf die grösste. Und auch bei ihr führt der schwierige schachtartige Weg zu nichts anderem als öden Felsenkammern, deren schwüle Luft nur Fledermäusen zu behagen scheint. Die tiefste dieser Kammern rechnet man 600 Fuss unter dem Gipfel der Pyramide; zwei andere viel höher gelegene werden als die der Königin und des Königs bezeichnet. In der letzteren, gegen 20 Fuss hoch und breit, bei einer Länge von 30 Fuss, steht noch jetzt der granitene Sarkophag, in welchem des Cheops Mumie gegen 4000 Jahre geruht hatte, als sie der Kalif Mamun im Jahre 820 anstatt der umsonst gesuchten Königsschätze aufstörte.

Viel lohnender als ein Gang ins Innere dieses auf 90 Millionen Kubikfuss berechneten Steinungeheuers ist eine Wanderung auf die schwindlichte Höhe. Die vor Jahrtausenden mit glattem Marmor überkleideten, aber jetzt nach gänzlicher Beseitigung des Marmorkleides überall mehr als einen Fuss breit hervorspringenden Quadersteine von Nummulitenkalk, deren man von unten bis oben 206 gezählt hat, bilden ebenso viel steile Stufen, auf denen man zu einer Plattform mit einer Quadratfläche für 20 Personen hinaufsteigt. Von diesem Standpunkte aus geniesst man eine der seltensten Aussichten: nach Norden und Nordost auf das üppige Nilthal und die Kalifenstadt, an-

gelehnt an die breite gelbliche Wand des Mokattam, nach Osten hinterm Nil und noch mehr nach dem ganzen Westen auf die blendende hellröthliche Sandwüste, nach Süden auf den dunkelgrünen Palmenwald von Mitrahenny, unter welchem die Ruinen von Memphis ruhen, daneben auf die zahlreichen südlicheren Pyramiden, die der königlichen Mutterstadt näher als die von Gizeh geblieben.

Sind wir wieder herabgestiegen vom Gipfel des riesigen Grabdenkmals, dessen Erbauung den neuesten Forschungen zufolge ins vierte Jahrtausend vor Chr., also über tausend Jahre vor Abrahams Zeiten fallen mag, so wartet unser eine Wanderung durch das unmittelbar am Fusse der Pyramide ausgebreitete Todtengefilde. Die «ewigen Wohnungen» der Aegypter, die es enthält, sind bald in Hügeln aus Quadersteinen mit pyramidalen Wänden angelegt, so dass sich die inhaltsreichen Grabkapellen über der Erde und nur die eigentlichen Todtenkammern unterhalb, bisweilen in beträchtlicher Tiefe befinden; bald sind sie in den natürlichen Felsen wagerecht hineingebohrt. Den Zugang haben alle nach Osten, wo der Sonnengott sich erhebt, während der Todte selbst dorthin liegt wo der Sonnengott untergeht. Ein Blick in diese Gräber ist ein lehrreicher Blick in die ägyptische Vorzeit selbst. Während sich in den Pyramiden die hohen Herrscher mit dem Schweisse vieler Tausende ihrer Unterthanen und im Verlaufe einer langen Regierung eine solche Grabstätte für unabsehlich lange Zeiten gründeten, haben sich um dieselben in stattlichen Felsenhütten, die gleichfalls der Zeit getrotzt, diejenigen geschaart, die ihnen im Leben als Priester und Propheten, als Rathgeber und Gelehrte,

als Freunde und Diener nahe gestanden. «Auserlesene des Königs», das ist ihr gemeinsamer Ehrentitel; so sind sie denn auch ihren Herren bis in den Tod getreu geblieben. Die oft in bunten Farben ausgeführten Inschriften der Grabkapellen nennen die vielfachen Titel der Entschlafenen. Es hat demnach der ägyptische Hofstaat vor fünf und sechstausend Jahren schon ebenso viel Geschmack am Titelwesen gefunden als irgend ein deutscher der Gegenwart. Ausser den Inschriften finden sich an der glatten Granitwand in erhabener Arbeit die Todten selbst dargestellt; dazu werden in Schrift und Bild die Opfergaben verzeichnet, die ihnen an bestimmten Festtagen darzubringen waren. Endlich entfalten sich an denselben Wänden vor unseren Augen die mannigfaltigsten Lebensbilder jener grauen Vorzeit, indem sie Ackerbau, Jagd, Fischfang, die Gewerke des industriellen und die Geschäfte des häuslichen Lebens, die Vergnügungen und die Künste darstellen. Nur eins dieser Gräber sehen wir ein wenig genauer an, dasjenige das die Engländer als das Grab der Zahlen benannt haben. Ein «Gelehrter des Palastes», der eine «Prophetin und Auserlesene des Königs» zur Gattin, auch drei «Schriftgelehrte» zu Söhnen hatte, hat es für sich und seine Familie errichtet. Von den verschiedenen Darstellungen an den schmucken Wänden interessirt besonders die, wo er selbst in erhabener Figur erscheint, gestützt auf einen Stab, neben sich einen Hund, und umgeben von seinem patriarchalischen Reichthume. Der Sicherheit halber ist den einzelnen Heerden ihre Zahl beigeschrieben, und so erfahren wir, dass dieser Gelehrte des Palastes, Namens Schafraanch, 835 Ochsen, 220 Kühe,

2235 Ziegen, 760 Esel und 974 Schafe besessen. Die Sitte, die Gelehrten mit dergleichen Gütern heimzusuchen, hat sich bekanntlich nicht erhalten; fehlt doch manchem jene einzige Kuh, «die ihn mit Butter versorgt».

Südöstlich von unserer Pyramidengruppe und ihrem Todtenfelde stehen wir von neuem gefesselt vor einem vielbewunderten altägyptischen Felsenmonumente, einem Zeitgenossen der Pyramiden selbst, da der Name Schafra's, des Erbauers der zweiten Pyramide, an ihm gelesen worden ist. Leider ruht es für die meisten Beschauer zum grössten Theile im Sande begraben; nur Caviglia (1817), später Lepsius und zuletzt Mariette haben die Sandberge um dasselbe abtragen lassen und sind dadurch, namentlich der französische Gelehrte, dem Geheimnisse des Bauwerks näher getreten. Was ich selbst davon gesehen, beschränkt sich auf Kopf und Hals des Sphinx, des abbildlichen Sonnengottes. Die berühmte Schönheit des Riesenantlitzes ist durch den Verlust der Nase wesentlich beeinträchtigt. Bei dem ganzen Monumente haben Natur und Kunst sich die Hand gereicht. Der natürliche Felsen ist dazu benutzt worden, einen ungeheueren Sphinx zu bilden. Während der Leib mit dem Halse nur wenig Zurichtung erfuhr, war es besonders der Kopf der die Kunst des Meisels erheischte. Zwischen den nach Osten ausgestreckten Vordertatzen fand sich bei der ersten Befreiung des Kolosses von den Sandmassen ein kleiner Tempel vor, vor welchem zwei Löwen auf Postamenten lagen, sowie ein dritter, der zwischen beiden nach dem Eingange hinschaute. Von den Tatzenspitzen des Sphinx bis zur Schwanzwurzel ergab sich nach den neuesten Messungen eine Länge von 172 Fuss. Nach Ma-

riette's Entdeckungen zieht sich südwärts vom «Löwen der Nacht», wie ihn die Araber nennen, noch ein prächtiger Tempelbau hin, Galerien und Kammern, die, wie sich Brugsch als Augenzeuge ausdrückt, von cyclopischen Mauern aus Syenit und Alabaster umschlossen werden. Hier wahrscheinlich war der Mittelpunkt für den Cultus der so kolossal verbildlichten Gottheit.

XIII.

Das Serapeum.

Die Schau des Sphinx hat uns bereits mit dem Manne zusammengeführt, an dessen Namen sich seit einem Jahrzehnt die wichtigsten monumentalen Entdeckungen auf ägyptischem Boden anknüpfen. Die herrlichste von allen gelang ihm im November 1851 in der Nähe von Sakara, das gegen zwei Stunden südlich von den grossen Pyramiden bei Gizeh liegt. Anstatt meiner spätern Besuche daselbst erlaub' ich mir denjenigen zu beschreiben, den ich anderthalb Jahr nach der Entdeckung, im April 1853, in Begleitung des berühmten Aegyptologen Brugsch machte.

Früh halb 8 ritten wir zu Esel von der Esbekieh weg. Als wir an den hohen Schutthaufen des ägyptischen Babylon vorüberkamen, wurde es uns aus den aufgewühlten Staubwolken immer klarer, dass wir einen sehr unwillkommenen Begleiter am Chamsin hatten, an jenem südlichen Winde, der in unseren Frühlingsmonaten zu den Plagen Aegyptens gehört. So lange wir jedoch noch innerhalb der Culturgrenzen waren, blieb er erträglich. Nach-

dem wir über den Nil gefahren und das Dorf Gizeh im Rücken hatten, ritten wir durch einen langen schönen Palmenwald. Von ihm aus ging unser Weg durch grüne blumige Wiesen; in dem hochgewachsenen Klee sahen wir Esel und Pferde, Ziegen und Kamele schmarotzen; die Felder, besonders mit Gerste und Weizen besäet, standen bereits im Golde der Ernte. Nach fast 4 Stunden Wegs hatten wir den Saum der Wüste erreicht. Auf der Strecke, die uns von da noch bis zu den Ausgrabungen übrig war, etwa $^3/_4$ Stunde lang, begriffen wir vollkommen, wie der gierige Sand der Wüste kolossale Monumente und selbst ganze Städte verschlingen kann. Wir ritten bei schwüler drückender Luft durch ein Meer von Sandstaub und sahen immer nur wenig Schritte weit vor uns; selbst mehrere Pyramiden wurden zeitweilig unsichtbar. Wie froh waren wir, nach einem so ermüdenden Ritte endlich den Rücken unserer Thiere zu verlassen und ihn mit Mariette's Haus zu vertauschen. Dieses in der Wüste improvisirte Haus ist selbst eine Merkwürdigkeit; es ist aus lauter alten Back- und Kalksteinen erbaut, die ehedem dem Serapeum angehörten.

Mariette empfing uns aufs freundlichste; Brugsch war bereits durch wiederholte lehrreiche Besuche sein stets willkommener Freund geworden; mich selbst hatte er früher zu Paris im ägyptischen Museum, zu dessen Direktion er gehörte, kennen gelernt; zu meiner Ueberraschung und unverdienten Ehre präsentirte er mir jetzt aus seiner auf wenig Bücher beschränkten Wüstenbibliothek die englische Uebersetzung meiner «Reise in den Orient». Fast den ganzen Nachmittag waren wir durch

den fortdauernden Chamsin an den Schutz der steinernen Mauern gebunden; nur krochen wir in einige der unterirdischen Gräber, deren Marmorwände mit ihren Darstellungen in zierlichen Figuren und Hieroglyphen von meinem kundigen Begleiter schon früher studirt worden waren, sowie wir auch die in alten Felsengemächern angelegten Magazine Mariette's mit ihren Herrlichkeiten besuchten. Nach Sonnenuntergang aber war mir der Genuss der interessantesten Entdeckung Mariette's zugedacht.

Wir betraten einen schräg abwärts führenden Gang, dessen Felsenbasis dichter Sand überdeckte, während die aus Kalkfelsen gebildeten Mauern zu unseren beiden Seiten offen lagen. An ihren Wänden wurden Hunderte von Stelen (kleine Gedenktafeln von länglichter Form) mit hieroglyphischen und demotischen Inschriften aufgefunden. Bald standen wir vor einem nach Osten sich öffnenden Portale aus Quadersteinen, reichlich in demotischer Schrift mit schwarzer und rother Dinte beschrieben. Dies Portal führt zu einem grossartigen unterirdischen Felsenbau. Zuerst betraten wir einen Vorhof, an dessen jetzt nackten Wänden ähnliche Stelen mit Inschriften wie die schon genannten aufgefunden worden sind. Aus dem Vorhofe führen zwei Eingänge zu langen Galerien, 16 Fuss breit und fast ebenso hoch. Nachdem wir in die zur rechten Hand eingetreten und eine kurze Weile darin fortgegangen waren, lag vor uns inmitten des Wegs ein roher Granitblock, wie es schien; bei näherer Betrachtung wies er sich als ein grosser viereckiger Sarkophag aus, 7 Fuss hoch und gegen 6 Fuss breit, vor welchem der abgehobene 3 Fuss hohe Deckel gelegt war. Bald darauf aber bemerkten wir zu beiden

Seiten der langen Galerie gewölbte Kammern oder Nischen mit riesigen Sarkophagen. Da Mariette diese Räume mit reichlichem Kerzenlichte erleuchtet hatte, so machten sie einen magischen, geisterhaften Eindruck; wir fühlten es, dass wir in ein altägyptisches Mysterium eingetreten waren. Die Seitengewölbe, gegen 20 Fuss hoch und 16 Fuss breit, sind um mehrere Fuss tiefer als die Galerie, so dass man zu den Sarkophagen hinabsteigen muss. Die Zahl aller, die hier gefunden worden, beträgt 31; sie sind meistentheils aus dunkelgrünem Granit gefertigt und haben eine spiegelglatte glänzende Fläche; nur einer, der grösste, ist aus röthlich gesprenkeltem Granit. Ihre Höhe beträgt gegen 7 Fuss; ebenso viel ihre Breite; ihre Länge 12 Fuss. Jeder Sarkophag, mit Ausnahme einiger aus Mauerwerk, besteht aus einem einzigen Blocke; ebenso der 3 Fuss hohe Deckel, der bei den meisten Sarkophagen um 2 Fuss von seiner ursprünglichen Stelle abgerückt gefunden wurde, weshalb er einen Blick ins Innere thun lässt. Es ist damit eine Spur von früheren und wahrscheinlich vorchristlichen Nachforschungen geblieben, wozu auch noch die darüber und daneben, jedenfalls zum Ausdrucke der Verachtung, gesetzten Steinhaufen kommen. In Folge von diesen Nachforschungen, denen guter Erfolg nicht gefehlt haben mag, ist in den meisten Sarkophagen ausser Apisknochen nichts von Belang gefunden worden; nur in zweien, die uneröffnet geblieben waren, war Mariette so glücklich den Schatz an altem Schmuckwerke zu heben. Wir selbst sahen nichts davon; es war bereits nach Paris gesandt worden, wohin auch zwei der schönsten Sarkophage nachfolgen sollten. Mit hieroglyphischen Aufzeichnungen sind nur wenige

Särge geschmückt, wie z. B. an einem der Name des Cambyses gefunden worden; den lehrreicheren Theil der Entdeckung bilden daher die Stelen, aus deren reichem Texte es möglich sein soll, von Ramses dem Grossen im 15. Jahrhundert an bis herab zu den Ptolemäerzeiten die vollständigen Apisperioden festzustellen. Da auf jede der letzteren ein Zeitraum von 25 Jahren zu rechnen ist, so umfassen die aufgefundenen 31 Särge beinahe 800 Jahre.

Was es für eine Bewandtniss habe mit diesem Apisgrab, das nach so viel Jahrhunderten sich plötzlich wieder und mit so beredtem Munde geöffnet hat, ergibt sich aus der Kenntniss des alten dem Apis gewidmeten Cultus. Der in göttlichen Ehren gehaltene Stier galt als Repräsentant des Osiris selber, einer der verehrtesten Gottheiten, des «Herrn der Gräber», wie er vorzugsweise heisst; man dachte sich wol dass die Seele des Osiris in einem solchen Stiere wohnhaft geworden sei. Er war der Auserlesene seines Geschlechts, musste von schwarzer Farbe sein, ein weisses Viereck auf der Stirn und noch verschiedene andere wichtige Zeichen zu seiner Beglaubigung haben. Um seine Geburt schwebten Mythen; vom Monde sollte die Kuh, die ihn geboren, befruchtet worden sein. Seine Auffindung war ein grosses Nationalereigniss, an das sich glänzende Feierlichkeiten anknüpften. In seinem Tempel wurde er voll heiliger Scheu gepflegt und beobachtet; besonders mit Opfern von rothen Stieren geehrt; nach 25 Jahren aber, die sein Alter nicht überschreiten durfte, im Zusammenhange mit der fünfundzwanzigjährigen Mondperiode, in einem heiligen Brunnen von den Priestern ertränkt. Hierauf fand nun die feierliche Beisetzung des

vielbetrauerten Todten statt; der Herrscher Aegyptens errichtete ihm in dem unterirdischen Heiligthume den prachtvollen Sarkophag.

Wie sich hieraus vermuthen lässt, dass die Grabstätte in Verbindung mit dem Tempel gestanden, wo der Apis (Osir-Apis) verehrt wurde, so beschränkt sich auch der Fund Mariette's nicht auf das Apisgrab; es bildet vielmehr nur einen Theil des von ihm entdeckten Serapeums. Eine grosse viereckige Mauer, die sogar schon vor Mariette, wenn auch nicht als das was sie wirklich war, recht wohl bemerkt worden, umgränzt gemeinsam Tempel und Grab. Eine Allee von Sphinxen führt zum östlichen oder Haupteingange derselben. Schon Strabo fand diese Allee grossentheils vom Sande verschüttet; nach fast 1900 Jahren ist seine Notiz darüber für Mariette ein Schlüssel zu dem verborgenen Schatze der Wüste geworden. Ausser den Sphinxen wurden auch Panther mit reitenden Kindern gefunden, sowie begreiflicherweise des Kostbaren und Interessanten zur Bereicherung ägyptischer Museen noch sehr vieles. Zu den schönsten Reliquien rechnete Mariette eine von sehr kunstfertiger Hand aus Kalkstein geformte Statue des Apis. Schwarz gemalte heilige Insignien schmückten noch ihren Leib; auch war sie mit demotischen Inschriften versehen. Schon vor unserem Besuche hatte sie die Wanderung nach Paris gemacht. Von den Räumlichkeiten des Serapeums, die ich selbst sah, erwähn' ich noch das «blaue» Zimmer, an dessen Wänden eine dem Apis gewidmete Opferprocession dargestellt ist. Die dabei angewandten Farben, namentlich Schwarz, Roth und Blau, haben sich so vortrefflich erhalten, dass sie keinem

Beschauer die Vermuthung nahe legen, der Pinsel habe sie schon vor Jahrtausenden aufgetragen.

Am nächsten Tage unseres Aufenthalts bei Mariette war zu unserer grossen Freude die Macht des Chamsin gebrochen. Wir machten daher am frühen Morgen einen Ritt nach dem Dorfe Mitrahenny, das über den im Sande begrabenen Ruinen von Memphis erbaut ist. Eine halbe Stunde vom Serapistempel, der übrigens näher bei Abusir als bei Sakara liegt, gelangten wir nach dem letztgenannten Dorfe, dessen Name vom Beinamen des Osiris «Sakar» abstammt. Eine Mauer, an der wir vorbeiritten, — sie gehörte zum Hause des Schechs von Sakara — war ganz aus alten schönen Steinen mit hieroglyphischen Inschriften und bildlichen Darstellungen zusammengesetzt, wovon mein Begleiter Einiges sogleich copirte. In dem Palmen- und Akazienwalde von Mitrahenny, gegen $^3/_4$ Stunde von Sakara, trafen wir auf Ausgrabungen, die im Auftrage der geologischen Gesellschaft zu London unter der Leitung des gelehrten Armeniers Hekekyan-Bey stattfanden. Um die englische Zeltniederlassung waren galeriemässig ausgegrabene Statuen und Statuenreste, Säulenstücke, Postamente und dergleichen aufgestellt, meistentheils von Granit; auch ein schöner Rest einer Alabasterstatue machte sich bemerklich. Sehr viele trugen hieroglyphische oder demotische Inschriften; auf dem Schoosse der Statue eines Priesters oder, wie er auf dem Monumente selbst heisst, eines königlichen Schriftgelehrten, bemerkte Brugsch einen Festkalender von überraschender Vollständigkeit. Sämmtliche Statuen setzt Brugsch in die Zeiten um Ramses den Grossen, um dessen Koloss diese Ausgrabungen ge-

schahen. Vor diesem Kolosse selbst, entdeckt vor einigen Jahrzehnten von Caviglia und Sloane, bleibt man immer von neuem bewundernd stehen. Er liegt hier im Palmenhaine, in derselben geringen Vertiefung des Bodens wo er gefunden worden, mit der einen Hälfte des Gesichts zur Erde gekehrt. Aus einem einzigen Stücke feinkörnigen Kalksteins ist er gearbeitet, und hat jetzt noch, obschon die Füsse fehlen, eine Länge von 40 Fuss. Ausser der Grösse fesselt den Beschauer das ausdrucksvolle Gesicht. Dass es wirklich der grosse Ramses, der berühmte Kriegerkönig Sesostris der Griechen sei, der hier liegt, darüber lassen die auf dem Gürtel und Brustschilde in Hieroglyphen gelesenen Namen keinen Zweifel. Und merkwürdigerweise gibt Herodot, sowie später auch Diodor, von dem wiedergefundenen kolossalen Standbilde selbst Kunde. Da nämlich die beiden Historiker davon berichten, dass der König Sesostris zu Memphis vor dem Tempel des Ptah, den sie Hephästos nennen, zwei steinerne Bildsäulen von je 30 Ellen Höhe und vier andere, 20 Ellen hoch, die ersteren von sich und seiner Gemahlin, die letztern von seinen vier Söhnen errichtet habe, so ist die grösste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass uns einer der sechs Kolosse, und zwar einer der beiden grössten, vor Augen liegt. Auch von anderen sind in der Nähe Fragmente gefunden worden; sie mögen gleichfalls den Denkmälern des dem Ptah geweihten Tempels zuzuzählen sein. Der nachforschende Eifer wird sich aber damit noch keineswegs begnügen; gilt es doch den ältesten Tempelbau der Welt, von dem die Geschichte weiss, da Herodot selbst den in den Nebeln frühester Vorzeit schwebenden Namen des Menes, den

unsere Aegyptologen ins fünfte Jahrtausend vor Christus setzen, an seine Gründung geknüpft hat. Sollte übrigens die mit der Erlaubniss des Vicekönigs ins Auge gefasste Ueberführung der Ramsesstatue nach England zur Wahrheit werden, so würde London um ein Wunderwerk reicher werden.

Nach unserer Rückkehr zu Mariette's Haus nahmen wir selber eine kleine Ausgrabung vor, wenn auch nicht nach Kolossen sondern nur nach Ibismumien. Bei Abusir befinden sich nämlich ausser vielen anderen Mumiengräbern auch die mit den heiligen Vögeln. Das Geschäft, nach dergleichen Mumien zu suchen, ist nicht eben angenehm. Wir beide, Brugsch mit einem Lichte voraus, ich hinterdrein, krochen in den unterirdischen Gang hinein, wo die irdenen Krüge mit den Ibismumien in unabsehlicher Ausdehnung aufgeschichtet sind. Es ist nicht schwer noch ungeöffnete Krüge zu finden, obgleich die ganze dunkle Räumlichkeit, in der kaum ein Kind aufrecht stehen kann, von den Scherben der zerschlagenen Krüge reichlich angefüllt ist. Aber unter zwanzig bis dreissig Krügen, die man zerschlägt, ist kaum einer, dessen Inhalt sich transportiren lässt. Was die allermeisten enthalten, zerbröckelt in schwarzen Mumienstaub, so dass die spärlich mit dem Kerzenlichte erhellte Höhle durch unsere Arbeit sehr bald in eine rusige Esse verwandelt wurde. Nach einigen Stunden hatten wir dennoch mehrere gefunden, die des Transports fähig und werth waren.[1] Die Bedeutung dieser Ibismumien

[1] Im Jahre 1859 war die Lagerstätte der Ibismumien nicht mehr Jedermann zugänglich. Sie stand wie alle ähnlichen

führt uns auf eine altägyptische fromme Sitte, die sich mit dem Gebrauche der katholischen Seelenmessen vergleichen lässt. Man bestellte nämlich bei den Priestern eine den Göttern, wol namentlich dem Osiris, für geliebte Todte darzubringende Opfergabe. Diese Opfergabe bestand darin, dass die Priester einen Krug mit einer Ibismumie in den Katakomben beisetzten. Die leinenen Einhüllungen, welche die Mumie zunächst umschliessen, erinnern durch ihre Verschiedenheit, ihre ungleiche Kostbarkeit, an den verschiedenen Rang derer, für die sie geopfert wurden, oder auch an die ungleiche Liberalität der Hinterbliebenen. Ausserdem hat man die Beobachtung gemacht, dass in manchen Krügen innerhalb der Leinwandhülle, die gewöhnlich die Form eines Zuckerhuts mit abgestumpfter Spitze hat, ein Stäbchen die Stelle des Ibis vertritt. Anfangs hielt man dergleichen für falsche, nachgemachte Ibismumien. Aber eine solche Nachbildung wäre gewiss für die Beduinen weit kostspieliger und mühsamer als die Auffindung ächter Originale. Die Unächtheit daran kommt vielmehr auf Rechnung der ägyptischen Priester, die öfters solche Opfergaben mochten darzubringen haben, ohne den nöthigen Vogel zu besitzen. Wenn sie nun wagten, anstatt des Vogels ein Stäbchen zur Mumie zu machen und als solche in dem wohlverschlossenen Kruge beizusetzen, so konnten sie ruhig darüber schlafen. Erst jetzt, nach einer Verjährung von Jahrtausenden, kommt der fromme Betrug zu Tage.

Nachdem Mariette meine kleine Sammlung von Alter-

Lokalitäten unter der Oberaufsicht Mariette's, der den Titel eines Direktors der historischen Denkmäler in Aegypten führt.

thümern durch eine Anzahl griechischer Papyrusreste, die in der Umgegend unlängst gefunden und ihm gebracht worden waren, mit seltener Freigebigkeit vermehrt hatte, ritt ich desselben Tages noch nach Kairo zurück, wohin mich der unermüdliche Esel bei fortwährendem Trabe oder Galopp schon in viertehalb Stunden brachte.

XIV.

Heliopolis.

Den gemachten Kairiner Ausflügen nach Westen müssen wir noch einen, wenn auch in aller Kürze, nach Nordost beifügen. Wir kommen von Memphis, seinen nachbarlichen Wunderbauten und Denkmälern, und müssen nach Heliopolis. Wie dort Mitrahenny mit seinen Hütten und seinen Palmen über den im Sande versunkenen Ruinen von Tempeln und Palästen steht, so hier Matarieh; doch hat das letztere noch ein engeres Band mit der üppigen Vegetation Aegyptens festzuhalten gewusst. Von Kairo liegt Matarieh kaum zwei Stunden entfernt; der Weg dahin führt uns an der Abbassijeh vorbei, jenem schönen Schlosse, das sich Abbas Pascha nahe beim rothen Berge zwischen der Wüste und einer duftigen Flora erbaut hatte. Haben wir den anmuthigen Weg durch die mit Alleen von Akazien und Tamarisken prangenden Auen und die mit Früchten reich gesegneten Felder hinter uns, so steigen wir zunächst bei dem Garten ab, in dessen Umzäunung der vielgenannte

Obelisk von Heliopolis steht. Alle vier Seiten dieses Monoliths, der sechzig Fuss Höhe hat, sind mit Hieroglyphen belegt; nur haben zwei derselben so eindringliche Insekten-Ansiedlungen erfahren, dass sie unter ihrem dichten Gespinnste die alten Schriftzeichen völlig begruben. Die noch sichtbaren Theile des Textes nennen als Erbauer des Monuments Sesurtesen I., den die neueste Aegyptologie ins dritte Jahrtausend, Wilkinson ins 18. Jahrhundert vor Chr. setzt. Das ist also der einzige Zeuge von der Herrlichkeit jener Stadt geblieben, die viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang als der Hauptsitz ägyptischer Wissenschaft, Weisheit und Gottesfurcht geglänzt, zu deren Mauern trotz der Zerstörungen durch die Vollstrecker prophetischen Strafworts, Nebukadnezar und Cambyses, noch Plato und Eratosthenes lernbegierig gewallfahrtet. Gerade mit diesem Obelisken hat sie ein Denkmal, würdig ihres Namens, auf die Nachwelt gebracht. Allem Vermuthen nach stand er einst vor dem berühmten Sonnentempel, dem grössten Heiligthume und Glanzpunkte der Stadt, zu dessen Dienst auch jener Potiphera als Priester bestellt war, der seine Tochter Asnath Joseph dem Lieblinge Pharao's zum Weibe gegeben. Da noch im Mittelalter, nach Abd-Allatif's Zeugniss, neben vielen anderen Monumenten selbst das inschriftenreiche Portal des Tempels vorhanden war, so steht sicherlich dem ganzen untergegangenen Bauwerke eine ähnliche Auferstehung bevor, wie sie dem Serapeum geworden. Vorläufig sind wenigstens vereinzelte schöne Marmorreste zu Tage getreten, darunter zwei Thürpfosten mit Inschriften aus dem 17. vorchristlichen Jahrhunderte nebst einem kunstreichen Architrav, sowie eine Löwenklaue von

einem der vielen Sphinxe, die ehedem den Weg zum Tempel schmückten.

Aber doch noch eine andere, eine lebendige Reliquie bewahrt Matarieh von den verfallenen Heiligthümern des alten Sonnengottes. Das ist der berühmte «Sonnenquell», der vielleicht ursprünglich Tempel und Stadt veranlasste. Im Mittelalter, wie aus Edrisi im 12., aus Abulfeda im 14. Jahrhundert erhellt, hiess nach ihm die ganze Ortschaft Ain-Schems, ein Name, der schon längst an die Stelle des von Jeremias genannten: Beth-Schems, «Sonnenhaus», getreten sein mochte.[1] So sehr diesen Quell der Cultus des hohen ägyptischen Alterthums verherrlichte, so hat sich doch frühzeitig die christliche Sage seiner bemächtigt; denn die Erzählung, dass sie aufs Geheiss des göttlichen Kindes zur Erquickung der dürstenden Eltern hervorgesprudelt, ist schon im syrisch-arabischen Kindheitsevangelium angedeutet.[2] Erst neuerdings ist auf die viel-

[1] An «Ain-Schems» lehnt sich auch der Name Matarieh (frisches Wasser?) an. Da dieser jetzt gebräuchliche Name schon im syrisch-arabischen Kindheitsevangelium gelesen wird («ad sycomorum illam digressi sunt, quae hodie Matarea vocatur», Kap. XXIV. S. meine Evangg. apocrypha, S. 184), so reicht er über das 12. Jahrhundert zurück. Wahrscheinlich aber wurde anfangs nur die Sykomore in Rücksicht auf den Quell daneben damit benannt.

[2] Am angeführten Orte heisst's unmittelbar weiter: «et produxit dominus Jesus fontem in Matarea, in quo hera Maria subuculam (Brustlatz) eius lavit». Die gemüthliche Beschreibung dieses Wunders lautet bei Fabri (Bl. 162): «Da Joseph mit dem Kind Jesu und mit seiner Mutter Maria war aus dem heiligen Lande geflohen von Herodes wegen, und durch die Wüsten war kom-

hundertjährige Verehrung seines erfrischenden und segensreichen Wassers, welcher frühere Reiseberichte den vollsten Ausdruck gaben,[1] die Prosa ägyptischer Industrie gefolgt; man begnügte sich nicht mehr, wie früher (und zwar schon 1483), nahe beim Wasser Schöpfräder durch Büffel treiben zu lassen, man dehnte vielmehr diese Schöpfräder bis zum Quelle selbst aus.

Vom Quell haben wir nur wenig Schritte zu der andern in gleichem Ansehen und im engsten Zusammenhange mit ihm stehenden Reliquie des christlichen Sagenkreises, zu jener Sykomore, unter welcher die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten Ruhe und Sicherheit gefunden haben soll. Auch dies deutet das genannte apokryphische Evangelium nur an, während sich anderwärts und in der lebendigen Ueberlieferung reiche Ausschmückungen davon

---

men bis hieher in das Dorf, in dem Egyptenland anhebet, da zog der gute Joseph mit dem Kinde und der Mutter von einem Haus zu dem andern, und hätte gern einen Trunk Wassers gehabt für sich und seine Gesellschaft» — — «Da hat sich Maria mit dem Kinde in dem Dürsten niedergesetzt, hie an diesem Ort, und Joseph mit grossem Mitleiden stund da. Also ist in der Stund der Brunn da entsprungen, Marie der Mutter Gottes an ihrer Seiten. Aus dem trank sie und das Kind und Joseph, und kochten draus».

[1] Bei Fabri Bl. 163 heisst's unter Anderem: «Unsrer Frauen Brunn, der hat sein Wasser unter dem Erdreich her aus dem heiligen Nil, der aus dem Paradeis kommt. In dem heiligen Brunnen badeten wir mit grossem Lust». «Nach dem Essen zogen sich unsere Siechen aus und badeten in dem Brunnen, und hofften, sie würden von dem Bad gesund, als auch geschah. Die Heiden waschen sich viel und oft aus dem Wasser, dass ihnen vergehe der böse Geschmack».

erhalten haben.[1] Dieser Maulbeerfeigenbaum, der noch immer alljährlich seine Früchte, eine besondere Art Feigen, trägt, ist in der That eine grosse Merkwürdigkeit. Aus drei gewaltigen Wurzeln steigen fünf starke Aeste auf, von denen sich jetzt nur noch zwei fortsetzen[2] und demungeachtet einen Baum von seltener Grösse bilden. Der Umfang der fünf Wurzeläste beträgt zehn Fuss. Dass er Jahrhunderte alt ist, verräth seine ganze Erscheinung. Da ihn aber schon Fabri als einen «sehr grossen dicken» und «sehr alten Feigenbaum» beschreibt, in dessen hohlem Stamme «zwo Ampeln» brannten, «unserer Frauen zu Ehren angezündet», so kann er jetzt ebenso gut das doppelte und ein noch höheres Alter haben; setzt doch schon das syrisch-arabische Kindheitsbuch die Sykomore als be-

---

[1] Fabri erzählt davon Bl. 164: «Die gemeine Sage der Christen und der Heiden ist, da Maria an dem Ort war und ihr Kind Jesum auf ihrem Arm trug und da im Garten umging, als sie unter diesen Baum kam und da niedergesessen wollt sein zu ruhen, da spilt der Baum auf und ward innen hohl. Da verstund Maria, dass ihr Gott den Baum zugerichtet hatte, und ging mit dem Kinde in den Baum, und satzte sich drinne nieder und ruhete da. In den Baum gingen wir Pilgrin auch und thaten unser Gebet da. Der Baum hanget voll grosser Feigen, nicht der gemeinen Feigen, sondern Feigen Pharaon, von denen assen wir und nahmen Holz darvon, das soll gut für das Fieber sein, wenn man darvon trinkt.» Andere Reisende erzählen, dass sich der Baum geöffnet habe, um Maria mit dem Kinde vor verfolgenden Räubern sicher zu stellen.

[2] Thevenot's Bericht zufolge ist die andere Hälfte des seit Jahrhunderten als hohl bezeichneten Stammes im Jahre 1656 zusammengebrochen.

kannt voraus, von der sich nicht gerade ein ebenso glücklicher Doppelgänger annehmen lässt.

Wie derselbe Baum zu Fabri's Zeit in dem vielgepriesenen Balsamgarten stand, dessen Ursprung lange vor den mittelalterlichen Reisebeschreibungen schon unser orientalisches Märchenbuch gleichfalls auf die Wunderkräfte des Gotteskindes zurückgeführt,[1] so umgibt ihn heutzutage wenigstens noch ein prächtiger Garten, worin Mitte Februar anstatt der Balsamstauden Pfirsiche und Aprikosen, Orangen und Limonen, auch die schönsten Centifolien blühten und dufteten.

---

[1] A. a. O. steht: «Ex sudore autem domini Jesu, quem illa ibi sparsit, balsamum in illa regione provenit».

XV.

Verlauf der Kairiner Verhandlungen.

Es ist der edlen Gesinnungen gegen Kaiser Alexander Erwähnung geschehen, die mir im Kloster der Sinaiten ausgesprochen worden waren. Im Verlaufe meines Verkehrs mit demselben wurde mir in der That die lebhafteste Hoffnung erregt, es werde eine solche Schenkung der Handschrift beim neuen Erzbischofe, sobald er nur ernannt sein werde, und bei den Deputirten zum Antrag kommen. In der Osterwoche fand die Wahl statt; trotz gewisser von hochgeistlicher Seite versuchter Gegensätze, fiel sie einstimmig zu Gunsten eines von Constantinopel eingetroffenen Archimandriten Namens Cyrill aus, eines Mannes, der die ihm vom verstorbenen Erzbischofe gewidmete Empfehlung durch seine Talente, seine Erfahrungen, seinen Charakter, seine Energie zu rechtfertigen schien. Als ich bald nach vollzogener Wahl die Ehre hatte, ihn und mehrere Prioren bei mir zu sehen, wurde mir die überraschende Eröffnung gemacht, dass an die angeregte Schenkung nicht eher ernstlich gedacht werden könne, als bis der Erzbischof seine Weihe

durch den Patriarchen von Jerusalem, sowie seine Anerkennung seitens der hohen Pforte und des Vicekönigs von Aegypten erhalten haben werde. Es lag darin ein Beweis, wie streng sich der neue Erzbischof daran hielt, dass seine von fremder höherer Gewalt unabhängigen Befugnisse in Betreff des Klostereigenthums erst von seiner vollendeten öffentlichen Anerkennung datiren würden. Da mir zugleich gesagt wurde, dass höchstens drei Monate erforderlich wären um alles zu erreichen was noch rückständig, so war schnell mein Entschluss gefasst, die nächsten Zielpunkte der mir anvertrauten Mission unverweilt zu verfolgen. Allerdings war meine Revision der fertigen Abschrift noch nicht ganz vollendet; aber zu besonderer Beschleunigung reizte mich der Wunsch an, den Grossfürsten Constantin in Jerusalem zu treffen. Als er mich im October vorher auf dem Schlosse zu Altenburg empfangen und die huldreichste Theilnahme an meinem Unternehmen ausgesprochen hatte, hatte er die Ausdehnung seiner Reise bis aufs gelobte Land wenigstens für möglich gehalten. Seit einiger Zeit brachten nun die öffentlichen Blätter Andeutungen in demselben Sinne. Noch eh' ich aber Kairo verliess, machte mir der Patriarch von Alexandrien, ein durch seine Bildung hervorragender Prälat, als er meinen Besuch erwiederte, die Mittheilung, dass der Sultan dem Patriarchen von Jerusalem ein Dampfschiff zur Verfügung gestellt habe, um zum Empfange Sr. Kaiserl. Hoheit in die heilige Stadt zu eilen. Darnach konnte ich, allem Anscheine nach, leichter zu spät als zu früh kommen.

XVI.

Abreise und Quarantäne.

Zu den grössten Plagen des Orients gehört nicht nur die Städte und Länder verwüstende Pest, sondern auch die zu ihrer Abwehr erfundene Quarantäne. Dieses zur rechten Zeit ohne Zweifel heilsame und nöthige Institut wird nämlich, und zwar in seiner ganzen Schroffheit, auch zu solchen Zeiten gehandhabt, wo selbst der Gedanke an Epidemie ungerechtfertigt ist und nur bei medicinischen Charlatans vermöge ihrer Vertrautheit mit den Begriffen orientalischer Speculation Vertretung findet. Den Charakter einer solchen Zeit trug die damals an den asiatischen Küsten des Mittelmeeres über alles was aus Aegypten kam verhängte Quarantäne. Während Kairo und Alexandrien sammt ihren Umgebungen einer seltenen Gesundheitsfrische sich erfreuten, musste sich doch alles was daher stammte, Menschen Güter und Vieh, an den türkischen Küsten als pestverdächtig behandeln lassen. Die Folge dieser widersinnigen Massregel war die grösste Lähmung des Verkehrs zwischen Aegypten und der Türkei; weder der österrei-

chische Lloyd noch andere europäische Schiffahrtsgesellschaften vermittelten wie gewöhnlich diesen Verkehr; er blieb vielmehr nur einigen von Zeit zu Zeit gehenden türkischen Schiffen überlassen, deren Unsicherheit durch zwei schreckliche Katastrophen ausser allen Zweifel gestellt war. Da ein solches Verfahren der türkischen Sanitätsbehörden zumeist europäische Interessen beeinträchtigt, namentlich alle aus europäischen Ländern kommende Reisende, so lässt sich wol mit Recht fragen, ob denn die Gesandtschaften zu Constantinopel allzu beschäftigt oder zu lässig sind, um ihre Landsleute vor dergleichen Unbill türkischer Willkür zu schützen.

Die Hoffnung auf die Aufhebung der syrischen Quarantäne war schon in den Monaten März und April in Aegypten verbreitet; eine Rücksichtnahme auf die so zahlreich aus allen Ländern nach Jerusalem wandernden Osterpilger war sehr nahe gelegt. Nichtsdestoweniger dauerte das Uebel fort; nur erschien Ende April der Generalinspector der Quarantäne von Constantinopel in Alexandrien und stellte, da er alles in so herrlichem Zustande fand, die Beseitigung in nahe Aussicht.

Unter diesen Umständen suchte ich in Alexandrien anfangs Mai umsonst nach einem für die Fahrt nach Jaffa bestimmten Schiffe. Da sich jedoch noch drei Reisegefährten zu mir fanden, ein russischer General, ein preussischer Husaren-Lieutenant und ein amerikanischer Gentleman, so stellte uns die türkische Dampfschiffgesellschaft ein Schiff zur Disposition, allerdings gegen hohe Preise und zugleich in der Erwartung, dass die gebotene Gelegenheit auch noch manche andere anlocken werde. Diese Erwartung trügte

nicht. Denn als wir am Morgen des 5. Mai unser Schiff bestiegen, fanden wir es von nicht weniger als fünfzig Passagieren bereits besetzt. In ihrer Zahl befanden sich jüdische und mohammedanische Priester, sowie griechische und lateinische Mönche. Der Capitän, Hassan-Bey, ein vollblutiger Türke, hielt nach seinen Erfahrungen dieses Zusammentreffen für das Vorzeichen einer bösen Fahrt. Das Meer, auf dem wir fuhren, musste uns ohnedies an Jonas erinnern; denn gerade zu Jaffa hatte der Prophet sich eingeschifft, als er von den Schiffsleuten zur Besänftigung der empörten Wogen ausgeworfen wurde. Dennoch hatten wir eine glückliche Fahrt; selbst den verrufenen Hafen von Jaffa fanden wir in völliger Ruhe, so dass wir schon am 6. des Nachmittags die türkische Kajüte verlassen konnten. Da die Sonne dem Untergange nahe war, so drängte sich alles auf die Ausschiffungsbarken. Die unsrige war übervoll beladen. Ihre Mannschaft verstand sich so gut auf ihr Handwerk, dass wir, die drei Christen und Franken — der General blieb auf dem Schiffe — genöthigt wurden durch wenigstens dreifache Bezahlung die türkische Gesellschaft freizuhalten; auch fuhren sie uns nicht eher wirklich ans Land, als bis wir ihnen die blanken Thaler hingeworfen. Es war eine Erinnerung daran, dass wir in einem barbarischen Lande waren; denn wir waren der Willkür dieser Menschen in ihrem schwanken Fahrzeuge im Augenblicke hereinbrechender Dunkelheit völlig preisgegeben. Dazu mussten wir uns auch noch ebenso wie unsere Bagage auf den Schultern der Schiffsleute durch das seichte Ufer ans Trockene tragen lassen.

Nachdem wir endlich Land unter den Füssen fühlten,

stand uns zu gastlichem Empfange nur das Thor der Quarantäne offen. Dieses trostlose Gebäude bildet ein Viereck; inmitten ist ein Hofraum mit einigen spärlichen Anpflanzungen und einem Brunnen; um denselben herum liegen die grössern und kleinern Gemächer, die jedoch mehr Aehnlichkeit mit Ställen als mit Wohnungen haben. Von Hausgeräth fehlt in den meisten jede Spur; nur in dem meinigen, vom Guardian als la più bella bezeichnet, stand ein hölzerner Ecktisch. Die sonstige bellezza beschränkte sich auf die Kleinheit des Zimmers, auf die Ausstattung mit drei sogenannten Fenstern oder vielmehr Luftlöchern, auf eine Wandnische und eine hölzerne an der einen Seite erhöhte Diele. Die in unserer Schiffgesellschaft befindlichen Damen, einige Griechinnen, Russinnen, Jüdinnen, geriethen in besonders beklagenswerthe Lage. Die Quarantäne-Wächter hatten geradezu das Aussehen von Bettelbuben; sie trugen auf dem blosen Leibe einige Lumpen, von denen sie sich unbedenklich einen Fidibus abreissen liessen, und führten als offizielle Waffe einen Knittel. Erst in den letzten Tagen erschien der hinkende Oberwächter, welcher besser als seine Gehilfen angethan war. Aller Verkehr nach aussen war an lächerliche Förmlichkeiten gebunden. Die Möglichkeit, sich satt zu essen, war wol jedem einzelnen gewahrt; sie vertrat aber zugleich auch den Luxus der Tafel. Fast eine Woche sollten wir in dieser Gefangenschaft verbringen; zweimal während dieser Zeit zeigte sich der Arzt, ein Franzose; das zweite Mal zugleich, um uns die Rechnung zu machen. Käme in der That Jemand mit Krankheitsdispositionen an einen solchen Ort, und wie leicht geschieht dies nach beschwer-

licher Seefahrt, so könnte er schwerlich in eine ungünstigere Lage versetzt werden; gesunde Reisende hingegen müssen sich glücklich preisen, aus so unreinlichen widerlichen Räumlichkeiten mit heiler Haut davon zu kommen. Als ich auf einer früheren Reise in solch eine orientalische Quarantäne gerieth, drohte ich dem Arzte mit einer Beschwerdeführung bei der höchsten Behörde. Er antwortete darauf dass ihm das ganz recht sei, und noch mehr, wenn die Beschwerde Erfolg haben sollte; aber, fügte er hinzu, man hat sich schon oft beschwert ohne den geringsten Erfolg.

Noch eines komischen Zwischenfalls sei gedacht. Ein Schottländer ging bei Sonnenuntergang, da er die Thür offen und unbewacht fand, hinaus ans Meeresufer und wandelte eine Viertelstunde auf und ab. Dann bemerkten es die Wächter und holten ihn herein. Der Vorfall wurde dem Gouverneur von Jaffa berichtet; er schickte sofort einen Trupp Soldaten in die Quarantäne zur Untersuchung des Vergehens. Ob nun schon der Offizier des Trupps das Lächerliche der Sache zu begreifen schien, so wurden doch von da ab die sämmtlichen Thore mit Militär besetzt, zumal da schon vorher, als ein Jude einem der oben charakterisirten Wächterbuben eine Unart mit einem Schlage verwiesen hatte, an dieselbe hohe Stelle von «Gewaltthätigkeiten» der Quarantäne-Insassen berichtet worden war.

XVII.

Nach Jerusalem.
Grossfürst Constantin und sein Einzug.

Doch gehen wir von dem freudlosen Bilde zu einem freundlicheren über. Bald nach der Mittagsstunde des 10. Mai erspähten wir am Horizonte die Masten zweier Fregatten, die aus Norden, allem Anscheine nach aus Griechenland kamen. Da ihr Erscheinen sogleich von der russischen und allen anderen Consulatsflaggen zu Jaffa begrüsst wurde, so blieb kein Zweifel darüber, dass sie den lange erwarteten hohen Gast, den Grossfürsten Constantin, ans Gestade des heiligen Landes führten. Die beiden Fregatten, zu denen später noch ein Linienschiff kam, hatten noch nicht lange Anker geworfen, als sich die aufgeregten Wogen hindurch eine Consularbarke an Bord derjenigen mit der Admiralsflagge wagte. Es waren die Consuln von Jerusalem und von Jaffa und der Generalconsul von Syrien, welche sich beeilten, den hohen Ankömmlingen das erste Willkommen entgegen zu bringen. Trotz der unruhigen See, die freilich vor Jaffa selten fehlt, fuhren nur eine Stunde später der Grossfürst und die Grossfürstin mit ihrem die

erlauchten Eltern begleitenden ältesten Sohne Nikolaus ans Land. Als sie den Kai betraten, wohin die Bevölkerung massenhaft zusammengeströmt war, wurden sie durch den Erzbischof von Petra, als Vicar des Patriarchen, sowie durch den Caimakam von Jaffa und den Commandanten der dortigen Besatzung empfangen. Sie begaben sich, von einer wogenden Menge umringt, in die griechische Kathedrale zu einem Te deum, und betraten darauf die für sie bereit gehaltenen Gemächer im griechischen Kloster, an dessen Eingang Bischof Cyrill, der Vorstand der erst unlängst von Russland in Jerusalem gestifteten geistlichen Mission, zu feierlicher Begrüssung harrte. Dort, im Kloster, wurden des Abends nach eingenommener Mahlzeit, ausser den russischen, auch die übrigen Consuln und Notabeln von Jaffa empfangen.

Mit der festlich bewegten Stadt contrastirte die Quarantäne. Unser Unmuth darüber, dass wir noch immer hinter ihren Mauern sassen, steigerte sich begreiflicher Weise durch das Schauspiel vor unseren Augen. Wir hatten nicht unterlassen, unter russischer, englischer und preussischer Consulatsvermittlung der Sanitätsbehörde das Widersinnige ihres Verfahrens begreiflich zu machen; dennoch erreichten wir erst am Morgen des 11. als besondere Gunst das Ende unserer Haft. Trotz dieser Haft nämlich hatte auch ich bereits am 10. des Abends den Grossfürsten im heiligen Lande bewillkommnet. Aus Alexandrien hatte ich ein an denselben gerichtetes Schreiben mit der Nachricht vom Sinaitischen Funde nach Jerusalem gesandt. Der dortige Consul überreichte dieses Schreiben beim Abendempfange im Kloster; es erregte des Grossfürsten lebhafteste Freude. War es doch auch eine herrliche Fügung, dass derselbe

gerade zum Willkommen im heiligen Lande mit der Kunde überrascht wurde, dass die von seiner eigenen hohen Gunst getragene wissenschaftliche Mission die Auffindung der ältesten und wichtigsten Bibelurkunde zur Folge gehabt. Da der bei Oeffnung des Schreibens anwesende russische Viceconsul zu Jaffa zugleich meinen Aufenthalt in der Quarantäne meldete, so erschien derselbe in der Frühe des 11. Mai mit einer Botschaft des Grossfürsten an mich, und nur eine Stunde später kam der Quarantäne-Arzt um uns unsere Freiheit zu schenken.

Dank der freundlichen Fürsorge des preussischen Viceconsuls, eines wohlhabenden Armeniers, erhielten wir vier, d. h. ich und der preussische Lieutenant mit dem Amerikaner und dem Schottländer, sogar noch ein Pferd, vier Maulthiere und einen Esel zum sofortigen Aufbruche nach Jerusalem. Nach reichlich gespendetem Backschisch an alle uns dienstbar gewordenen Geister ritten wir gegen 9 Uhr bei fast 20° R. hinaus auf die lachenden Fluren von Jaffa. Zwischen endlosen zu lebendigen Mauern gewordenen Hecken von Cactusfeigen, hinter denen in feurigem Roth blühende Granaten und von goldenen Früchten strotzende Orangen- und Citronenbäume überall hervorsahen, gelangten wir in die berühmte, vom Propheten Jesaja und im Hohenliede gefeierte Ebene Saron. Ihre Rosen und auch ihre Lilien hatten freilich schon abgeblüht; aber das Auge weidete sich ringsum am frischen blumigen Grün und an üppigen Getreidefeldern; bei den Dörfern am Wege und in der Ferne, freilich fast nur von Hütten aus Lehm oder Stein gebildet, fehlte es auch nicht an Oliven- und Feigenbäumen. Yazur, wol Ueberbleibsel

der alten kriegsberühmten Königsstadt Gaser, Beit Ded-schan, mit seinem Namen an den alten Philistergötzen Dagon erinnernd, Sarafend, im 6. Jahrhundert ein Bischofssitz, lagen nahe an unserem Wege; dagegen grüsste uns nur aus der Ferne, von einer Anhöhe nördlich von uns, jenes Lydda, wo Petrus den kranken Aeneas geheilt und der heilige Georg, der Drachenbändiger, unter Diokletian geblutet. Von seinen vielen Erinnerungen zeugen noch jetzt einige Ruinen.

Um die Mittagsstunde erspähten wir vor uns die Spitze des berühmten alten Thurmes bei Ramleh; fünfzehn Jahre früher bestieg ich ihn, um von seiner Höhe den ersten Blick auf das im Osten schroff und öde hervortretende Gebirg Juda zu werfen. Bald winkten uns auch, inmitten dunkelgrüner Haine, die schimmernden Minarets der Stadt entgegen, jener auch von tausend Christen bewohnten Stadt, in der, seit den Kreuzzügen wenigstens, das biblische Arimathia, die Heimath dessen der in seinem Felsengrabe den Herrn bestattet, von frommen Augen wieder erkannt wird. Gegen 1 Uhr hielten wir am Portale des lateinischen nach Nikodemus benannten Klosters.

Nachdem wir in den stillen freundlichen Räumen desselben einige Stunden gastliche Aufnahme genossen, zogen wir weiter. In den Strassen der Stadt trafen wir Gruppen schmucker Leute, die einem festlicheren Auszuge galten als der unsrige war; und kaum hatten wir das freie Feld erreicht, so sahen wir in geringer Entfernung vor uns die grossfürstliche Karavane desselben Weges ziehen. Sie war früh um 7 Uhr von Jaffa aufgebrochen, hatte die heissen Mittagsstunden im griechischen Kloster zu Ramleh ge-

rastet, wo ein grosses Zelt für die seltenen Gäste aufgeschlagen worden war, und hatte nun kurz vor uns, gegen 4 Uhr, die Stadt verlassen. Den Anfang der Karavane bildete ein sehr stattlicher Reiterzug. Voraus ritten der Erzbischof von Petra in geistlicher Tracht, der Caimakam von Jaffa und der Commandant der dortigen Garnison, gefolgt von einer in ihren Waffen und bunten Uniformen glänzenden Truppe regulärer Soldaten und Baschi-Bozuks. Der Grossfürst ritt einen Schimmel von edler arabischer Race, den der Pascha-Gouverneur von Jerusalem nach Jaffa entgegen geschickt hatte. Die Grossfürstin bediente sich eines gleichfalls vom Pascha geschickten türkischen Tragsessels, kutschenartig gebaut und getragen von zwei Maulthieren, deren Leitung zwei Arabern anvertraut war, während noch ausserdem 14 Mann von der Garde-Equipage des Grossadmirals die Leib-Escorte der hohen Frau bildeten. Die Damen in ihrer Begleitung bedienten sich gewöhnlicher Sänften, mit Ausnahme der jungen Gräfin Kamarofsky, die beritten war. Der zehnjährige Prinz, Grossfürst Nikolaus, ritt ein Pferd, dessen Sattel — ein Geschenk der Königin von Griechenland — nach Art eines Armstuhls eingerichtet war. Das grossfürstliche Gefolge mochte gegen hundert Reiter zählen. Wir nennen davon den wirkl. Staatsrath Mansuroff, der mit der Oberleitung der Reise beauftragt war, den Leibarzt Haurowitz, einen der treuesten Diener seines erlauchten Herrn, den Geheimrath Golownin, eine ernste Persönlichkeit, den Hofmarschall Tschitscherin, den seine Gemahlin begleitete, den Contreadmiral Istomin, Schiffskapitän Baron Taube nebst acht andern Offizieren von der Escadre, die drei Adjutanten

Lissianski, Likhatschoff, Baron Boye, die beiden Gouverneure des jungen Prinzen Baron Mirbach und Gorkovenko, den sprachkundigen atheniensischen Legationssekretär Kumani, die russischen Consuln von Syrien, von Jerusalem, von Jaffa. Ein grosser Theil dieser Reiter trug leichte weisse Sommerkleidung, auch weisse Seemanns-Mützen, gleich dem Grossfürsten, dem noch ein weisser Burnus — ein Andenken von seiner früheren Reise nach Algier — um die Schultern flatterte. Den Schluss der Karavane bildete ein Trupp Fussvolk; es waren 300 Mann von der Escadre, sämmtlich von Kopf bis zu Fuss in weisser Seemannstracht, mit den Miniébüchsen über der Schulter, einen Tambour in ihrer Mitte. Zu Fuss ging aber auch, einem gethanen Gelübde zu Folge, während der ganzen Pilgerfahrt durchs heilige Land der brave Hausgeistliche des Grossfürsten.

Wie nun diese Karavane vor unseren Augen in langer Linie durch die Felder dem Wege entlang zog, gewährte sie einen reizenden Anblick. Ihresgleichen mag die grosse Pilgerstrasse, obschon sie alljährlich Tausende aus naher und weiter Ferne demselben theueren Ziele entgegenführt, schwerlich seit den Kreuzzügen gesehen haben. Die Erinnerung an die letzteren, an jene wunderbaren Regungen eines grossartigen christlichen Patriotismus, stieg unwillkürlich in meiner Seele auf.

Wir hatten gegen 3 Stunden Ramleh verlassen, als wir an zwei sehr merkwürdigen Oertlichkeiten vorbeikamen, deren eine dicht an unserem Wege, die andere 20 Minuten davon entfernt lag. Die auf imposanter Höhe gelegenen ansehnlichen Ruinen tragen seit Jahrhunderten den Namen

Latrun oder castellum latronis, da hier die Mönche des Mittelalters die Heimath des am Kreuze begnadigten Schächers wiedererkennen wollten. Mit mehr Grund machen sie aber auf die Ehre glorreicher Makkabäischer Erinnerungen Anspruch; ja selbst die sieben Grabpyramiden des Simon, «sichtbar vom Meere aus», mögen hier gestanden haben. Und zu so altem Ruhme fügten die Kreuzfahrer unter Gottfried noch den hinzu, dass sie hier zum letzten Male lagerten, bevor sie unter den Mauern Jerusalems ankamen. Nicht Geringeres knüpft sich aber an die anderen weniger hervortretenden Ruinen. Da sie nämlich auf die gleichfalls durch die Makkabäer bekannte Stadt Emmaus, das spätere Nikopolis, von umsichtiger Forschung zurückgeführt werden, so fällt ihnen nach der ältesten Tradition, bezeugt durch Eusebius und Hieronymus, auch die Erinnerung an jene wunderbare Begegnung des Auferstandenen mit den beiden wandernden Jüngern zu. Obschon hierbei die beträchtliche Entfernung von Jerusalem auffällt, so stimmt es doch vielleicht sogar mit dem ursprünglichen Texte des Lucas selbst zusammen.[1]

---

[1] Robinson (Palästina, 1841. III, 282) bemerkt hierüber, nachdem er angeführt dass Eusebius und Hieronymus dieselbe Ansicht, die von der Identität beider Ortschaften, vertreten: «Man ist fast versucht zu argwöhnen, die gewöhnliche Lesart bei Lukas 24, 13 möge 160 statt 60 Stadien gewesen sein, welches alsdann auf Nikopolis führen würde. Aber es findet sich keine Variante zur Begründung einer solchen Ansicht; siehe die Ausgaben von Wetstein und Griesbach». Der textkritische Bestand liegt nunmehr ganz anders vor. Denn sowol mehrere sehr alte griechische Handschriften als auch Versionen (siehe mein Nov. Test. Ed. VII. crit. maj. 1859) bieten in der That die

Endlich kam zu den grossen Erinnerungen, in deren Kreis wir eingetreten waren, die an jenen Ausruf des siegreichen Heerführers Josua hinzu: «Mond, steh still im Thal Ajalon»; denn dieses Thal mit seinem Dorfe Yalo war nur unfern nordöstlich von uns gelegen.

Dass wir nunmehr das Gebirg Juda erreicht hatten, bewies unser eigener Weg, der immer unebener und rauher wurde. Bei hereinbrechendem Dunkel hatten wir ein so beschwerliches lang ausgedehntes Steinicht bergauf und bergab zu durchreiten, dass man hätte glauben mögen, dies sei unmöglich der rechte, alljährlich von so viel Tausenden von Pilgern betretene Weg.[1] Bald brachte wildes über den Weg laufendes Strauch- und Wurzelwerk ein Hinderniss, bald kreuz und quer liegende Felsblöcke und Steingeröll; bald war der Boden von den Gebirgswassern zerrissen und verlangte Vorsicht bei jedem Schritt und Tritt. Galt dies schon für den einzelnen Reiter, so galt es noch viel mehr für diese grosse und so mannichfach zusammengesetzte Karavane. Der Mond war aufgegangen, aber er spendete mit seiner schmalen Scheibe nur ein schwaches Licht. Zur Ergänzung desselben loderten zahl-

---

Lesart 160 Stadien dar. Am wichtigsten und überraschendsten ist aber, dass für dieselbe Lesart jetzt auch noch die Autorität der Sinaitischen Handschrift eintritt.

[1] Erst im Herbste des Jahres 1859 ist die Verbesserung dieser grossen Pilgerstrasse, worauf Jahrhunderte lang gewartet worden, zur Ausführung gekommen. Wahrscheinlich wirkte hierzu wesentlich der Umstand, dass, nachdem bereits das österreichische Generalconsulat zu Jerusalem die Concession zu dem so nöthigen und so wohlthätigen Unternehmen erlangt hatte, auch noch von russischer Seite darum nachgesucht ward.

reiche Fackeln, wodurch ein höchst malerischer Effekt erzielt wurde. Wo die Karavane ein wenig stockte, und daran konnte es nicht fehlen, da sprengten Baschi-Bozuks hinzu, das Dickicht an den Seiten des Wegs durchbrechend.

Die Grossfürstin hatte beim Auszug aus Ramleh einen türkischen Schimmel bestiegen; als sie ihn später wieder nebst dem jungen Prinzen mit dem von Maulthieren getragenen Kutschsessel vertauschte, wurde dieser bei der Unsicherheit des Wegs von vier Mann gehalten und gestützt. Der Grossfürst selbst ritt nahe dabei; er bewunderte die Unerschrockenheit seiner Gemahlin bei den schwierigsten Stellen dieses abschreckenden Pilgerpfades.[1]

Nach 9 Uhr endlich war das Ziel des Tages gewonnen. Inmitten des Waldsteinichts hatten wir eine Bergfläche, den höchsten Punkt dieses Gebirgs, erreicht, wo einige Hütten den alten, schon von den 70 Uebersetzern erwähnten Namen Saris tragen. Hier war eine beträchtliche Anzahl grösserer und kleinerer Zelte aufgeschlagen worden, um der Karavane als Nachtquartier zu dienen. Von den Hütten des Dorfes, das freilich vor fast 30 Jahren Ibrahim Pascha zerstörte, sah ich nichts, wahrscheinlich standen sie nicht in unserer unmittelbaren Nähe; wol aber lagerten bereits daselbst zahlreiche Kamele und Maulthiere, die mit der umfänglichen Bagage vorausgeschickt worden waren. Bald war auch für leibliche Erquickungen der sehr ermüdeten Wanderer gesorgt; nur war noch erquickender die Ruhe selbst, wenn schon die Ruhestätte, wenig-

---

[1] Siehe das diese Wanderung darstellende Bildchen.

stens die meinige, die in der Quarantäne verlassene in den Ruf der Bequemlichkeit bringen konnte.

Aber einer besondern Ueberraschung muss ich noch gedenken. Der Grossfürst war kaum in sein nächtliches Zelt eingetreten, so erschien vor ihm plötzlich Mustapha Abu Ghosch, dessen Name vor Zeiten der Schrecken aller Wandersleute in dieser Gegend gewesen. Er kam in blankem Waffenschmuck, doch begreiflicher Weise nur zur Bezeigung seines unterthänigen Respekts.

Als der Morgen anbrach, sahen wir dass wir in recht romantischer Gegend gelagert waren. Runde, mit Oliven, mit Bäumen und Sträuchern des Johannisbrots, mit niederen Stacheleichen, mit Wachholdergebüsch und anderem Laubwerke bewachsene Hügel, deren einer neben dem andern sich erhob, charakterisirten die Landschaft. Dennoch verliessen wol alle sehr gern zu guter Stunde die Zelte; stand doch allen Aug' und Herz nach Jerusalem gerichtet.

Schon um 6 brach der grosse Pilgerzug wieder auf. So freundlich auch die Landschaft war, unser Weg wurde dem Charakter, den er des Abends vorher angenommen, nicht ganz untreu. Bald nach unserem Aufbruche kam nochmals der schon als nächtlicher Gast empfangene Mustapha Abu Ghosch dem Grossfürsten entgegengeritten, und zwar in der Absicht, ihn um die Ehre eines Besuches in seiner Veste, seinem Schlosse zu bitten. Gegenwärtig ist derselbe das Oberhaupt der Beduinen Palästina's, und als solcher nach den Verhältnissen dieses barbarischen Landes immerhin ein Mann von fürstlichem Ansehen. Vater und Grossvater haben ihren Namen zum gefürch-

tetsten des Landes und zum Schrecken aller Pilger zu machen gewusst. Auch Mustapha, noch jetzt ein Mann vom stattlichsten Wuchse, den Ausdruck der Energie in seiner Haltung wie in seinen Zügen, wandelte eine Zeitlang in ihren Fusstapfen; seinen Vater erlöste er von der Galeere durch tausend Mann Hilfsvolk, die er Ibrahim Pascha stellte; später traf ihn selbst Gefangenschaft und Exil, bis er 1851 im Triumph heimkehrte, und es nun vorzog das angeerbte Strassenhandwerk mit den Künsten des Friedens, das Schwert mit dem Spaten zu vertauschen. Davon überzeugten wir uns später mit eigenen Augen, als wir seine Residenz passirten. Diese Residenz zeichnet sich nämlich durch vortreffliche Anpflanzungen von Oliven, Feigen und Wein und andere ähnliche aus; auch hat sie eine ansehnliche Moschee und mehrere steinerne Häuser, eine seltene Erscheinung in dieser Gegend. Uebrigens verschmähte es der Grossfürst mit seiner Gemahlin nicht, eine Viertelstunde bei dem Beduinenchef abzusteigen, der seinerseits, dem Brauche der orientalischen Salons gemäss, Kaffee, Pfeifen und Confitüren präsentiren liess.

Vom hochgelegenen Castell führt der Weg in ein Thal nieder, wo noch ansehnliche Mauer-Ruinen einer mittelalterlichen Kirche übrig sind. Aus dem Thale führt der Weg wieder auf die Höhe, und, auf ihrer Spitze angelangt, hatten wir wieder einen schroffen steinigen Bergpfad abwärts zu steigen. Ehe wir ihn betraten, wurde mir mitgetheilt, der Grossfürst, benachrichtigt dass ich bei der Karavane sei, wünsche mich zu sprechen. Dies zu bewerkstelligen war nicht leicht, da ich mit meinem wenig regelrecht aufgezäumten Gaul, der freilich vollkommen

mit dem beduinenmässig angethanen Reiter selbst harmonirte, im Nachtrabe war, während der Grossfürst auf seinem feurigen Araber an der Spitze der Karavane ritt. Der Versuch, meinem Thiere gerade auf so bösem Wege einen aussergewöhnlichen Eifer beizubringen, gelang aber zu meiner Verwunderung so sehr, dass ich fast gleichzeitig mit dem Vortrab in Kulonieh eintraf. Kulonieh liegt am Fusse des genannten Bergpfades in einem reizenden Thale, bepflanzt mit Granaten und Orangenbäumen, und durchflossen von einem Bache, woraus David der Hirtenknabe die Steine in seine Schleuder für die Stirn des Philister-Riesen geholt haben soll. In diesem Thale bot ein grosser neben dem rieselnden Bache in voller Blüthe stehender Orangenbaum ein schattiges lockendes Plätzchen, worauf der Grossfürst mit seinem Leibarzte und dem Erzbischof von Petra sich niederliess. Ich kam zu derselben Stelle und wurde von ihm aufs Huldreichste empfangen. Bald kam auch die Grossfürstin in die Nähe; der Grossfürst rief ihr aufs Liebreichste zu, wie die Karavane sich vermehrt habe; sie nahm hierauf gleichfalls unter dem Schatten des duftigen Blüthenbaumes Platz.

Eine der ersten Fragen des Grossfürsten war, wie es in der Sinaibibel mit dem Schlusse des Marcus stehe. Diese Frage überraschte mich aufs Höchste; sieben Monate früher hatte ich auf dem Schlosse zu Altenburg dem Grossfürsten die Marcusstelle mit mehreren anderen zur Charakterisirung meiner kritischen Textarbeiten genannt. Ich durfte jetzt erwidern, dass die Handschrift vom Sinai meine Auffassung völlig bestätige, woran seinerseits der Grossfürst ein Urtheil knüpfte, das dem berühmten englischen

Kritiker des vorigen Jahrhunderts, dem Master des Trinity College zu Cambridge, näher als einem russischen Prinzen anzugehören schien.

Nachdem sich die Karavane, von Neuem auf steinige bergige Pfade angewiesen, kaum $1/2$ Stunde wieder in Bewegung gesetzt hatte, da erschienen zum Empfang des grossfürstlichen Pilgerpaares der griechische Patriarch von Jerusalem, ein würdiger Greis im Silberhaar, und der Gouverneur der Provinz Surreya Pascha, beide mit Gefolg. Mit dem Patriarchen stieg auch der Grossfürst ab; der erstere segnete den letzteren, und rief die Worte aus: Gesegnet sei der da kommt im Namen des Herrn. Darauf begrüsste und segnete er auch die Grossfürstin. Ein wenig später erwarteten die hohen Pilgrime der armenische Patriarch, der syrische Bischof, die koptische und die abyssinische Geistlichkeit.

Unter diesen Begrüssungen kamen wir der Mittagsstunde nahe, und der Tag war heiss. Als wir schon die grauen westlichen Mauern der heiligen Stadt, im Hintergrunde den Oelbergsgipfel, im fernen Osten vom blauumhüllten moabitischen Gebirgszug überragt, vor unseren Augen hatten, trafen wir auf drei Zelte, die zu Empfangsfeierlichkeiten errichtet worden waren. Als der Grossfürst in russischer Admiralsuniform mit dem blauen Andreas-Cordon, seine hohe Gemahlin am Arme und hinter sich den jungen Prinzen, von seinem Gouverneur geleitet, das grosse offene Zelt des Pascha betrat, das vom Schmucke der Uniformen funkelte, donnerten die daneben aufgestellten kleinen Kanonen, die paradirende Truppe präsentirte das Gewehr, die Trommeln wirbelten, die Hörner schallten.

Hier stellte der Pascha das diplomatische Corps vor, bestehend aus den Consuln von England, Frankreich, Oesterreich, Preussen und Spanien, desgleichen die ersten Ulemas von Jerusalem. Mit dem diplomatischen Corps war zugleich der anglikanische Bischof Gobat erschienen.

Näher an der Stadt hatte sich mit einem kleinen aus golddurchwirkten Stoffen gefertigten Zelte die jüdische Geistlichkeit aufgestellt; bei diesem ausserordentlichen Anlasse wollte auch sie ein feierliches Willkommen nicht schuldig bleiben.

Aber das zahlreichste Empfangspublikum war nicht das offizielle, nicht das in den Zelten. Schon seit einer halben Stunde war unsere Karavane durch viele entgegengekommene Osterpilger, besonders russische, ansehnlich vermehrt worden. Es war rührend, die verklärten, oft von Thränen glänzenden Augen der letzteren zu sehen; wie glücklich mögen sie gewesen sein, hier auf ihrer frommen Pilgerfahrt, das grossfürstliche Paar, vom gleichen Drange des Herzens bewegt, zu sehen, zu begrüssen. Viele Frauen wetteiferten der Grossfürstin Blumen durch die Fenster zuzuwerfen und auf den Weg zu streuen. Aber dazu fehlte nunmehr der Raum; denn nach dem Aufbruche aus den Zelten waren wir zu beiden Seiten von dichten Schaaren umringt, gekleidet in Trachten aller Art. Die Turbane aller Formen und Farben, christliche, jüdische, mohammedanische, darunter auch der fränkische Hut und die polnische Zobelmütze, bildeten ganze geschlossene Flächen. Viele Gruppen von Frauen, in langen weissen Gewändern und nach Gebühr verschleiert, hatten die Höhen zu unserer Linken eingenommen. Jubelrufe durchbrachen oft

die nach Kräften versuchte Militärmusik; denn von den Zelten an bis ans Jaffathor bildeten türkische Soldaten Spalier. Innerhalb desselben umgab aber auch noch als Escorte die russische Schiffsmannschaft die hohen Pilgrime, die jetzt sämmtlich zu Pferde sassen.

Am Thore angelangt, stieg trotz des ausserordentlichen Zudrangs der Bevölkerung der Grossfürst mit seiner Gemahlin und dem jungen Prinzen ab, um nach altem frommen Gebrauch die heilige Stadt zu Fuss zu betreten, wobei der Weg mit Rosenblättern bestreut und mit duftenden Wassern besprengt wurde. Das grossfürstliche Paar war von tiefer Rührung ergriffen; beiden standen die Augen in hellen Thränen.

Beim Eintritt ins Thor wurden sie vom russischen Bischof, der von Jaffa nach Jerusalem zurückgeeilt war, umgeben von seiner Geistlichkeit, mit dem Kreuze und Weihwasser empfangen. In der Stadt selbst, soweit sie nur vom Zuge betroffen wurde, war jedes Plätzchen, jede Mauer und jedes Dach, jede Thür und jedes Fenster, dicht besetzt; aus allen Gesichtern strahlte die Freude, und des Freudengeschreies war kein Ende. Auch eine Salve von der Citadelle, dem alten «Davidsthurme», hatte den Eintritt der hohen Gäste in die Mauern Jerusalems bezeichnet; sie wiederholte sich beim Eintritte derselben in die Kirche des heiligen Grabes. Denn dem Wunsche des Grossfürsten gemäss ging der Zug unverweilt in diese Kirche, die jetzt Lichter und Lampen tausendfältig durchschimmerten.

Am Portale stand bereits der griechische Patriarch im vollen von Gold und Edelgestein blitzenden Ornate, sammt der hohen Geistlichkeit in ihren Prachtgewändern.

Der ehrwürdige Greis hiess voll Rührung die drei Glieder der kaiserlichen Familie, «der Beschützerin der heiligen durch den Glauben an die göttliche Trinität gekennzeichneten Kirche», hier nochmals willkommen; er gedachte zugleich der Wohlthaten, welche die orthodoxe Kirche, besonders auch zu Jerusalem, dem hochseligen Kaiser Nikolaus verdanke. Nach dieser Begrüssung geleitete er die erlauchten Pilgrime an die zwei heiligsten Stätten der Welt, dahin wo der Erlöser am Kreuze erblasst, und zum heiligen Grabe, während dessen die griechische Hauptkirche ein feierliches Te deum ertönen liess. Als es verklungen war, führte der Patriarch seine Gäste ins Patriarchat, in dessen weiten Räumen fürstliche Gemächer für sie bereitet waren. Ebendaselbst, sowie in den zunächst gelegenen griechischen Klöstern, fand der grösste Theil des Gefolges sein Unterkommen.

Soll ich noch ein Wort zu diesem Einzuge sagen? Dass er so festlich, so grossartig ausfiel, wie ihn schwerlich seit den Kreuzzügen ein europäischer Fürst in die alte Stadt Gottes gehalten, das hatte um so grösseres Gewicht, je mehr es dem Zusammenwirken vielfacher und so verschiedenartiger Kräfte zu verdanken war. Vom Grossfürsten selbst war keine Veranlassung dazu gegeben. «Mit Gebet und in der Stille einziehen», das würde weit mehr nach seiner Stimmung, nach seinem Herzen gewesen sein, wie er sich noch Tags darauf im engsten Kreise darüber äusserte. So wurde aber dem Herzen Anderer mehr als seinem eigenen Rechnung getragen, und der Einzug des dem Czaren aufs Engste verbundenen kaiserlichen Bruders wurde zu einer schönen Kundgebung der lebhaftesten Sympathien. Dass er in manchen Herzen den Wunsch rege

gemacht: Möchte er doch einen anderen Einzug von dauernder Wichtigkeit vorbedeuten: davon bin ich überzeugt. Und auch das weiss ich, dass viele andere den gehaltenen Einzug, mit allem was sich daran noch knüpfte, schon als bedeutungsvoll für die Zukunft der heiligen Stadt aufgefasst. Eben damit mag aber auch die Zurückhaltung zusammenhängen, die wenigstens von Einer Seite dem allgemeinen Jubel gegenüber versucht wurde. Hätte doch der vielhundertjährige christliche Bruderzwist am heiligen Grabe bei diesem Festeinzuge auf jeglichen, auch einen stummen Ausdruck verzichten wollen! Es würde der Moslem selber an seiner Zukunft verzweifelt sein.

Zu S. 172.

Einzug des Grossfürsten in Jerusalem.



XVIII.

Aufenthalt des grossfürstlichen Paares in Jerusalem.

Dass der feierliche Einzug, der in den heissen Mittag fiel, bei allen seinen erbaulichen Seiten in hohem Grade ermüdend war, das mochte jeder fühlen, der daran theilgehabt. Nachdem der Erschöpfung einige Stunden der Ruhe gefolgt waren, gewann das Bewusstsein: Wir sind in Jerusalem, erst seine volle Gewalt. Wer vermöchte dieser Gewalt sich zu entziehen[1], wenn er anders ein Herz mitgebracht für diese Stadt des Heils und der Schmerzen, voller Gnade und Herrlichkeit wie keine andere auf Erden, aber auch getroffen vom schwersten Fluche, vom tiefsten Herzeleid. Bis zum Himmel hat sie erhoben der schöne Glanz Gottes, der angebrochen aus Zion; aber in Sack

---

[1] Ich darf voraussetzen, dass es dem Interesse meiner Leser entsprechen wird, wenn ich diesem Aufenthalte Schritt für Schritt nachgehe. Da ich während dieser Zeit täglich in der Begleitung der hohen Pilger war, so finden in diesen Aufzeichnungen zugleich meine eigenen Erinnerungen einen Ausdruck.

und Asche sitzt sie gehüllt, seit sie die Thränen dessen verachtet, der so oft ihre Kinder hatte versammeln wollen wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel. Seine Erniedrigung wie seine Erhebung, beide haben gleicherweise Jerusalem geheiligt und emporgehoben über alle Städte der Welt; seine Steine sind zu unvergänglichen Zeugen der Heilsthaten und der Strafgerichte Gottes geworden; von Gottes Wegen zur Beseligung der Menschheit erzählen sie seit Jahrtausenden, erzählen sie fort und fort jedem kommenden Geschlechte. Und wem gälte dies mehr als einem frommen christlichen Herzen. Ist auch der Schall ausgegangen in alle Lande von der Predigt des Kreuzes, das gestanden auf Golgothá, von den Worten des ewigen Friedens, die in diesen Mauern den göttlichen Lippen entströmt: immer doch jubeln wir, wie einst der heilige Sänger, dass unsere Füsse stehen sollen in deinen Thoren, Jerusalem! Immer doch ergreift's mit unbeschreiblicher wunderbarer Gewalt, mit eigenen Augen die Stätten zu schauen, wo David der Gesalbte des Herrn geherrscht, wo die Propheten voll Gotteseifer geweissagt, wo der Heiland unter den Menschenkindern gewandelt, wo er die Erlösung der Welt vollbracht und versiegelt mit seinem Blute.

Solche Eindrücke mochten es sein, die desselben Tages noch, in der Stille des Abends, das grossfürstliche Paar von Neuem in die Räume der Grabeskirche drängten. Hatten sie in der Mittagsstunde geistliches und weltliches Gepränge zum Geleite, so geschah es jetzt ohne alles Geleit. Wie könnte auch anders das volle gebetsfreudige Herz innerhalb dieses Heiligthums seine Gnüge finden.

Den 13. Mai.

Es ist schon früher erwähnt worden, dass der Patriarch von Jerusalem aus Constantinopel, seiner gewöhnlichen Residenz, auf einem Dampfschiffe des Sultan zum Empfange der erlauchten Pilger nach der heiligen Stadt geeilt war. Daher kam es dass derselbe Ueberbringer eines Schreibens des Sultan war, das er Sr. Kais. Hoheit am 13. Mai Mittags überreichte. Es bot demnach dem russischen Grossfürsten, der auch die byzantinischen Kaiser zu seinen Ahnen zählt,[1] zu Jerusalem durch die Hand des orthodoxen Kirchenfürsten der türkische Padischah ein Willkommen in seinen Staaten. Der Grossfürst sprach dem Patriarchen seinen Dank aus für die zu Ehren seiner Gäste ausgeführte vortreffliche Herrichtung der Gemächer des Patriarchats; auch drückte er ihm seine Genugthuung darüber aus, dass zwischen Sr. Heiligkeit und der russischen geistlichen Mission zu Jerusalem ein so gutes Einverständniss herrschte. Die beim Empfange anwesende Grossfürstin erfreute sichtlich den würdigen Greis, indem sie ihn von den lebhaften Sympathien ihres Gemahls für die Griechen des Orients unterhielt.

Eine Viertelstunde nach dem Weggange des Patriarchen beehrten ihn Grossfürst und Grossfürstin mit ihrem Gegenbesuche; zugleich überreichte ihm der Grossfürst im

---

[1] Bekanntlich vermählte sich Iwan Wassiljewitsch 1472 unter Vermittlung des Papstes Sixtus IV. mit der Prinzessin Sophia, dem einzigen übriggebliebenen Spross aus dem Hause Constantin's Paläologus, des letzten byzantinischen Kaisers.

Auftrage des Kaisers Alexander ein mit den kostbarsten Edelsteinen reichbesetztes Brustkreuz.

Nachmittags um 2 empfingen Ihre Kais. Hoheiten im Patriarchat den Bischof von Melitopolis sammt den Mitgliedern der russischen Mission.

Zwei Stunden später unternahmen sie mit ihrem Gefolge, und zwar zu Fuss, die erste Wanderung durch die Stadt. Es galt zunächst den vielgenannten und in Europa so oft nachgebildeten Schmerzensweg. Altberühmt lässt er sich für Jerusalem nicht nennen; denn erst während der Kreuzzüge scheint man die Erinnerungen an den Weg, der den verurtheilten König der Juden nach Golgotha führte, mit so besonderem Eifer erneuert zu haben. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert treten uns aber mit den ersten Berichten darüber auch schon Messungen der Schritte von einer Station zur andern entgegen: zuerst bei Gumpenberg vom Jahre 1449 und bei Tucher vom Jahre 1479.[1] Seit dieser Zeit wurde die via sancta oder via crucis oder, wie sie vorzugsweise benannt wurde und noch jetzt allgemein heisst, via dolorosa eine der besuchtesten und verehrtesten Oertlichkeiten, wie sie z. B. im 17. Jahrhundert, nach dem Zeugnisse des Pater Surius vom Jahre 1647, von den Franziskanern regelmässig jeden Freitag barfuss und in Procession durchschritten wurde.

Da wir vom griechischen Patriarchat nahe bei der Grabeskirche ausgingen, so verfolgten wir die Richtung von Westen nach Osten, und hatten abwärts zu gehen,

---

[1] Siehe Tobler's Topographie von Jerusalem I. S. 236 fg., wo ein reichhaltiges Verzeichniss solcher Messungen gegeben ist.

während der Weg selbst mit seinen Stationen von Osten nach Westen läuft und öfters ansteigt. Den Ausgangspunkt im Osten bildet das Richthaus oder das Haus des Pilatus, woran sich zunächst der Bogen des Ecce homo anschliesst. Ausserdem werden die Stellen unterschieden, wo der Kreuzbelastete zum ersten, zum zweiten, zum dritten Male gefallen; wo Maria das dorngekrönte Haupt erblickte; wo die fromme Veronika gewohnt und des Herrn Schweiss mit ihrem Tuche getrocknet, wodurch auf dem letzteren das berühmte wunderthätige Bild entstand;[1] wo der Heiland die weinenden Töchter Jerusalems tröstend vermahnte; wo Simon von Cyrene mit dem Kreuze beschwert wurde, und noch andere, so dass im Ganzen zwölf oder, unter Hinzurechnung der Abnahme vom Kreuze und der Grablegung, vierzehn Stationen gewonnen werden.

Ein besonderes Interesse knüpft sich an die beiden zuerst genannten, zu denen wir zuletzt kamen: an den Ecce homo-Bogen und an das Haus des Pilatus. Jener Bogen spannt sich quer über die via dolorosa; die alten Steine, die seine Wölbung bilden, maskirt neueres Tünchwerk, sowie auch im Maueraufsatze darüber ein Gemach angebracht ist, von welchem zwei vergitterte Fenster nach Osten schauen. Es begreift sich leicht, dass

[1] Viel älter als die Sage von diesem Hause der Veronika ist die von ihrem Schweisstuche mit dem Abdrucke des Antlitzes Christi. Meiner Ausgabe der Evangelia apocrypha (Leipzig 1853) hab' ich aus lateinischen Handschriften eine darauf bezügliche Erzählung unter dem Titel Vindicta Salvatoris beigefügt, die auch angelsächsisch bearbeitet worden ist. Vgl. a. a. O. S. LXXXI. Sie reicht nachweislich über tausend Jahre zurück.

gerade über einen solchen Rest des Alterthums die verschiedensten Ansichten hervortraten. Während die einen meinten, dass einst Pilatus durch dieselben Gitterfenster sein Ecce homo[1] dem stürmischen Volkshaufen zugerufen, liess andere die Kritik nichts darin sehen als eins jener an sich sehr gleichgiltigen Objekte, woran sich erst ein spätmittelalterlicher Mönchswitz angeklammert. Die kurze Zeit nach unserer Schau ganz unerwartet gewonnenen Aufschlüsse haben aber die absprechende Verneinung eines hohen Alters durchaus nicht bestätigt. Durch einen von französischen Katholiken nördlich vom Bogen unternommenen Bau wurde nämlich nach Entfernung unförmlicher Trümmer die Nordseite des Bogens blossgelegt, und hierbei trat «in dem unzweifelhaft römischen Mauerwerke», wie sich Rosen[2] ausdrückt, ein zweiter Rundbogen von geringerer Höhe zu Tage. Dass ein gleicher Rundbogen auch südlich vorhanden gewesen, versicherte demselben trefflichen Beobachter der Imam der dort angelegten kleinen Moschee; weil er aber den innern Raum der Moschee beeinträchtigte, so wurde er vor 40 Jahren abgebrochen. Wird schon hierdurch die Ansicht gerechtfertigt, dass der Ecce homo-Bogen von einem römischen Triumphbogen[3] in

---

[1] «Sehet, welch ein Mensch!» Joh. 19, 5.

[2] S. Zeitschrift der Deutsch-morgenl. Gesellsch. 1860. XIV. S. 605.

[3] Rosen a. a. O. S. 606. «Wir können uns hiernach versichert halten, dass der Ecce homo-Bogen ein römischer Triumphbogen gewesen, welcher, was ich aus der sorgfältigen Glättung der Quadern an der dem Norden zugewandten Schmalseite schliesse, einen ringsum freien Standpunkt gehabt haben muss.» S. 607.

Hadrian's Aelia Capitolina [1] herstamme, so hat die bei derselben Gelegenheit ausgeführte nähere Untersuchung des Bodens um den Bogen noch weitere Schlussfolgerungen hervorgerufen. 4 bis 5 Fuss unter dem Niveau der Strasse wurde nämlich ein aus mächtigen Kalksteinplatten — durchschnittlich 4 Fuss lang, $2^1/_2$ breit und 2 dick — bestehendes Plaster aufgefunden, das nordwärts von der Strasse gegen 36 Fuss weit vorspringt, während seiner südlichen und sonstigen Ausdehnung nicht weiter nachgespürt wurde. Möglicher Weise ist dieses stattliche Plaster erst für den Triumphbogen angelegt worden, obschon die hierbei anzunehmende Ausdehnung, die doch im Süden derjenigen im Norden gleichkommen müsste, befremden könnte. Hat aber nicht auch die Deutung auf das Hochplaster oder Gabbatha des Johannes,[2] das für die Anlegung des Triumphbogens benutzt werden konnte, ihre Berechtigung? Auch ohne diese Deutung zu theilen, muss man dem vorgefundenen Plaster jenes Gabbatha analog

---

«dagegen glaube ich in dem auf einer Art Forum angelegten Triumphbogen einen Rest des Hadrianischen Jerusalem, der Aelia Capitolina, zu sehn, in welcher die Niederwerfung der aufständigen Juden durch Severus zur Errichtung eines solchen Denkmals einen nahe liegenden Anlass bot».

[1] Schon Krafft bemerkte mit Scharfblick in seiner Topographie Jerusalem's 1846, S. 229: «Mit dem von Hadrian theilweise an der Stelle der alten Burg Antonia errichteten Dodekapylon ist ohne Zweifel der Ecce homo-Bogen der Tradition, ein colossales isolirt stehendes römisches Thor, erbaut worden».

[2] «Da Pilatus diese Worte hörete, führte er Jesum heraus und setzte sich auf den Richtstuhl an der Stätte die da heisst Hochplaster, auf Hebräisch aber Gabbatha». Joh. 19, 13.

denken.[1] In der That aber finden wir dieses selbst schon bei dem italiänischen Reisenden Sigoli im Jahre 1384 und bei Fabri 1483[2] hierher verlegt; wahrscheinlich hatte längst vorher das noch zu Tage liegende Steinplaster darauf geführt. Es stimmt damit dass das Prätorium nach der Tradition sowol als auch nach historisch-topographischen Forschungen nur unweit davon gelegen.[3] Wer wollte freilich in solchen Fragen entscheiden? Wenigstens werden diese jüngsten Nachgrabungen besonnene Zweifler an Jerusalem's traditionellen Alterthümern noch vorsichtiger machen; wollte aber jemand wirklich die erbauliche Folgerung wagen, es sei uns dadurch eine neue Einsicht in jerusalemische das Leben des Herrn berührende Verhältnisse vergönnt worden, so hat dies leicht ebenso viel Recht als die entgegengesetzte Ansicht.

Vom Ecce homo-Bogen gelangten wir in etwa 50 Schritten zum Hause des Pilatus. Das weitläufige den Eindruck der Verödung machende Gebäude enthielt früher die Wohnung des Pascha; seit 20 Jahren ist es zu einer Caserne geworden. Am lohnendsten ist der Besuch seines platten Daches, das einen von keiner anderen Seite gebotenen Blick auf das grosse nach Omar benannte, in

---

[1] So geschieht's von Rosen a. a. O. indem er beifügt: «ich selbst finde diese Hypothese zu dürftig unterstützt, als dass ich sie mir aneignen möchte».

[2] A. a. O. Bl. 52: «Fürbass sind wir gegangen ein wenig eine Höhe auf die Gassen einhin, und kamen an das Ort genennt Gabatha» — — «an dem Ort hat Pilatus gerichtet» — — «an dem End stehet ein Schwibbogen über die Gassen, als wäre es ein hohes Thor».

[3] Siehe weiter unten.

bunten Farben ergläzende, mit prächtiger Kuppel gekrönte Heiligthum des Islam gewährt, sowie auf den weiten mit Bäumen, besonders herrlichen Cypressen, und Brunnen, mit Kapellen und Grabmonumenten verzierten Hofraum, der es umgibt. An der nordwestlichen Ecke des letzteren liegt das Gebäude selbst. Mit welchem Rechte der Name des Pilatus daran geknüpft wird, darauf lässt sich eine doppelte Antwort geben. Was uns nämlich jetzt vor Augen tritt, hat ganz gewiss nichts mit jenem Landpfleger-Palaste zu schaffen. Dass aber gerade hier, wenn auch in viel weiterer Ausdehnung, die Burg Antonia mit der Residenz des römischen Statthalters gestanden, dafür liegt die grösste Wahrscheinlichkeit vor.[1] Die Tradition hat sich am Ende des 12. Jahrhunderts für dieselbe Oertlichkeit erklärt, wie aus der merkwürdigen aufs Jahr 1187 zurückgehenden Schrift: La citez de Jerusalem[2] hervorgeht; ob nicht auch schon der Pilger von Bordeaux 334 eben darauf sich bezieht, lässt sich aus dem unklaren Texte seines Itinerar[3] nicht hinlänglich darthun.

---

[1] So nach Anderer-Vorgang — siehe z. B. Krafft S. 163 — ganz neuerdings Gust. Unruh in seiner mit vielen Plänen ausgestatteten Schrift: «Das alte Jerusalem und seine Bauwerke» (Langensalza 1861). Gabbatha denkt sich Unruh als eine auf 50 bis 60 Stufen zu ersteigende Plattform vor dem Burgthore, mit freier Aussicht auf die Stadt und den unten liegenden Burgplatz (S. 226).

[2] Vgl. darüber Tobler I, 226. Bei Schultz: «Jerusalem» (1845) steht die ganze Schrift mit lehrreichen Noten abgedruckt: S. 107—120.

[3] Die betreffende Stelle des Itinerar heisst: Inde ut eas foris murum de Sion euntibus ad portam Neapolitanam ad partem

Allerdings wäre es vollkommen begreiflich, wenn damals, trotz der inzwischen eingetretenen Umwandelungen, ein so hervorragendes Bauwerk, wie Burg und Residenz, noch in gutem Gedächtniss gewesen wäre.

Nachdem wir mit dem traditionellen Prätorium auch die gegenüber gelegene Franziskaner-Kapelle der Geisselung gesehen hatten, betraten wir die erst unlängst aus langer Verwahrlosung wieder erstandene uralte S. Annenkirche.

---

dextram deorsum in valle sunt parietes, ubi domus fuit sive praetorium Pontii Pilati: ibi dominus auditus est antequam pateretur; a sinistra autem parte est monticulus Golgotha, ubi dominus crucifixus est. Abgesehen von den ersten höchst wahrscheinlich verderbten oder mangelhaften Worten («inde ut eas foris murum»), entspricht die Angabe, dass man auf dem Wege von Zion nach dem Nablus- (Damaskus-) Thore Golgotha zur Linken, das Prätorium zur Rechten habe, vollkommen unseren Oertlichkeiten; denn auch die Worte: «unten im Thale», sind mit dem Eindruck des Terräns nicht unvereinbar. (Tobler I, 223 veranlasst dieser Text, das Landpflegerhaus des Pilgers «westlich von der Tempelarea» zu setzen.) Cyrill, der vor der Mitte des 4. Jahrhunderts Bischof von Jerusalem geworden und schon lange vor 334 heimisch in derselben Stadt gewesen, bestätigt mit der Bemerkung (catech. 13, 39), der Palast des Pilatus sei durch Machtfügung des unter ihm Gekreuzigten nun verödet, nicht nur die im Itinerar angedeutete Verfallenheit des Gebäudes, sondern eben damit auch das Vorhandensein alter Tradition. Wenn aber in mittelalterlichen Reisebeschreibungen, namentlich des 12. Jahrhunderts, ganz im Widerspruch mit der Citez de Jerusalem das Prätorium auf Zion gesetzt wird — siehe Tobler I, 224 — so kommt damit wenigstens der Pilger von Bordeaux nicht überein. An der offenbaren Verwirrung hatte ihren Theil wahrscheinlich die Dreizahl der Verhörlokale Christi, von denen das Haus des Annas und das des Caiphas wol immer nach Zion verlegt worden sind.

Eine reiche zum grösseren Theil unerbauliche Vergangenheit liegt hinter ihr. Wahrscheinlich fällt ihre Gründung bald nach den Zeiten der Helena; lag es doch sehr nahe, der Mutter Mariens, an deren Verherrlichung bereits das sogenannte dem Jacobus zugeschriebene Protevangelium im zweiten Jahrhundert gearbeitet,[1] im christlich gewordenen Jerusalem einen Kirchenbau zu weihen. Seit den Kreuzzügen erscheint sie regelmässig in den Aufzeichnungen der Pilger, und zwar als eine sehr hoch gehaltene Basilika. Nachdem Balduin's Gemahlin, vom königlichen Gatten zum Schleier gezwungen, in das Kloster zu S. Anna eingetreten war, vereinigte sich mit dem Ruhm der Kirche eine blühende Benediktiner Schwesterschaft. Diese Blüthe von Kloster und Kirche hatte aber nur kurze Dauer; denn bald nach dem Einzuge Salaheddin's im Jahre 1187 trat an ihre Stelle eine Moschee mit einer angesehenen moslemitischen Schule. Dies geschah unter Benutzung der christlich heiligen Räumlichkeiten, ohne dass die letztern selbst zerstört wurden; trotz der Umwandelung blieb namentlich die tiefe unterirdische Kapelle, betrachtet als Geburtsstätte der Jungfrau, ein theueres Wallfahrtsziel der Pilger in den folgenden Jahrhunderten. In ihren Berichten treten aber gar sehr die Klagen über die Entweihung der ehemaligen S. Annenabtei hervor, wie z. B. im Jahre 1522 nach dem französischen Reisenden Saligniac ein alter Mohammedaner mit seinem Harem von 60 Frauen darin hauste. In neuerer Zeit scheint nicht einmal eine

[1] Siehe in meinem schon angeführten Werke: Evangelia apocrypha, S. 1—49 und Prolegomena S. XII—XXV.

solche Benutzung stattgefunden zu haben, so dass der Schutt ringsum mehr und mehr sich thürmte. Um so leichter musste es dem vorigen Sultan fallen, in Folge des Krimkriegs daraus ein Objekt seiner Generosität gegen seinen christlichen Bundesgenossen an der Seine zu machen. Es war damals, im Jahre 1854, durch die Verkündigung jenes Dogma's, wornach bereits die Mutter des Herrn auf wunderbare Weise empfangen worden, der Name der heiligen Anna, an der dieses so spät von Rom öffentlich anerkannte Wunder geschehen, in den Vordergrund der katholischen Heiligen getreten.[1] Die Lebhaftigkeit seiner Mitfreude daran beurkundete Napoleon III. dadurch, dass er dem Sultan die Zurückgabe der alten S. Annenkirche in Jerusalem, um welche die fränkischen Kreuzfahrer sich wesentlich verdient gemacht, nahe legte. Der Sultan seinerseits erfüllte diesen Wunsch mit aller Zuvorkommenheit durch einen Ferman vom 29. October 1856, und nur wenige Tage darauf erfolgte durch den französischen Consul die feierliche Besitzergreifung, wobei auf tragbaren Altären nach siebenhundertjähriger Pause das erste Messopfer wieder dargebracht wurde.

---

[1] Dass dieses Dogma wol am frühesten in einem alten apokryphischen lateinischen Evangelienbuche vorgebildet worden, das ist meines Wissens noch nicht zur Sprache gekommen. Vgl. darüber meine Evangelia apocrypha S. 59, wo erzählt steht, dass Anna den mit den Heerden von den Bergen nach langer Trennung heimkehrenden Joachim am goldenen Thore mit den Worten empfängt: Vidua eram, et ecce iam non sum; sterilis eram, et ecce iam concepi. (Von 4 Handschriften hat nur eine das letzte Wort mit concipiam vertauscht.)

Der französische Consul, Herr von Barrère — in seiner Erscheinung fast mehr Künstler als Diplomat — machte dem Grossfürsten bei diesem Besuche der Kirche die Honneurs. Die aus Quadersteinen erbauten und gewölbten Kirchenräume, Mittelschiff, Seitenschiffe und Chor, erinnern jetzt noch daran dass sie ehedem einem christlichen Prachtbau angehört. Die Architektur im Spitzbogenstil beschäftigte das kundige Auge des Grossfürsten. An den Wänden, namentlich in der Höhe, sind manche Spuren von den alten Malereien übrig, in denen nach mittelalterlicher Beschreibung die auf Maria's Geburt bezüglichen Erzählungen dargestellt waren.[1] Auch in das grösste Heiligthum der Kirche, die Grotte oder Höhle wo Maria geboren worden, stiegen wir hinab, und der Consul bot sogar kleine von der Wand sich abbröckelnde Stückchen als Erinnerungszeichen dar. Ein wenig höher als diese Grotte liegt eine andere, in welcher Pilger des Mittelalters, wie Fabri (Bl. 54), Joachim und Anna begraben sein liessen. Die ganze Kirche bietet der Munificenz des neuen kaiserlichen Besitzers eine treffliche Gelegenheit dar; gewiss wird die Restauration des interessanten alten Bauwerks nicht verabsäumt werden.

Von der S. Annenkirche hatten wir nur wenig Schritte bis zum Stephansthor. Bevor wir es durchschritten, wandten wir uns noch einige Schritte südlicher zum sogenannten Teich Bethesda. Er befindet sich an der nördlichen Mauer der Tempelarea und stösst fast auch an die östliche

---

[1] Diese Darstellungen scheinen ganz dem Inhalte des oben genannten Evangelienbuches entsprochen zu haben.

Mauer der Stadt, von welcher ihn nur eine schmale Gasse trennt. Seine Mauerwände im Norden und Westen haben Häuser über sich. Die grösste Ausdehnung hat er von Osten nach Westen, nämlich 360 Fuss englisch, bei 130 Fuss Breite von Norden nach Süden. Seine Tiefe beträgt gegen 80 Fuss. In der Südwestecke zeigen sich unten zwei gewölbte Bogen von 12 und von 19 Fuss Breite. In ihnen sowie im ganzen Vierecke selbst liegt hoher Schutt aufgehäuft, über welchem nicht nur Gras und Gesträuch, sondern auch niedere Granatbäume wachsen, deren einer jetzt eben schöne Blüthen trug. Wir standen hier vor einem der streitigsten Objekte der Topographie Jerusalem's. Der Grossfürst, den das gründliche Studium vieler Werke über Jerusalem, besonders deutscher und englischer,[1] mit allen solchen Fragen näher bekannt gemacht hatte, hielt entschieden daran fest, dass der Neutestamentliche von den vielen Kranken sehnsüchtig umlagerte «Gnadenort» — das bedeutet Bethesda — vor unsern Augen lag. Meine Deutung auf einen ehemaligen Festungsgraben liess er um so weniger gelten, weil die an einigen Stellen sichtbare Bekleidung der Wände mit Wassermörtel und kleinen Steinen es ausser Zweifel stellt, dass hier ein Wasserbehälter gewesen, obschon dies bei der Ansicht vom Festungsgraben nicht ausgeschlossen wird. Bekanntlich sind auch schon sehr frühzeitig die angegebenen Bogenwölbungen in der

---

[1] Er zeichnete unter den letzteren mit Recht das Werk von Williams aus. Sogar auch Mislin hatte er nicht ungelesen gelassen, trotz der darin vom katholischen Prälaten den fremden Confessionen so reichlich gespendeten Invektiven.

Südwestecke, die doch wol nur der Aufführung der Häuser darüber gedient, nachdrücklich für das biblische Bethesda geltend gemacht worden; sie sollen sogar von den ehemaligen fünf Hallen des Wunderteiches bei Johannes[1] übrig sein. Hiergegen zeugt aber bestimmt die bis auf hundert Fuss ausgemessene Ausdehnung der einen dieser Hallen, wobei noch lange nicht das Ende erreicht schien,[2] sowie nicht minder der Umstand, dass diese Hallen vom Wasser des Bassins durchströmt werden mussten, was doch nicht zu der biblischen Darstellung passt. Ausserdem verringert sich das Gewicht der Tradition für dieses Bethesda wesentlich durch die Gewissheit, dass in früheren Jahrhunderten ein anderer Teich dafür gegolten, wobei namentlich der vor der Annenkirche von den Franken zu Anfang des 12. Jahrhunderts wieder aufgefundene in Betracht kömmt,[3] der wahrscheinlich mit dem unsrigen an der Tempelarea schon im 4. Jahrhundert (beim Pilger von Bordeaux,[4] wie auch im Onomastikon bei Eusebius und Hieronymus) in gewissem Sinne[5] zusammengerechnet wurde,

---

[1] Joh. 5, 1fg.

[2] Siehe Robinson II, 75, dem wir auch vorzugsweise bei den übrigen Messungen gefolgt sind.

[3] S. besonders Krafft 178fg. Tobler I, 58fg.

[4] «Interius vero civitati sunt piscinae gemellares, quinque porticus habentes, quae appellantur Betsaida». (Betsaida für Bethesda lesen viele der ältesten Zeugen im Johannes.)

[5] Im Sinne einer Duplicität ist übrigens von den Alten der Text des Johannes selbst gedeutet worden, indem man übersetzte: Es liegt beim «Schafteiche» (nicht «beim Schafthor») der sogenannte oder, nach dem Sinaitischen Codex, das so-

und als der «bluttröthlich gefärbte» gegenüber dem «Regenwasserteiche» (im Onomastikon) auch schon damals für den biblischen Heilsort angesehen werden mochte.

Nach flüchtiger Schau des jetzigen traditionellen Bethesda wandten wir uns zurück zum Stephansthor, an dessen Aussenseite zwei Löwenpaare, in halberhabener Arbeit in Stein ausgehauen und orientalischen Geschmack verrathend, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Nach einer Tradition sind sie von Soliman angebracht worden, zum Andenken an ein Gesicht, das ihn von der beabsichtigten Vertilgung der heiligen Stadt abschreckte.[1] Der angegebene Name des Thors, der noch viele andere christliche und mohammedanische neben sich hat, hängt damit zusammen, dass der erste Märtyrer durch dasselbe zur Steinigung soll geführt worden sein, deren Schauplatz unweit davon an dem zum Thal Josaphat niederführenden Wege gezeigt wird. Als wir diesen Weg zurückgelegt hatten, wurde das grossfürstliche Paar vom Patriarchen von Jerusalem sammt hoher Geistlichkeit empfangen und von demselben in die tief neben dem Garten Gethsemane grottenartig angelegte Grabkirche der Maria zu einem festlichen Te deum auf 47 breiten Marmorstiegen hinabgeleitet. Dass die Maria an diesem Orte des Thals Josaphat ihr Grab, d. h. ein Kenotaph, besitze, ist jedenfalls schon aus hohem christ-

---

genannte Bethesda (Bethsaida, Bethzatha). Siehe mein Nov. Test. Graece. Ed. VII. crit. maj. 1859. Wie sehr übrigens unter den heutigen Forschern die Ansichten über Bethesda auseinander gehen, beweist Barclay, der es in seiner City of the great King ins Thal Josaphat verlegt, südlich von Gethsemane.

[1] Siehe Tobler I, 150.

lichen Alterthume überliefert worden.[1] Das hochverehrte Grab selbst, in Sarkophagform, bedeckt von einer weissen schwarzgeäderten Marmorplatte, befindet sich in einer kleinen viereckigen Kapelle im östlichen Theile der kreuzförmigen Kirche, da wo die Wand vom natürlichen Felsen gebildet wird. Ausser ihm werden auch die Gräber der Eltern Maria's und das des Joseph in derselben verehrt, nämlich in zwei Nischen oder Kapellen, die an der östlichen und der westlichen Seite der Marmorstufen, ungefähr mitten, angelegt sind.

Die Kirche, mit einem schönen in mässigen Spitzbogen gewölbten Portale, verräth eine frühzeitige Anlage. Im siebenten Jahrhundert gedenkt ihrer bestimmt der französische Bischof Arculf; in wie weit sich die noch früheren Erwähnungen einer «Kirche zu Gethsemane», deren erste sich schon bei Hieronymus findet, auf dieselbe beziehen, ist zweifelhaft. Zerstörungen hat sie überdies seit ihrer

---

[1] Von der durch Wunderereignisse unterbrochenen Bestattung der Jungfrau handelt eine alte griechische Schrift, deren erste Veröffentlichung aus vielen in den europäischen Bibliotheken zerstreuten Handschriften im 3. Bande meiner libri Novi Testamenti apocryphi erfolgen wird. Die schon bekannte Behandlung desselben Stoffs im Lateinischen und Arabischen verhält sich sehr untergeordnet zum griechischen Texte. In dem letzteren heisst's nach einer Münchener Urkunde, dass die Apostel den Leichnam zu Gethsemane in einem neuen Felsengrabe beisetzten. Hierauf erklangen daselbst drei Tage lang die Stimmen unsichtbarer Engel von dem Lobpreise des göttlichen Sohnes der Jungfrau. Als diese Stimmen verstummt waren, fanden die Apostel dass der heilige Leib ins Paradies entrückt worden war. Bei mehreren Kirchenvätern finden sich dieselben oder ähnliche Ueberlieferungen.

ersten Gründung öfters erfahren; am nachhaltigsten bewährte sich der im 12. Jahrhunderte von der fränkischen Königin Melesendis ausgeführte Bau, und sogar der heutige Bestand scheint grösstentheils auf ihn zurückzureichen. Was aber der Kirche eine ganz besondere Merkwürdigkeit verleiht, das ist die Verehrung, die ihr auch von den Moslemim gezollt wird. Vor mehreren Jahrhunderten haben sie einen Theil derselben sogar zur Moschee geweiht. Heutzutage besitzen sie zwar auch noch eine Gebetsnische darin, doch ist das Schauspiel, in demselben Heiligthume Christen und Mohammedaner anbeten zu sehen, zur Seltenheit geworden.

Nach beendigtem Te deum, das in der That die vollen lichterhellen Räume herrlich durchdrang,[1] besuchten wir den Garten Gethsemane. Als ich ihn 1844 sah, wo den ziemlich viereckigen, gegen 150 Fuss nach jeder Seite langen, grossentheils öden Raum nur eine niedere Steinumhegung einschloss, machte er meines Bedünkens einen besseren Eindruck als jetzt. Die Franziskaner haben nämlich seit einem Jahrzehnt die Hauptstelle mit den acht Oelbäumen durch eine hohe starke Mauer abgeschlossen und dadurch zu ihrem besonderen Eigenthume erklärt; auch haben sie diese acht ehrwürdigen Bäume mit einer blumenreichen Gartenanlage umgeben. Die guten Väter beschenkten die Gross-

---

[1] Schon der sangeskundige Ulmer Kaplan schrieb davon 1483: «Ich hab all mein Tage nie keine Kirche gesehen, die besser Resonanz oder Thon hatte denn diese». Deshalb sang er auch noch allein «was er wollt und konnt von unserer Frauen mit Lust», «denn Singen thut da nicht weh als in andern Kirchen».

fürstin mit prächtigen Sträussern, während Zweiglein von den Oelbäumen mit gerechtfertigter Mässigung dargeboten wurden. Gethsemane gehört zu denjenigen heiligen Oertlichkeiten Jerusalem's, über deren Aechtheit kaum ein Zweifel obwalten kann, mochte man auch Lage und Umfang nicht bis aufs Schrittmass bestimmen können. Der Pilger von Bordeaux vom Jahr 334 erwähnt wenigstens den am Fusse des Oelbergs neben Weingärten gelegenen Felsen, bei welchem Judas Ischarioth Christum verrieth.[1] Ebenso erwähnen es Eusebius und Hieronymus als am Fusse des Oelbergs gelegen. Auch ohne die Oertlichkeit noch näher zu beschreiben, wozu gar keine Veranlassung vorlag, konnten sie nur dieselbe, die seit Helena und Constantin in den Gesichtskreis der Pilger getreten, im Auge haben. Und dass diese zu Anfang des 4. Jahrhunderts noch aus alter Tradition bekannt gewesen, dafür spricht alle Wahrscheinlichkeit, wie denn auch die Angaben der Schrift darüber in keinem Widerspruche mit dem traditionellen Gethsemane stehen.

Von Gethsemane aus stiegen die grossfürstlichen Pilger und wir mit ihnen zu Pferde und ritten auf den Oelberg, das heisst auf den mittleren vorzugsweise mit diesem Namen belegten Gipfel, gegen 200 Fuss höher als Jerusalem und gegen 500 über dem Flussbette des Kidron gelegen. Das nächste Ziel war die in uralter Verehrung stehende Oertlichkeit der Himmelfahrt Christi. Ihre früheste

---

[1] Ein besonderer Steinblock wird auch jetzt noch als jener verhängnissvolle Ort bezeichnet, wie überhaupt alle einzelnen aus Gethsemane von den Evangelisten berichteten Ereignisse örtlich fixirt worden sind.

Nennung geht auf den Anfang des 4. Jahrhunderts zurück,[1] und ihre früheste Verherrlichung durch einen Kirchenbau erhielt sie durch den ersten christlichen Kaiser und seine Mutter, so dass sie seit mehr als 1500 Jahren durch die Andacht christlicher Pilger gefeiert worden ist. Von den verschiedenen Baulichkeiten, die im Laufe dieser langen Zeit die Auffahrtsstelle mit ihren Mauern und ihrem Schmucke umgaben, sind jetzt noch einen Hofraum umschliessende Mauerwände übrig, die wahrscheinlich grösstentheils dem in einem Achteck ausgeführten Tempelbau der Kreuzfahrer zugehört haben. Innerhalb dieser Mauern oder inmitten des Hofraums steht eine kleine gleichfalls achteckige schmucklose Kapelle. In ihr liegt unweit von der Thüre, durch die sie ihr Licht erhält, ein gelblichweisser Kalkstein mit einer Vertiefung, die einen rechten nach Mittag gerichteten menschlichen Fuss darstellt. In dieser dem harten Stein eingedrückten Spur eines Fusstritts glaubt man eine Reliquie von der Auffahrt des Herrn zu besitzen, und hält sie deshalb in höchsten Ehren. Die in den alten bis aufs Ende des 4. Jahrhunderts zurückreichenden Berichten über diese heilige Stelle[2] hervortretenden Verschiedenheiten, wornach am frühesten im Sande («arena») oder Erdreich («calcati deo pulveris perenne documentum») die Spur des Tritts gesehen worden ist, während sich erst aus dem 12. Jahrhunderte eine in Stein gefundene nachweisen

---

[1] Sie findet sich nämlich schon in der Demonstratio evangelica (6, 18) des Eusebius, muthmasslich um 315 verfasst.

[2] Siehe Tobler: Die Siloahquelle und der Oelberg S. 87 fgg., wo eine ausführliche Geschichte der Oertlichkeit und der über derselben aufgeführten Bauwerke steht.

lässt,[1] machen es mindestens sehr zweifelhaft, ob die heutzutage vorliegende Reliquie schon der Helena und ihren Zeitgenossen vor Augen gelegen. Es kann also damit für das kritische Auge nur eine Versinnbildlichung des wunderbaren Ereignisses vorliegen; arglose Pietät dagegen hält an der vielhundertjährigen Gewöhnung fest und berührt fort und fort die dem göttlichen Fusse zugeschriebene Vertiefung des Steins mit frommer Lippe. Dies geschah auch von Seiten der Glieder der griechischen Kirche, der in derselben für heilige Reliquien geltenden Sitte gemäss, beim grossfürstlichen Besuche, dem der Erzbischof von Petra das Geleite gegeben.[2]

Nachdem wir die Kapelle, die lange auch als Moschee gedient und noch immer neben der christlichen auch der moslemitischen Andacht angehört, wieder verlassen hatten, stiegen wir aufs Minaret daneben, das von einem besonderen neben der Kapelle ausgeführten Moscheenbau übrig sein soll. Die Aussicht, die dieses Minaret als höchster Punkt des Oelbergs nach allen Seiten der Umgegend gewährt, haben es längst für die Pilger berühmt gemacht. Da liegt vor uns das Alte und Neue Testament sammt der Geschichte des heiligen Landes wie ein aufgeschlagenes Buch voll der bedeutungsreichsten Bilder;

---

[1] Die erste Hindeutung darauf weist Tobler beim Mönch Epiphanius nach. Obschon auch er von den eingedrückten Fussspuren selbst nichts anmerkt, so sagt er doch dass der inmitten der Kirche liegende Stein «der heilige Stein» heisse. Siehe Allatii *Συμμικτα* S. 60.

[2] Wir kommen später nochmals auf den Oelberg als Schauplatz der Himmelfahrt zurück.

Aug' und Seele können sich nicht satt daran sehen. Die alten Zeiten dämmern vor uns auf in feierlicher Gestalt; wir sehen im Geiste die Kämpfe, die Gottes Heilige mit Gottes Feinden gekämpft im Laufe der Jahrtausende; aber wir suchen noch immer umsonst nach der unverwelklichen Palme des Sieges, des Friedens. Der Blick nach Westen umfasst die ganze heilige Stadt, wie sie mit ihren Kuppeln und platten Dächern, mit ihren Minarets und Thürmen, auf Zion und auf den Höhen im Westen und Norden friedlich lagert hinter der grossen den Vordergrund beherrschenden Tempelarea auf Morjah, wo sich auf Grund und Boden des Salomonischen Gotteshauses die schönfarbige Felsenkuppel-Moschee gleichwie das Denkmal eines Triumphs stolz erhebt. Neben ihr im Süden, von dunklen Cypressen beschattet, steht jene andere Moschee, el Aksa, deren Erscheinung sogleich die ehemalige christliche Basilika Kaiser Justinian's verräth. Bald findet das forschende Auge aber auch die ihm näher befreundeten Heiligthümer der Stadt heraus. Die hohen Thürme der Davidsburg, uns gegenüber im Westen, können unsere Führer sein. Ein wenig nördlich davon steht mit der doppelten Kuppel, den verstummten trauernden Glockenthurm zur Seite, die Kirche des heiligen Grabes, ziemlich inmitten zweier Minarets, von deren einem die Gebetsstimme des Muezzin die schweigende Stadt treufleissig durchklingt. Wenden wir von diesem ältesten und grössten der christlichen Heiligthümer Jerusalem's den Blick wieder zurück zur noch älteren Davidsburg, so treffen wir sehr nahe östlich davon auf das jüngste und in vieler Augen kleinste derselben, auf die in edler Einfachheit erbaute protestantische Christuskirche. Hinter den

Mauern der Stadt ziehen sich im Westen vor dem Jaffathore unbedeutende Höhen am Horizonte hin, über die der Pilger den Weg zur fernen Heimath sucht. Nach Süden schweift der Blick bis zu den Bergen um Thekoa und Bethlehem; besonders tritt der isolirt sich erhebende sogenannte Frankenberg hervor, seit dem 15. Jahrhundert als letzter Haltpunkt der fränkischen Krieger betrachtet, nach neueren Forschungen des tyrannischen Herodes Festungsberg und Grabstätte, etwa eine Stunde südlich hinter Bethlehem; während ungefähr in derselben Entfernung nördlich von Bethlehem auf niederem Höhenzuge das S. Eliaskloster liegt. In nächster Nähe haben wir den Berg des Aergernisses, selbst die äussersten Häuser von Siloam. Im Norden fesselt uns vor allem der höchste Berggipfel der Gegend, der von den Erinnerungen an den Propheten Samuel den Namen Nebi Samwil trägt, wol identisch mit Mizpa, jenem Sammelorte für das gegen heidnische Unterdrückung zum Himmel aufschreiende Volk zu Anfang der Makkabäer-Erhebung.[1] Zuletzt stehen wir nach Osten gerichtet. In der nächsten Umgebung können wir den Weg nach Bethanien, der Stadt des Lazarus, nicht bis zu seinem Ziele verfolgen, da es Hügel verdecken; um so offener und weiter dehnt sich die östliche mit ihren öden Hügelreihen immer tiefer sich senkende Wüste vor unseren Blicken aus, in welcher nördlich von unserem Standpunkte Jericho die gepriesene Palmenstadt gelegen und südlich das alte der Zeit trotzende Felsenkloster San Saba an der schauerlichen Schlucht des Kidron liegt. Aber in der fernen Tiefe

[1] 1. Makk. 3, 46fg.

erspähen wir ein für alle Zeiten unverrückbares Merkzeichen göttlicher Fügung in frühester Bibelzeit, das todte Meer, dessen äusserstes nördliches Ende blau hervorschimmert, während noch nördlicher ein schmaler grüner Streifen auf weisslichem Wüstenboden den Lauf des Jordan andeutet. Hinter Jordan und Meer ragen kahl und farblos die hohen moabitischen Gebirge auf. Dort liegt auch Pisga,[1] auf dessen Gipfel Nebo der Herr einst Mose seinem treuen Knechte das verheissene Canaan zu schauen und dann zu sterben gebot, «darum dass er sich versündigt.»[2] So haben wir im Osten die Verheissung, im Westen die Erfüllung. Aber auch über diese letzte ist längst der Fuss des Richters hinweggeschritten: «darum dass sie sich versündigt.» Und wie viel Spuren göttlichen Strafgerichts selbst über das neue Israel drängen sich gleichzeitig auf dieser Stätte an uns heran. Wahrhaftig, an keinem Orte der Welt treten die Gerichte Gottes lebendiger vor die Seele als auf dem Oelberge, auf welchem gewaltiger Propheten Geist sogar der Tage letzten erglühen sah. Denn «des Herrn Füsse werden stehen zu der Zeit auf dem Oelberge,» so ruft Sacharja aus,[3] «und der

---

[1] 5. Mos. 34, 1.

[2] 5. Mos. 32, 49 fg. «Gehe auf das Gebirge Abarim auf den Berg Nebo, der da liegt im Moabiter Lande, gegen Jericho über, und besiehe das Land Canaan, das Ich den Kindern Israel zum Eigenthume geben werde; und stirb auf dem Berge — gleichwie dein Bruder Aaron starb auf dem Berge Hor — darum dass ihr euch an mir versündigt habt — denn du sollst das Land gegen dir sehen, das Ich den Kindern Israel gebe, aber du sollst nicht hineinkommen».

[3] Sacharj. 14, 4.

Zu S. 196.

Jerusalem.



Oelberg wird sich mitten entzwei spalten vom Aufgang bis zum Niedergang.»

Ob denn gerade diese Eindrücke beim grossfürstlichen Besuche des Minarets so lebhaft gewesen, das wird der Leser schwerlich fragen. Die Feder fasste hier zusammen, wozu wiederholter Besuch gedrängt. Als die erlauchten Pilger am 13. Mai dem seltenen Schaugenusse nachgegangen, kürzte ihn ein heftiger Luftzug, der auf der Höhe herrschte, zumal da die Sonne dem Untergange nahe war. Das Dunkel ruhte schon auf der Stadt, als wir sie wieder erreichten.

Den 14. Mai.

Der Vormittag, von 10 Uhr an, wurde einer feierlichen Messe in den Räumen der Kirche des heiligen Grabes gewidmet. Sie wurde auf Golgotha von Cyrill dem Bischof von Melitopolis und den der russischen Mission angehörenden Geistlichen gehalten, und trug demnach einen russisch-nationalen Charakter, der sich auch durch die wohlklingenden Stimmen der russischen Sänger bemerklich machte. Grossfürst und Grossfürstin, beide durch musikalische Bildung ausgezeichnet, wussten dies sehr wohl zu schätzen. Der auf Golgotha unter der marmornen Ueberkleidung hervortretende natürliche Felsen machte grossen Eindruck auf den Grossfürsten und bestärkte ihn in seiner Ueberzeugung von der Aechtheit dieser Oertlichkeit.[1]

---

[1] Es wird später der Terränsfrage in Betreff Golgotha's und des heiligen Grabes ein besonderer Abschnitt gewidmet werden.

Nach dem Gottesdienste empfingen Ihre Kais. Hoheiten sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe des Patriarchats von Jerusalem, desgleichen den Metropoliten Agathangelos von Cephalonien, der lange das Kloster von Balaklawa in der Krim verwaltet hatte. Den Griechen folgten die Lateiner, d. h. die Franziskaner-Mönche, jene seit den Kreuzzügen dort ansässigen treuen Vertreter des christlichen, wenigstens des römisch-katholischen Occidents in Jerusalem.

Im Laufe des Nachmittags wurden Kirchen und Klöster mehrerer nicht griechischen Confessionen besucht. Zuerst begaben sich die hohen Pilger in die deutsch-anglikanische Christuskirche. Ehe wir dem bescheidenen schmucken Gotteshause näher treten, muss ich es als eine wichtige Thatsache bezeichnen dass sie überhaupt dasteht. Wol hatte schon seit 1820 die so thätige Londoner Judenmission fortwährend vereinzelte Sendboten nach Jerusalem abgeordnet, auch hatten nordamerikanische Missionäre, welche Glaubenseifer nicht mit Bekehrungssucht verwechseln, das Wort der Schrift daselbst verkündigt: aber von jenen Anfängen einer Thätigkeit und Vertretung des Protestantismus in der Stadt David's bis zum Bau der protestantischen Kirche auf Zion war noch ein weiter schwieriger Weg. Erst nachdem in der Seele des hochherzigen Friedrich Wilhelm des Vierten der Gedanke eines anglikanischen Bisthums zu Jerusalem erwacht, von England's Theologen und Königin unter Bunsen's Vermittlung mit Eifer ergriffen, und von beiden Seiten, der deutschen wie der englischen, mit freigebiger Hand und friedfertiger Gesinnung zur Ausführung gebracht worden war, gelang es den Bau einer protestantischen Kirche auf

dem schon 1838 auf Betrieb des unermüdlichen Nicolayson (eines geborenen Schleswiger) erworbenen Platze ernstlich in Angriff zu nehmen. Der erste anglikanische Bischof, Namens Alexander (Alexander Wolf aus dem Grossherzogthum Posen), zog im Januar 1842 in Jerusalem ein und und legte den 28. Februar darauf den Grundstein zur Christuskirche auf S. Jacob.[1] Nach mehrfachen unfreiwilligen Unterbrechungen steht sie seit Anfang des Jahres 1849 vollendet; den 21. Februar des genannten Jahres vollzog der neue Bischof Gobat, dem der alte verdiente Missionar Nicolayson noch wacker zur Seite stand, ihre Weihe. Mit dieser Kirche hat denn der Protestantismus, in deutsch-englischer Gestalt, zum ersten Male festen Fuss in der heiligen Stadt gefasst; die Kirche, die das lautere Evangelium ohne Hierarchie und Satzungswesen bekennt, hatte, so scheint es, ein doppeltes Recht sich dort heimisch zu machen, wo dasselbe Evangelium seine erste und wahre Heimath hat.

Der Bau, kostspielig genug — man nennt die Summe von ungefähr 150,000 Thlr. — ist einfach aber würdig im gothischen Stile ausgeführt. Auf 4 bis 500 Menschen berechnet, hat die Kirche in der Form eines lateinischen Kreuzes eine Länge von 65 Fuss bei 55 Fuss Breite. Ihre Mauern bestehen aus Quadern von weissem Kalkstein; das Dach, dem ein Thurm mangelt, bedecken grosse Schiefersteine, worüber noch Blechplatten liegen. Die Decke über

---

[1] Diese Benennung der den Armeniern und Syrern zugehörigen Stadtgegend kömmt von der Annahme her, dass dort Jacobus (der Aeltere) auf Befehl des Herodes enthauptet worden.

dem Schiffe besteht aus schönem braunen Gebälk von Nussbaum; der Chor dagegen ist gewölbt. Unter der Emporkirche mit der Orgel ist der Eingang. Das Auge des Eintretenden fällt sogleich auf den Chor im Hintergrunde und die Kanzel daneben. Bedeutungsvoll treten vor allem die auf beiden Seiten über dem Altartische angebrachten glänzenden Tafeln von schwarzem Granit hervor, auf denen die zehn Gebote, das Glaubensbekenntniss und das Vaterunser hebräisch in Goldschrift stehen. Bedeutungsvoll nennen wir diesen Schmuck der Kirche; denn mit ihm ist zugleich die Tendenz der Judenmission ausgedrückt; ausser geborenen Juden möchten sich wenig andere Kirchgänger daran zu erbauen verstehen. Bischof Gobat, ein geborener Schweizer, der ein an Erfahrungen und Verdiensten so reiches Leben hinter sich hat, nach zwei aufopferungsvollen abyssinischen Missionsreisen und einer mehrjährigen vorzugsweise gelehrten Wirksamkeit an den englischen Missionsanstalten zu Malta, seit 1846 durch die Wahl Friedrich Wilhelm des Vierten Nachfolger des früh verstorbenen Alexander zu Jerusalem, ein Mann von ebenso duldsamer Gesinnung als christlichem Takte und gründlichen Studien, war ganz geeignet das Interesse des Grossfürsten zu gewinnen. Der letztere vermied es nicht auch dogmatisch-kirchliche Fragen, wie die über den protestantischen Abendmahlsbegriff, an den anglikanischen Bischof zu richten.

Von der Christuskirche zu S. Jacob begab sich der Grossfürst ins nahe armenische S. Jacobskloster. Dies Kloster mit allem Zubehör ist jedenfalls das grösste Jerusalem's, wol auch das reichste. Der Patriarch, der

seine Vorgänger in diesem hohen Amte bis auf den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückführt, in seinem Sprengel unabhängig von anderer geistlicher Autorität ausser dem Katholikos,[1] wohnt hier einem Fürsten gleich; mit ihm wohnen ebendaselbst 5 Bischöfe und noch eine zahlreiche Geistlichkeit. Die für Pilger bestimmten sauberen Wohnungen sind von solchem Umfange, dass, wie man versichert, mehrere Tausende darin Unterkommen finden. Die Gärten des Klosters sind eben so schön als ausgedehnt; einen derselben zeichnen ausser einem Olivenhaine hohe Pinien und Cypressen aus. Die Kirche bietet den grössten Gegensatz zu der eben verlassenen. An prunkvoller Ausstattung ist sie schwer zu übertreffen; dem nüchternen Abendländer scheint dadurch die Andacht eher gestört als gefördert zu werden. Schon die Vorhalle ist aufs Reichlichste mit Freskomalereien aus der biblischen Geschichte geschmückt. Wie David, der König und Sänger vom Berg Zion, seine eigene Gedächtnissfeier in diesem Zionskloster hat, so fehlt er mit Krone und Harfe auch unter diesen Bildern nicht. Auch das Kloster selbst ist bildlich dargestellt. Eine wahre Galerie von Oelgemälden überrascht uns aber im Schiffe der Kirche, dessen Wände sie zieren; grösstentheils sind sie Darstellungen von blutigen Märtyrerscenen gewidmet. An Geschmack werden sie ohne Zweifel von mannigfaltigen anderen der Kirche mit verschwenderischer Hand einverleibten Werken der Kunst übertroffen, von den prächtigen Arabesken reich

---

[1] Dies ist der Titel des Oberhauptes der armenischen Kirche, der seine Residenz zu Edschmiadzin hat.

vergoldeten Gitterwerks, von den bunten Mosaiken in Marmor, sowie den ähnlichen Arbeiten in Perlmutter und Schildkrot. Die beiden letzteren verzieren namentlich die zur Schatzkammer und zur Grabkapelle des Jacobus führenden Thüren. Im Chore, von hoher Kuppel überragt, sind die früheren Oberhäupter der Kirche lebensgross dargestellt, und zwar von Jacobus an, welchem bekanntlich die gesammte armenische Kirche eine ähnliche Verehrung zollt wie die römisch-katholische dem Petrus. Für ihn als unsichtbaren Patriarchen steht daher auch zwischen Chor und Schiff ein stark vergoldeter Thronsessel, neben welchem bescheidener der sichtbare den seinigen hat. Die vor dem Altar an rothseidenen Schnüren schwebenden Straussenеier erinnern an den Gebrauch der Moscheen. Die Reliquien des Jacobus, als grösster Schatz des Klosters betrachtet, bestehen namentlich im Kopfe des Enthaupteten und in der Hand; beide, in goldener Ueberkleidung, wurden den grossfürstlichen Pilgern zur verehrungsvollen Schau dargeboten.

Nachdem Ihre Kais. Hoheiten auf einige Minuten in die reichen Gemächer des Patriarchen eingetreten waren, der ihrem Besuche die grössten Aufmerksamkeiten widmete, nahmen sie noch die von den Armeniern in Verwahrung und Verehrung genommenen Kerkerstätten Christi bei Annas und Kaiphas in Augenschein. Beide gehören den benachbarten zwei kleineren armenischen Klöstern an; die bei Annas dem Nonnenkloster, dessen Kirchlein an dem «Messiaskerker» sein ausschliessliches Heiligthum besitzt. In der andern nach dem Erlöser benannten Kirche beansprucht neben dem zweiten Messias-

kerker auch noch ein mit Kalk und Porzellan überkleideter und zum Altar benutzter Stein Beachtung und Ehrerbietung; er soll vor Christi Grab gelegen haben, also der vom Engel abgewälzte Stein der Grabesthüre sein. Ebendeshalb wird er auch Engelstein genannt. Im Hofe desselben Klosters befinden sich die Grabmonumente der armenischen Patriarchen von Jerusalem.

In diesem angeblichen Hause des Kaiphas standen wir bereits auf dem Zion ausserhalb des Thores, obschon das noch innerhalb desselben gelegene Nonnenkloster vom anderen nur gegen 200 Schritte entfernt ist.

Der Weg vom armenischen Nonnenkloster zum Thore führte nahe bei den Hütten der Aussätzigen vorüber. Das ist eine traurige Colonie, traurig von innen wie von aussen. Man glaubt zunächst auf einen Winkel mit hingeworfenen rohen Bausteinen gestossen zu sein, bis man die zum Wohnen getroffenen Vorrichtungen merkt. Sechzehn neben und hinter einander liegende Hütten bilden diesen gewissermassen abgeschlossenen Winkel. Mannshoch oder ein paar Fuss höher sind sie aus Steinen schlecht zusammengefügt und überdeckt mit Erde und Reisig; nach der Stadtmauer zu sind sie offen. Die Unglücklichen die sie bewohnen, gegen dreissig an der Zahl, mehr Männer als Frauen, sowol Christen als Moslems, haben keinen andern Verkehr als den unter sich; er mag an wenig Regeln gebunden sein, doch gilt einer ihresgleichen für ihren Schech. So sehr man sich vor jeder Annäherung an diese armen von ärztlicher Pflege ganz verlassenen Kranken in Acht nimmt, so sind sie doch für alle ihre Bedürfnisse auf den Bettel angewiesen. Uebrigens soll

sich das Uebel, das sich bald mehr bald weniger stark ausprägt, keineswegs auf die hier Zusammengepferchten beschränken; auch bleiben die Juden, nach Dr. Tobler's des Arztes Erfahrungen,[1] nicht davon verschont, wie man öfters glauben gemacht; nur birgt man sich lieber, wenn irgend möglich, hinter den Mauern des Familiengeheimnisses als hinter denen des trostlosen Asils.

Indem wir wieder auf die Höhe des Berges Zion zurückkehren, bietet sich uns im nächsten Gesichtskreise des Interessanten manches dar, das Kunde und Zeugniss gibt von naher und ferner Vergangenheit. In ersterer Beziehung werfen wir einen Blick auf die vielen hier angelegten christlichen Friedhöfe. An einander gereiht, doch ohne Verzicht auf trennende Mauern, liegen dort der armenische, der lateinische, der griechische Friedhof. Unweit südlich vom griechischen kam 1838 ein amerikanischer hinzu, sowie zehn Jahre später der deutsch-anglikanische, der trotz seines kurzen Bestandes schon Grabstätten mit wohlbekannten Namen enthält. Ausser Bischof Alexander gedenk' ich namentlich eines ernsten deutschen Forschers, des unglücklichen Dr. Schultz, ersten preussischen Consuls zu Jerusalem. Während die erstgenannten vier Friedhöfe die nordwestliche Ecke des Berges vom Grabe David's bis zur Stadtmauer einnehmen, liegt der deutsch-anglikanische in geringer Entfernung südwestlich von dem angeblichen alten Königsgrabe. Die hohe Verehrung, die dem letzteren von den Moslems zu Theil wird, lässt es als eine überraschende Toleranz er-

---

[1] Siehe Denkblätter aus Jerusalem S. 413.

scheinen, dass alle christlichen Confessionen davor und dahinter ihre Todten bestatten dürfen. Und nicht blos Verehrung, sondern auch besondere Zurückhaltung wird von moslemitischer Seite für dieses Davidische Heiligthum beobachtet; nur in äusserst seltenen Fällen wurde Christen gestattet es zu betreten. Dies geschah aber zu Gunsten der grossfürstlichen Pilger. Das weitläufige Gebäude, worin es sorgsam verborgen gehalten wird, geht auf eine der frühesten christlichen Kirchen zurück, deren Ursprung sogar über die Zeiten der Helena hinaufreicht, obschon sie später der frommen Kaisermutter selbst zugeschrieben wurde.[1] Man hatte damit jenes Gemach verherrlicht, wohin sich die Apostel nach ihrer Rückkehr vom Oelberg nach der Auffahrt des Herrn zurückgezogen, jenen «Söller, wo sie alle bei einander waren einmüthig mit Beten und Flehen»,[2] und wohin spätere Eingebungen noch viel andere heilige Erinnerungen verlegten, wie das Abendmahl, die Fusswaschung, die Ausgiessung des heiligen Geistes, Mariens Sterbestunde. Nach den mancherlei Schicksalen der «heiligen Zions-» oder christlichen «Mutterkirche» ist jetzt noch das sogenannte coenaculum oder der Abendmahlssaal übrig, ein öder zwischen steinernen Mauern unter einem von Säulen getragenen Gewölbe befindlicher Raum, in welchem eine Mauernische nach Osten zu gewissen Zeiten den Christen zum Messaltare dient und eine andere nach Süden mohammedanischen Betern die Gesichtsrichtung nach Mekka regelt.

---

[1] Vergl. Tobler II, 100 flg.

[2] Apostelgesch. 1, 13. 14.

Unterhalb dieses Betsaals, an dessen westlicher Seite ein Minaret sich erhebt, befindet sich das geheimnissvolle Davidsgrab. Eine eiserne vergitterte Doppelthür führt zu einem raumbeschränkten aber prachtreichen Gemach. Hier steht ein grosser steinerner Sarkophag, dessen Form ganz passend katafalkähnlich genannt worden.[1] Den Stein überkleiden schwere grünseidene Stoffe mit vielen Goldstickereien und einer sammtenen Tafel, worauf grosse goldgestickte arabische Schriftzüge stehen. Ueber dem Sarkophage hängt von der gewölbten Decke herab ein Baldachin, gleichfalls von schwerer Seide und buntgestreift. Die Wände bekleiden blaue Porzellansteine mit Blumenarabesken, den Fussboden ein farbiger Teppich. Dass hiermit nun die wahre Grabstätte David's geschaut werde, daran lässt sich selbstverständlicher Weise nicht denken; eher noch könnte es Jemand für das Herodianische Sühnungsdenkmal[2] halten. Man hat wol auch mit dem Katafalk selbst nur ein Grabmonument zu errichten gemeint, wenn es auch von moslemitischen Frommen, die sich ein seltsames Anrecht darauf anmassen, für das Grab selbst gehalten werden mag. Möglicher Weise bildet aber dies Gemach nur die Kapelle zum unterirdischen Grabe; denn an einer Seite desselben befindet sich eine mit silbergesticktem Sammet überkleidete und durch zwei davor brennende silberne Candelaber ausgezeichnete Thür, welche abwärts

[1] Siehe Tobler II, 155 aus den Mittheilungen «Ali Bey's» eines Spaniers. Vergl. auch in Barclay's City of the Great King S. 209 fg. die von Miss Barclay gegebene Schilderung, die aus unseren Aufzeichnungen wiederklingt.

[2] Siehe Tobler II, 146.

führen soll. Mit dem Blicke auf diese Thür war wenigstens die Illusion gerettet, dass das königliche Todtenhaus in nächster Nähe, wenn auch ein wenig tiefer, liege. Bei der Räthselhaftigkeit, die Jahrhunderte lang darüber geschwebt,[1] wäre an dieser Nähe vorläufig immer schon genug. Als Anregung zu weiteren Nachforschungen muss aber doch jene durch die Herrichtung des protestantischen Friedhofs und des daran stossenden bischöflichen Schulhauses, wobei man tiefen Schutt aufgrub, veranlasste Auffindung einer nach oben und nach unten weiter führenden steinernen Treppe betrachtet werden, sollte auch das Unerwartete dabei statt des Gesuchten zu Tage treten.[2] Die rechte Zeit zu solchen freilich immer schwierigen Nachgrabungen wird gewiss nicht ausbleiben.

Auf dem Rückwege durchs Zionsthor wurde auch noch dem syrischen mit einem Kreuze überm Portal bezeichneten Kloster und seinem mit dem heiligen Georg geschmückten Kirchlein ein kurzer Besuch geschenkt. Es soll da erbaut worden sein, wo Maria, die Mutter des Johannes Marcus, gewohnt und Petrus bei sich aufgenommen, als ihn des Nachts ein Engel aus dem Gefängnisse geführt hatte.[3]

Den 15. Mai.

Bereits früh um 9 begaben sich Ihre Kais. Hoheiten in die heilige Grabeskirche zur feierlichen Messhandlung,

---

[1] Siehe Tobler II, 146 fg.

[2] Siehe darüber die genaueren Mittheilungen Rosen's in der Zeitschr. d. Deutsch. morgenl. Ges. Bd. XIV. S. 614.

[3] Apostelgesch. 12, 12 fg.

doppelt feierlich da sie der Patriarch in Person vollzog, nebst dem Metropoliten von Petra, den Erzbischöfen von Lydda und von Bethlehem und dem russischen Bischofe von Melitopolis. Die von ungewöhnlich grossen Kerzen auf vergoldeten Candelabern und von unzähligen buntschimmernden Lampen erhellten Räume überstrahlte noch bei weitem die Pracht, welche die genannte höchste Geistlichkeit bei dieser Sonntagsmesse entfaltete. Die Mitra des Patriarchen schien an Kostbarkeit mit Königskronen wetteifern zu können; auf seiner Brust prangten zahlreiche handgrosse Insignien in Brillanten und Emaille, darunter auch das jüngste kaiserliche Geschenk. Nach ihm erschien am reichsten in seinem Ehrenkleide der russische Bischof. Einen eigenthümlichen Contrast mit all diesem Glanze bildete gerade über unsern Häuptern die vielberufene Kuppel, die mit ihren klaffenden Lücken die ungelöste grosse orientalische Frage darstellte, und halb anklagend halb drohend auf die Versammlung herniedersah. Vielleicht sagte ich richtiger: bittend und mahnend, da die Hilfe so nahe war. Grossfürst und Grossfürstin — der erstere fortwährend in seiner einfachen Reisetracht — standen dicht beim Eingang zur Engelskapelle des heiligen Grabes und hielten in ihren Händen goldene Kreuze, in denen Stückchen vom Kreuze Christi, Geschenke für die hohen Träger, verborgen waren. Bei der kirchlichen Handlung traten die Gebete für die kaiserliche Familie merklich hervor. Die Consekration der Abendmahlselemente und die Communion des Patriarchen und der Bischöfe in der Grabeskapelle bildeten nach fast zwei Stunden den Schluss.

Im Laufe des Tags empfing der Grossfürst den römisch-katholischen Patriarchen Valerga. Der hohe Würdenträger, der noch viele Jugend in seiner Erscheinung verräth, hatte keineswegs vergessen dass auch sechs Millionen seiner Glaubensverwandten unter dem russischen Scepter leben.

Nachmittags um 4 wurde ein Umzug um die Stadt unternommen. Doch vor dem Austritt aus der Stadt bestiegen wir die Davidsburg oder den Davidsthurm. Mit diesem Namen wird nicht sowol die ganze Citadelle als vielmehr einer ihrer viereckigen starken festen Thürme bezeichnet. Er liegt nahe bei der Nordostecke der Citadelle und zeichnet sich vor den andern vier Thürmen, die aus vielfacher Zerstörung sich immer wieder neu mögen erhoben haben, durch die grossen Quadersteine mit Fugenrändern von 8 bis 12 Fuss Länge bei ungefähr 4 Fuss Breite und Höhe aus, welche seine unteren Werkstücke 40 bis 50 Fuss hoch bilden. Diese alten Construktionen haben nicht nur den vom siegreichen Titus zum Zeugnisse für die römischen Waffen geschonten Hippikus des Herodes wiedererkennen lassen, sondern sie machen es sogar wahrscheinlich dass schon Herodes ältere vielleicht Davidische Bauten benutzt habe, zumal da die Berg und Stadt beherrschende Lage der ganzen Citadelle keinen Zweifel lässt, dass hier von Anfang an Jerusalem's festester Punkt gewesen, also auch die Burg David's gelegen. Wer in dieser Ueberzeugung den Thurm besteigt, dem neueres Mauerwerk die doppelte Höhe von dem vorhandenen alten Steinquaderbau gegeben, bedarf nicht noch zweifelhafter Curiositäten, um sich im Geist in diejenige Vergangenheit der heiligen Stadt zu versetzen, aus welcher uns mit der Kunde heiliger

Kriege des auserwählten Volkes zugleich die unvergänglichen Denkmale frommer Begeisterung seiner Könige und Propheten geblieben sind.

Die bekannte geheime Kammer des Davidischen Thurmes wurde auch bei unserem Besuche nicht erschlossen; es war, wie in dergleichen Fällen im Oriente so oft, der Schlüssel nicht sofort zur Hand, und der Grossfürst wartete die Nachforschungen nicht ab. Oben aber auf der Terrasse genossen wir der herrlichen Aussicht auf die Stadt und die umliegenden Berge. Jerusalem ist reich an Punkten mit lohnender Aussicht; selbst viele seiner platten Dächer gewähren sie; doch möchte nach dem Oelberg die Citadelle den schönsten Ueberblick bieten; reicht doch ihre Fernsicht, wenn auch nicht bis auf den von kühner Phantasie geschauten Horeb und Tabor, in südöstlicher Richtung sogar bis zu einem Streifchen des todten Meeres am Fusse des Moabiter Gebirgs. Mich zog zumeist an was am nächsten liegt, wie der Hiskias- oder Patriarchenteich mit seiner ruhigen Spiegelfläche zwischen den steilen Häuserwänden.

Vor dem Jaffathore, das nur wenig Schritte nördlich von der Citadelle liegt, stieg die Pilger-Gesellschaft zu Pferd und wandte sich nördlich dem Damaskusthore zu. Die Strecke zwischen diesen beiden Thoren ist bis jetzt ziemlich verödet; links von uns oder im Nordwesten, vom Thore über 900 Schritte entfernt, liegt der Mamilla- oder obere Gihon-Teich, da wo das Thal Hinnom beginnt, das sich dem Abhange des Zion entlang zieht. Von Osten nach Westen beträgt seine Länge gegen 300 Fuss bei einer Breite von fast 200; seine steinernen Wände, mit Mörtel aufgemauert und in den Ecken mit schlecht er-

haltenen Stufen versehen, haben eine Höhe von 20 Fuss. Sehr wahrscheinlich ist es der von Jesajas genannte «obere Teich», wogegen der ein wenig südlich unterhalb des Jaffathors in demselben Thale Hinnom gelegene, jetzt mit dem Namen Birket es Sultan belegte als «Unterteich» erscheint. Seine Wasser gewinnt er, soweit sich's bis jetzt ergründen lässt, ausschliesslich vom Regen, den die umliegenden Höhen dort zusammenströmen lassen. Durch einen Canal speist er den Patriarchen- oder Hiskiasteich zwischen dem Jaffathore und der Kirche des heiligen Grabes. Rings um den Mamilla-Teich haben die Mohammedaner Begräbnisse angelegt.

Eine kleine Anhöhe, auf die wir ritten, näher dem Jaffa- als dem Damaskusthore, bezeichnete mir der Grossfürst als das Terrän für die damals eben entschiedenen Bauunternehmungen Russland's. Eine andere näher dem Damaskusthore mit einem Olivenhaine kam noch dazu. Der Sultan selbst schenkte zuvorkommend zu der gekauften Landschaft ein Stück vom Exercierplatze der Besatzungs-Truppen. Dass sich nun dort vor den Thoren und Mauern Jerusalem's eine Neustadt erbaut, gleichfalls hinter schützenden Mauern, ist seitdem in Europa vielfältig bekannt geworden. Zur Alexanderkirche wurde 1860 am Geburtstage des Kaisers Alexander II. der Grundstein gelegt; ein bischöflicher Palast, umfängliche Pilgerwohnungen und andere nützliche Baulichkeiten erheben sich daneben. Solche Früchte trug als erstes Samenkorn das muthige begeisterte Wort der Tochter jenes Speransky, an welchem Russland's Annalen eine ihrer denkwürdigsten Gestalten besitzen, ebenso hervorragend durch Talent Charakter und Verdienst, wie ihn die Intrigue, die Mordwaffe des Neides,

zum Helden der Geschichte gemacht. Als in der Folge aus allen Kreisen der russischen Kirche eine solche Opferfreudigkeit für die Interessen des russischen Pilgers «qui s'en va déposer humblement au pied du Golgotha ses souffrances, ses douleurs, ses espérances et sa foi»[1] hervorgetreten war, dass dem Grossfürsten Constantin Millionen Rubel zur Disposition gestellt werden konnten, so musste diese Thatsache gar wol eines Denkmals von so dauernden Formen werth erscheinen, wie der Bau einer Pilgerstadt unmittelbar neben den Heiligthümern von Zion und Golgotha.

Das Damaskusthor der nördlichen Mauer war der nächste Punkt, der die Aufmerksamkeit fesselte. Bezeichnender ist sein arabischer Name: Säulenthor, da er auf die schmächtigen Säulen hinweist, die den Spitzbogen tragen, über welchem sich der Maueraufsatz mit Zinnen erhebt. Es gilt mit Recht für das stattlichste der Thore Jerusalem's, und hat gewöhnlich die Ehre dem neuen Pascha zum Einzug zu dienen. Wenn es auch, so wie es jetzt vor Augen steht, auf kein besonders hohes Alterthum zurückreichen mag, so hat doch gewiss das schon im 4. Jahrhundert erwähnte Nablusthor, ein Name der auch jetzt noch von ihm gebraucht wird, und das in den darauf folgenden Jahrhunderten öfter genannte Stephansthor[2] keine andere Lage gehabt. Die Rückbeziehungen über das 4. Jahrhundert hinauf haben ihre grosse Schwierigkeit

---

[1] Les pélerins Russes à Jérusalem. Par Mme de Bagréef-Spéransky. I, 77.

[2] Die ältere Tradition verlegte also in diese Gegend die Steinigung des ersten Märtyrers.

darin, dass gerade im Norden der Stadt der Lauf der alten Mauern so vieldeutig ist. Dennoch ist zwischen dem Damaskusthore und der Nordostecke der heutigen Mauern an vielen Stellen der bis zu 20 und 30 Fuss aufragende Felsengrund dieser letzteren so auffällig, dass hier von der Natur selbst die Bahn der Mauer vorgezeichnet war. Dieser Umstand, zusammengehalten mit den kolossalen Resten uralter Anlagen in der Nordwestecke nahe beim lateinischen Salvatorkloster, einige hundert Schritte vor dem Damaskusthore, geben der Annahme,[1] dass die heutige Nordmauer der dritten Mauer des Josephus, d. h. der von Herodes Agrippa unternommenen, in der Hauptsache entspricht, keinen geringen Halt.

Zu unserer Linken hatten wir beim Damaskusthore, in einer Entfernung von etwa 10 Minuten nach Norden, jenen berühmten und bewundrungswürdigen alten Felsengräberbau, der den Namen: Gräber der Könige führt, wahrscheinlich identisch mit den Gräbern der Herodianischen Königsfamilie, von denen im ersten christlichen Jahrhunderte Erwähnung geschieht.[2] Aus der Ferne sind sie nicht sichtbar, da der Fels selber, in dem sie angelegt sind, nicht über seine Umgebungen hervortritt.

Viel näher, nur ein paar hundert Schritte entfernt, hatten wir in derselben Richtung einen anderen Felsenbau, der nach seiner ursprünglichen Bestimmung und seinen späteren Schicksalen viel räthselhafter ist als die Königsgräber, die sogenannte Jeremiasgrotte. Sie ver-

---

[1] Siehe darüber besonders Krafft, S. 39 fgg.

[2] Siehe Tobler II, 298 fgg.

räth sich entschieden als ein uralter Steinbruch, und hat wol Steine zu den frühzeitigsten Maueranlagen und anderen Bauten geliefert. Ebenso wenig lässt sich verkennen dass sie zu Gräbern gedient, weshalb vermuthet worden ist dass hier das Grab des Herodes oder das des Alexander Jannäus gelegen. Die Nützlichkeit des Steinbruchs mag sich später von Neuem wieder geltend gemacht und der Erhaltung etwaiger Grabdenkmäler geschadet haben. Die Legendenverknüpfung der Höhle mit dem Propheten Jeremias, der in ihr seine Klagelieder verfasst haben soll, ist erst aus den Jahrhunderten nach den Kreuzzügen nachweisbar. Nach Jahrhunderten schlugen aber auch von Neuem die Todten ihre Wohnungen hier auf, und zwar folgte auf fromme Christen, deren im 15. Jahrhunderte gedacht wird, der Moslem, der noch heute, besonders über oder hinter den hohen nicht selten durch Scenen der Andacht belebten Felsenräumen, an diesem Gebrauche festhält.[1]

Beinahe gegenüber dieser Grotte, über 100 Schritte östlich vom Damaskusthore, öffnet sich im Felsboden der Stadtmauern jene ungeheuere Höhle, deren Auffindung vor zehn Jahren die den Boden aufscharrende Dogge eines Amerikaners herbeigeführt.[2] Man hat in ihr die im Mittelalter — im Jahre 1101, desgleichen im 15. Jahrhundert — gekannte sogenannte Baumwollenhöhle wiedererkannt. Sie ist vorläufig ein vortrefflicher Beleg zu der von Taci-

---

[1] Vergl. Tobler II, 191—202.

[2] Notizen darüber gibt Tobler: Dritte Wanderung etc. S. 264. Ebendaselbst S. 255—265 ist eine genaue Beschreibung des ganzen Fundes gegeben.

tus[1] gegebenen Nachricht, dass Jerusalem auf unterhöhlten Bergen stehe. Ohne Zweifel stellt sie ein Produkt menschlicher Kunst dar, wenn auch immer natürliche Andeutungen zu dem Baue können vorgelegen haben. Die ausgehauenen Felsengänge laufen in verschiedener Richtung weiter, vorzugsweise südöstlich; in gerader Linie wird ihre Länge auf 644 Fuss angegeben, und dabei eine Senkung von ungefähr hundert Fuss. Die durch den Abbruch des reichen Baumaterials gewonnenen Räume sind bald enger bald weiter; damit die untergrabene Decke die darüber errichteten Bauwerke der Stadt nicht gefährde, liess man natürliche Stützpfeiler stehen. An einer der Felswände befindet sich ein Brunnenbassin, wohin das nicht eben zu einem Labetrunk geeignete bittere Wasser abtröpfelt. Mit der Basis des Haram es Scherif oder mit dem Moriah, wie man wol vermuthen könnte, liegt keine Verbindung vor; vielmehr ist das östliche Ende der Felsengänge noch um Hunderte von Schritten von dem Nordwestwinkel des Haram entfernt. Einen mächtigen Eindruck macht es, in diese uralte unterirdische Werkstätte für die Stadtbauten, für den Tempel, für die Festungswerke, mit düsterem Kerzenlichte einzutreten; es ist als träte man einem Geheimnisse der Vorzeit näher, von dem doch immer noch mehr verborgen bleibt als zu Tage tritt. Ausserordentliche Einzelreliquien giebt's darin natürlich nicht; doch finden sich Knochenreste, unter denen auch menschliche Gerippe er-

[1] Tacit. histor. 5, 12 «cavati sub terra montes», was allerdings zunächst in Bezug auf den Tempel gesagt, aber doch nicht auf ihn beschränkt zu werden scheint.

kenntlich sind, wahrscheinlich in tiefe Nacht gebettete Zeugnisse dunkler Verbrecherthat. Wie die königlichen Grabkammern der Pyramiden bei Gizeh, so werden auch diese Felseneinöden unter Jerusalem von keinem anderen lebenden Wesen, wie es scheint, als von Fledermäusen bewohnt.

Haben wir durch den engen Ausgang die Baumwollenhöhle wieder verlassen und unseren Weg, beim längst vermauerten Herodes- oder Blumenthore vorbei, nach der Nordostecke der Stadtmauern fortgesetzt, so wartet unser daselbst mit einem überaus fröhlichen und lieblichen Anblicke der Oelberg, jener treueste Zeuge der vergangenen Jahrtausende Jerusalem's und vor allem der Erinnerungen aus dem Leben des Herrn. Darum hängt auch an ihm das Auge des Pilgers unersättlich. Die vereinzelten, selten dichter stehenden Oelbäume, die er noch immer trägt, untermischt mit Feigenbäumen, auch Terebinthen und anderen Bäumen, wozu Strecken mit Getreidefeldern kommen, schmücken ihn noch mehr als die Baulichkeiten an seinem Fusse und auf seiner Höhe, auf welcher immerhin das Minaret für viele eine willkommene Andeutung der Himmelfahrt bieten mag. Wir sehen von unserem Standpunkte genauer seine Gestalt ab, wie er sich in seine drei Gipfel theilt; namentlich scheidet sich sichtlich der mittlere Hauptgipfel von der nördlichen Kuppe, Karem es Sejad, bekannter unter der christlichen Bezeichnung als Galiläa oder Viri Galiläi, wodurch man des Heilands Verkehr mit seinen galiläischen Jüngern, Erscheinungen des Auferstandenen, die nach der Auffahrt den galiläischen Männern erschienenen Engel in weissen Kleidern auf ihn übertrug, offenbar mit wenig Geschick. Weiter nördlich

von dieser Kuppe, hinter den Gräbern der Könige und denen der Richter, trifft das Auge auf den Scopus, der zum wahren «Luginsland» durch die dortigen Lagerungen von Cestius und Titus geworden, sowie auch schon Alexander, der grosse Macedonier, auf seinem Streifzuge nach Jerusalem von dieser Höhe die Stadt erschaute.

Das Thal Josaphat oder, wol von seinem Schattenreichthume so benannt, Kidronthal (Dunkelthal, Schwarzthal) hat seinen nordwestlichen Anfang schon hinter den Gräbern der Könige, und zieht sich von dort bis zum nordöstlichen Ausgange des Hinnom-Thals beim Hiobsbrunnen gegen drei Viertelstunden hin. Auf derselben Strecke haben wir den «Bach Kidron» zu suchen; aber als Bach kennt ihn nur die Geschichte. Es gibt wol noch jetzt von starken Regengüssen abgespülte Stellen, und das Bett des Giessbachs, zum Theil sogar zu Ackerfeld benutzt, ist auch noch kenntlich; zu keiner Jahreszeit jedoch fliesst ein Bach. Die beiden vorhandenen Kidronsbrücken, die obere bei Gethsemane, die untere beim Absaloms-Denkmale, kürzen jetzt nur den Weg über die Thalschlucht.

Wir nahmen bei diesem Ritte um die Mauern Gelegenheit das Material der letztern selbst genauer ins Auge zu fassen. Gerade zwischen dem Stephansthore, gegen anderthalbhundert Schritte von der Nordostecke, und dem goldenen Thore machen sich an den unteren Theilen der Mauer, die hier zugleich der Tempelarea und der Stadt angehört, kolossale Steine bemerklich, die ein ausserordentlich hohes Alter verrathen und gewiss über die Zeit Christi weit hinaufreichen. Der Grossfürst mochte diese Annahme nicht gern gelten lassen; das Wort des Herrn, das er im

Angesichte der Tempelgebäude an die Jünger gerichtet: Es wird hier kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde,[1] schien ihm damit zu streiten. Für mein Auge ist dieses prophetische Wort in der ergreifendsten Weise erfüllt worden, wenn auch diese Steine von der Zerstörung aller jener bewunderten Herrlichkeit und Pracht übrig geblieben sind. Sie sind übrig geblieben gleich einem verschont gebliebenen Schlachtboten des Alterthums, um noch den spätesten Geschlechtern Zeugniss davon zu geben, welch ungeheuere Werke menschlicher Kraft und Kunst vor dem Fluche des Herrn zerstoben sind. Es liegen unweit südlich vom Stephansthor Mauersteine von 10 bis 20 Fuss Länge; der grösste hat sogar über 22 Fuss Länge bei 5 Fuss Breite und fast 3 Fuss Höhe. Dasselbe wiederholt sich in noch stärkerem Masse an der Südostecke, bis zu welcher die Mauer, wegen der Ungleichheit des Bodens auf dem sie steht, von 44 Fuss (beim Stephansthore) bis zu 88 Fuss ansteigt. Dort sind nicht weniger als fünfzehn Lagen so riesenhafter Steine übrig; ihre Länge beträgt von 16 bis 23 Par. Fuss bei 3 und 4, ja sogar 6 Fuss Höhe.

Wir halten einen Augenblick beim goldenen Thore, das seinen Namen wahrscheinlich von dem Golde erhielt, womit es ehedem bekleidet sein mochte, vielleicht zur Erinnerung an das gleichfalls goldbekleidete frühere Tempelthor an derselben Stätte.[2] Denn dass das jetzt vorhandene

---

[1] Matth. 24, 2. Marc. 13, 2. (Luc. 19, 44.)

[2] Vergl. Joseph. de bell. Jud. 5, 5, 3. wo es von 9 Thoren heisst dass sie «von Gold und Silber ringsum bedeckt» gewesen.

über Hadrian's Aelia Capitolina hinaufreiche, ist sehr unwahrscheinlich, wie auch der an demselben befolgte römische Baustil beweist.[1] Trotz der Vermauerung, die bald nach den Kreuzzügen erfolgt sein mag, ist die Schönheit der Anlage noch sichtlich genug, namentlich an den äusseren Doppelbogen und an Säulenknäufen, deren Säulen nicht mehr vorhanden sind, sowie an den prächtigen Säulen im Innern, die uns später beim Besuche der Omarmoschee gezeigt wurden. Christliche Tradition lässt den Heiland am Palmsonntage durch dieses Thor seinen Einzug in die Stadt halten, wobei er allerdings nach den evangelischen Berichten[2] von Bethanien und dem Oelberge her ankam und sofort den Tempel betrat. Unter den fränkischen Königen bewegte sich daher auch zum Gedächtnisse dieses Einzugs die grosse Procession des Palmsonntags durch dasselbe Thor.[3] Dem Moslem sagt man nach, dass er das goldene Thor, von ihm «das ewige» und «das Gnadenthor» genannt, deshalb für immer unzugänglich gemacht habe, weil er vor einem feindlichen Einzuge durch dasselbe, namentlich am Freitage während der Gebetsversammlung in der Moschee, eine abergläubische Furcht hege.

---

[1] Die früheste Erwähnung dieses Thors möchte sich im lateinischen Evangelium des Pseudomatthäus (S. 59 in meiner Sammlung), sodann auch im Evangelium de nativitate Mariae (S. 108 a. a. O.) nachweisen lassen, wo die Begegnung des heimkehrenden Joachim mit der vom Engel gesegneten Anna ans goldene Thor verlegt wird. Das griechische Protevangelium aus dem 2. Jahrh. (S. 9. a. a. O.) lässt hingegen das Thor der Begegnung ohne nähere Bezeichnung.

[2] Matth. 21, 12. Marc. 11, 11. Luc. 19, 45.

[3] Vergl. Tobler, Golgatha 447.

Sehen wir vom goldenen Thore aus zu den christlichen Heiligthümern des Thales nieder, so haben wir zu unserer Linken im Norden die Grabkirche der Maria und Gethsemane. Uns gegenüber erhebt sich auf dem Oelbergsgipfel die Himmelfahrtskapelle. Zu unseren Füssen sehen wir einen mit ansehnlichen Grabsteinen und Grabdenkmälern ausgestatteten mohammedanischen Begräbnissplatz. Einen anderen viel ausgedehnteren, aber bescheidener mit flachen Steinen belegten treffen wir weiter unten am Abhange und am Fuss des Oelbergs, der südöstlichen Mauerecke gegenüber: das ist der grosse jüdische Friedhof. Sinnig haben sich dort die jüdischen Epigonen zwischen die uralten Todtenhäuser ihrer Altvordern hingebettet. Denn hinter und über diesem Friedhofe, etwa 200 Schritte südöstlich, liegen die sogenannten Prophetengräber, offenbar eine altjüdische Begräbnissstätte, im Herzen eines weichen hellgrauen Kalkfelsens in Kammern und Galerien, welche natürliche Pfeiler von einander trennen, kunstreich angelegt, vermehrt auch noch durch einen weniger regelrechten, doch gleichfalls in Gängen und Kammern labyrinthisch ausgeführten Gräberbau. Unmittelbar vor und bei dem Friedhofe aber zieren die Thalschlucht jene seit anderthalbtausend Jahren oft genannten und beschriebenen vier merkwürdigen Felsendenkmäler, von denen die zwei monolithisch erbauten am gewöhnlichsten nach Absalom und Zacharias benannt werden, während die beiden anderen, als Grabhöhlen in der Felswand angelegt, die Namen Josaphat's und Jacob's tragen. Doch nicht nur um dieser doppelten Nachbarschaft willen drängt die Judengemeinde gerade hier ihre Todten zu-

sammen; weit mehr noch geschieht's im Festhalten an jenen Worten des Propheten Joel (3, 7. 17.), wornach ins Thal Josaphat der Herr alle Völker zum Gericht versammeln wird. Wie in so vielen Stücken hat auch hierin der Moslem den jüdischen Glauben adoptirt, indem er auf einer Säule, die aus der Mauer zwischen dem goldenen Thore und der Südostecke, an der Grenze des oben genannten mohammedanischen Gottesackers, ziemlich hoch um 3 Fuss hervorragt, dereinst seinen Propheten als Richter aller Seelen sitzen lässt.

Die schon genannten mit alten biblischen Namen belegten Felsendenkmäler fesselten in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Grossfürsten; namentlich die beiden monolithisch angelegten, von denen das auf David's rebellischen Sohn gedeutete am eigenthümlichsten ist. Nach drei Seiten, der nördlichen östlichen und südlichen, wird es vom natürlichen Felsen begrenzt, der nach Osten und Süden nur acht bis neun Fuss vom Denkmal absteht. Aus diesem Felsen wurde der untere Theil des Denkmals selbst in der Form eines Würfels ausgehauen; er ist gleich dem Felsen zwanzig Fuss hoch und hat neunzehn Fuss ins Gevierte. An jeder Seite sind zwei Halbsäulen und zwei an Eckpfeiler sich anlehnende Viertelsäulen mit jonischen Kapitälern ausgeführt. Diese Säulen tragen einen mit Dreischlitzen (Triglyphen) Rosen und Tropfen verzierten Fries. Auf dem monolithischen Würfel ruht zunächst ein aus wenigen Werkstücken gebildeter quadratischer Aufsatz, etwa fünf Fuss hoch; auf diesem ruht wieder ein anderer cylinderförmiger von fast gleicher Höhe, oben mit einem nach Art des Turbans gewundenen Kranze geschmückt.

Ueber dem Cylinder endlich erhebt sich ein Kegel, der unten aus einer doppelten Mauerlage, dann aber aus einem einzigen gegen zehn Fuss hohen, fast glockenförmigen, ziemlich schmächtigen Steine besteht, dessen Spitze, mit einem Kranze umlegt, eine gleich einer Krone sich öffnende Blume trägt. Das ganze Denkmal, gegen 45 Fuss hoch, macht trotz mehrfacher Beschädigung und des an einigen Stellen hervorwuchernden Strauchwerks noch immer einen sehr guten Eindruck, den Eindruck, dass es das Andenken einer fürstlichen Person in würdiger Weise verherrlichte. Die ins Innere führenden Oeffnungen oder Löcher, deren jetzt drei vorhanden, führen nur zu Steinhaufen, dergleichen auch aussen liegen, in Folge der schon seit mehreren Jahrhunderten nachweisbaren Sitte, der Moslems besonders, dem Andenken des ungerathenen Sohnes durch einen Steinwurf auf oder ins Denkmal zu fluchen.

Wer nun aber die fürstliche Person gewesen, deren Gedächtniss dies Monument erhalten sollte, wird Niemand mehr darthun können. Dafür dass es wirklich «die Hand Absalom's» sei, jene «marmorne Denksäule», die sich derselbe «im Königsthale» «zwei Stadien von Jerusalem» unter diesem Namen errichtete,[1] lässt sich immerhin die entsprechende Lage und Entfernung von der Stadt[2] geltend machen; sowie der Umstand, dass dieses Denkmal Absalom's noch zu Josephus Zeiten (allem Anscheine nach) gestanden, anderer Denkmäler aber von ihm gar nicht ge-

---

[1] Siehe Joseph. Ant. Jud. VII. 10, 3. Die erste Nachricht davon steht schon 2. Sam. 18, 18.

[2] Der Oelberg liegt nach Josephus «5 Stadien» von Jerusalem.

dacht wird, wogegen schon 334 — kaum 250 Jahre nach Josephus — keine anderen Denkmäler als die unsrigen, und zwar als sehr alt, vorhanden waren. In der ausserordentlich schwankenden Tradition erscheint als erster Vertreter dieser Rückbeziehung der Jude Benjamin von Tudela nach der Mitte des 12. Jahrhunderts, während der Pilger von Bordeaux die zwei von ihm zuerst angeführten prächtigen Grabdenkmäler, von denen er das eine als einen wahren Monolithen bezeichnet, auf den Propheten Jesajas und den König Hiskias deutete. Diese Deutung vom Jahre 334, wobei die auf Jesajas wahrscheinlich unserem Absaloms-Denkmale zukommt, beweist wenigstens, dass man schon damals ein tausendjähriges Alter der Monumente annahm, obgleich die Kunstkenner die griechisch-römischen Elemente des Baustils nicht ganz in Einklang damit finden.[1]

Im Baustil ist mit dem Absaloms-Denkmale in der Hauptsache einig das südlichste der Gruppe, das nach Zacharias benannte. Anstatt des letzteren nennt der Pilger von Bordeaux den König Hiskias; vielleicht schon im 7. Jahrhundert (bei Gregor von Tours) trat Zacharias, «erschlagen zwischen Tempel und Altar» und bald als Baruch's bald als Jojada's Sohn aufgefasst,[2] die Erbschaft an; nichtsdestoweniger fehlt jeder sichere Anhalt für diese Bestimmung. Das Denkmal ist seinem ganzen Bestande nach Monolith und massiv. So hoch die dasselbe nach Norden

---

[1] Ausführlich handelt von diesem und den andern Denkmälern Tobler: Die Siloahquelle und der Oelberg, 266 fgg.

[2] Luc. 11, 51. Matth. 23, 35. 2. Chron. 24, 21 fg. Protevang. Jac. 23. 24. Joseph. d. bell. Jud. IV, 5, 4.

Osten und Süden umgebende Felswand ansteigt, ebenso hoch, d. h. 31 Fuss, ist es aus dem Felsen ausgehauen. Sein Unterbau ist dem beim Absaloms-Denkmale sehr ähnlich. Er hat die Gestalt des Würfels, misst nach jeder Seite 17 Fuss und ist 19 Fuss hoch. Alle vier Seiten sind durch Halbsäulen sowie durch Viertelsäulen und Eckpfeiler ausgezeichnet; die Kapitäler gehören der jonischen Ordnung an. Schmuckloser dagegen als bei jenem Denkmale ist das Gesimse, und über dem ganzen Unterbau erhebt sich statt des Kegels eine vierseitige 12 Fuss hohe Pyramide mit stumpfer Spitze.

An der nördlichen Felswand neben diesem Pyramiden-Denkmal befindet sich das dritte der Denkmäler, als Jacobsgrab oder Jacobshöhle benannt. An jener Felswand selbst, also an der südlichen Grenzwand der Jacobshöhle, führt eine Oeffnung in einen 24 Fuss langen nach Norden gerichteten Gang, und aus diesem Gange wird über drei Stufen eine geräumige viereckige Halle betreten, die sich nach Westen gegen zwanzig Fuss über der Felsbasis öffnet und durch zwei 7 Fuss hohe, mit dorischen Kapitälern versehene Rundsäulen nebst zwei Eckpfeilern ein stattliches Portal erhält. Aus dieser Halle gelangt man in drei nach Osten gelegene Kammern, von denen die mittlere auch noch eine nördliche und eine südliche Seitenkammer hat. Die in diesen Kammern vorhandenen Schiebgräber lassen keinen Zweifel über den ursprünglichen Zweck des Felsenbaues; ihrerseits lässt die Tradition vorzugsweise den Apostel Jacobus nach des Meisters Gefangennehmung daselbst eine Zufluchtsstätte finden.

Am nördlichsten endlich, aber gleich hinter dem Ab-

saloms-Denkmale, nämlich nahe bei der nordöstlichen Ecke der das letztere begrenzenden Felswand, liegt diejenige Felsenhöhle, die als Grabmal Josaphat's bezeichnet wird. Der Eingang, der einen dreieckigen alterthümlich verzierten Giebel über sich hat, ist des aufgehäuften Schuttes halber fast unzugänglich. Er führt zu einem unregelmässigen Bau von Felsenkammern, an deren Wänden noch Spuren alter Freskomalereien übrig sind. Die daselbst befindlichen Grabsteine und Todtengebeine gehen jedoch nicht aufs Alterthum zurück; vielmehr haben noch jetzt die Juden den Gebrauch, Todte hinein zu begraben. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich gemacht worden,[1] dass hier vor Alters eine christliche Kapelle bestanden, deren unter dem Namen der Jakobskapelle zur Zeit der Kreuzzüge ausdrücklich gedacht worden.[2] Freilich kann dies doch nur die sekundäre Benutzung einer älteren Anlage gewesen sein, welche ihr zu Gefallen eine Umgestaltung erfahren haben mag.

Bald nachdem wir die Gräber mit ihrer öden steinigen Umgebung verlassen hatten, begrüssten wir, indem wir der Kidronsschlucht entlang nach Süden gingen, die freundliche unterhalb des Dorfes Siluan gelegene Landschaft. Ziemlich beim Anfange des Dorfes, unterhalb der äussersten nördlichen Häuser, gegenüber dem westlich gelegenen alten, jetzt seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegebenen Мistthore, das die Grenze der für Stadt und Tempelarea gemeinsam dienenden Mauer bildet, befindet sich die Quelle Siloah, die seit langer Zeit am gewöhn-

[1] Siehe Tobler: Die Siloahquelle etc. S. 307 fg.
[2] Siehe Tobler a. a. O. S. 301 fgg.

lichsten Quelle der Jungfrau Maria genannt wird, weil diese nach alter Tradition die Windeln Jesu darin gewaschen.[1] Auf zwei steinernen, gegen die Mitte durch einen ebenen Platz getrennten Treppen von 18 und 14 Stufen steigt man zu der etwa 20 Fuss tief gelegenen Quelle, und einige Schritte durch einen kurzen im Kalkfelsen ausgehauenen Kanal führen zu ihrem eigentlichen Becken. Dass wir hier an der wahren altberühmten Siloahquelle standen, nahm auch der Grossfürst an; die nach Robinson's Vorgang namentlich von Tobler darüber geführten Untersuchungen schienen zu dieser Annahme vollkommen zu berechtigen. Seit Jesajas (8, 6) von dem «Wasser zu Siloah, das stille geht», geschrieben, ist es unendlich oft genannt und gefeiert worden. Hat es doch auch der Prophet von Mekka zu einer der Paradiesesquellen erklärt. Von der heissen Temperatur, die sich auf unserer Maiwanderung fühlbar machte, unterschied sich auffällig diejenige unten an der Quelle. Doch ging auch der Grossfürst bis zur letzteren selbst hinab, und kostete mit uns vom Siloahwasser, das sich als mässig frisch und angenehm weich bezeichnen liess.

Die grösste Merkwürdigkeit an dieser Quelle ist jedenfalls das neuerdings wiederholt beobachtete,[2] wenn auch nicht erklärte plötzliche Wachsen und Abnehmen ihres

---

[1] Tobler fand diese Tradition zuerst bei Sigoli vom Jahre 1384 verzeichnet. S. Die Siloahquelle etc. S. 5. Die späteren apokryphischen Kindheitsevangelien, so reich an dergleichen Erzählungen, melden noch nichts davon.

[2] S. besonders Robinson II, 156 fgg. und Tobler: Die Siloahquelle 43 fgg.

Wassers, das sogar geneigt gemacht, die im Evangelium des Johannes[1] vom Teiche Bethesda berichteten heilkräftigen Vorgänge davon herzuleiten.

Indem wir das Dorf Siluan, das mit seinen alten ehedem zu Gräbern benutzten Felsenhöhlen und steinernen plattabgedachten Häusern malerisch am Hügel hängt, fortwährend zur Linken hatten, gelangten wir nach einigen hundert Schritten auch zu dem Siloahteiche. Dieser wird zunächst aus einem Wasserbecken gespeist, das am Ausgange des Käsemacherthales und dem südlichen spitzen Ausläufer des Moriah unter dem gehöhlten Felsen liegt und durch einen 12 Fuss langen unterirdischen Kanal, über welchen der Weg wegführt, mit dem Teiche verbunden ist. Dieses vielbesuchte Wasserbecken ist lange Zeit für die Siloahquelle selbst gehalten worden; der Irrthum erhellt

[1] Beiläufig sei bemerkt, dass die gewöhnlich im 5. Kap. Vers 3 und 4 gelesenen Worte: «die warteten wenn sich das Wasser bewegete. Denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich und bewegete das Wasser. Welcher nun der erste» etc. den ältesten Dokumenten zufolge nicht von der Hand des Johannes geschrieben sind. Zu den schon früher gekannten Urkunden, die gegen ihren johanneischen Ursprung zeugen (darunter der Vatikanische und Cambridger Codex, der Pariser Palimpsest, syrische ägyptische lateinische Uebersetzungen, mit welchen letzteren Augustin stimmt) kommt nun auch die Sinaitische Handschrift, so dass meine seit 1841 unternommene Entfernung dieser Worte aus dem heiligen Texte völlig gerechtfertigt erscheint. Der jedenfalls sehr frühzeitige Interpolator mag damit eine Erklärung dessen, was der Kranke im 7. Verse aussagt, in volksthümlichem Sinne beigeschrieben haben; aber es ist von Wichtigkeit, dass nicht Johannes selbst und in seinem eigenen Namen eine solche Erklärung gegeben hat.

aber daraus, dass dasselbe den Endpunkt eines durch den Felsen gehauenen Kanals bildet, dessen Ausgangspunkt die vorher betrachtete Siloah- oder Marienquelle ist. Den merkwürdigen lange wenig beachteten Kanal haben Robinson und Tobler nicht ohne besondere Beschwerden durchgangen und durchkrochen; bei den vielen Windungen, die er hat, ergab sich für seine Ausdehnung 1750 Fuss englisch,[1] während die über der Erde gemessene Entfernung der Quelle vom Teiche zwischen 11 und 12,00 schwankte. Wir selbst fanden, wie es oft geschieht, nur wenig Wasser im Teiche; es schien vorzugsweise zur Bewässerung der nahen Gartenanlagen verwendet zu sein. Dennoch musste uns im Geiste jener Blindgeborene gegenwärtig sein, der auf des Heilands Geheiss in diesem Teiche die dunklen Augen wusch und sehend heimkehrte.[2] Dass dieses Wunder für immer eine vertrauensvolle Pietät der Christen gegen die Wasser von Siloah zur Folge gehabt, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Gleich hinter dem Teiche, also südlich von ihm, breiten sich die durch denselben getränkten lieblichen baum- und fruchtreichen Gärten aus, die als jüngste Nachfolger der an gleicher Stelle gelegenen Königsgärten betrachtet werden. Dabei steht auch, auf einer Terrasse und von Steinen gestützt, der grosse prächtige Maulbeerbaum, unter welchem nach der Sage der Prophet Jesajas den Märtyrertod erduldet.

---

[1] Doch hat Robinson die Richtigkeit seiner Messung vom Jahre 1838 in seinen «Neueren biblischen Forschungen» vom Jahre 1852 (Berlin 1857) S. 247 in Zweifel gezogen.

[2] Joh. 9, 7.

Schon seit dem 16. Jahrhundert[1] wird er bestimmt erwähnt und auch schon sehr alt genannt; viel weiter scheint jedoch sein Ruhm nicht hinaufzureichen, wenngleich bereits aus frühen christlichen Jahrhunderten die Sage auf uns gekommen, dass Jesajas unter einer Eiche bei der Quelle Rogel («unter der Eiche Rogel»), nachdem er zersägt worden, sein Grab gefunden habe.[2] Die hierbei genannte Quelle Rogel darf in dem gewöhnlich nach Nehemia oder Hiob (bei den Juden nach Joab) benannten Brunnen wieder erkannt werden. Dieser tiefe und sehr wasserreiche Brunnen, von älteren und neueren Baulichkeiten umgeben, befindet sich gleich hinter den Gärten, d. h. da wo sich das Kidronthal zwischen dem Berge des Aergernisses und dem Berge des bösen Raths fortzuwinden beginnt. Wie an den erstgenannten Berg die Erinnerung an jene von Salomo dem Moloch gebrachten Opfer sich anknüpft, so hat auf den letzteren, welcher der Zionshöhe mit dem Davidsgrabe südlich gerade gegenüber liegt, die Tradition das Haus des Kaiphas und damit die gegen den Heiland gefassten bösen Rathschläge verlegt. Sicherlich weit mehr Grund hat die Annahme, dass am nordöstlichen Abhange desselben Berges oder an der Südseite des unteren Hinnomthales jener von den

---

[1] Siehe Tobler II, 206.

[2] Siehe darüber in meinen Anecdotis sacris et profanis 1861 (1855) S. 113 fg. die aus (Pseud-) Epiphanius mitgetheilte Tradition, wobei auch eine Erklärung von «Siloam» gegeben wird. Dem im Sterben dürstenden Propheten sei nämlich auf sein Gebet durch göttliche Fügung Wasser daraus «gesandt» worden. Auch diese Erzählung von der Nähe Siloam's stimmt zu der traditionellen Lokalität; zugleich scheint aber Rogel nur als Eiche, nicht auch als Quelle aufgefasst zu werden.

30 Silberlingen angekaufte und zum Begräbniss der Fremdlinge bestimmte Töpfer- oder Blutacker liege. Ganz nahe dabei wird noch heutigen Tages Töpfererde gegraben. Das daselbst an einer Felswand angelegte und mit älteren Grabhöhlen im lebendigen Felsen verbundene grosse Todtenhaus hat, wenn nicht schon früher, wenigstens in den letztvergangenen Jahrhunderten manchem Pilger, der in dem irdischen Jerusalem den Weg zum himmlischen gefunden, zur Grabstätte gedient.[1] An demselben Bergesabhange unmittelbar vor Hakeldama, und von da weiter nach Westen, an den dem olivenreichen Thale Hinnom entlang aufragenden Felswänden, liegen aber auch noch viele zum Theil wol schon ins jüdische Alterthum hinaufreichende Felsengräber.

Als wir auf ein paar hundert Schritte dem Jaffathore nahe gekommen waren, führte uns der Weg bei einem völlig ausgetrockneten Teiche vorbei, der unter Benutzung der westlichen und östlichen Felswand des Thales und unter Beifügung eines steinernen Querdamms im Norden wie im Süden, in einer Ausdehnung von 230 Schritt bei 100 Schritt Breite angelegt worden ist. So schwer sich auch der älteste Name dafür bestimmen lässt, so bleibt doch seine Rückbeziehung aufs hohe Alterthum sehr wahrscheinlich. Jetzt heisst er Birket es Sultan, zu Ehren des Sultan Soliman Ibn Selim, welcher nach dem Zeugniss einer arabischen Inschrift in den Jahren 1520 bis 1526 zuletzt den Teich wieder herstellen liess. Im Jahre 1177 dagegen wurde er nach Germanus, einem um die Wasser-

[1] Ausführlich handelt davon Tobler II, 260 fgg.

versorgung Jerusalem's verdienten Franken, als Teich des Germanus benannt.[1]

Den 16. Mai.

Der anfänglich für diesen Tag beabsichtigte Besuch Bethlehem's wurde in Folge des Unwohlseins, das die Grossfürstin des Abends vorher befallen hatte, mit einem Ausfluge nach San Saba vertauscht. Wegen der zu treffenden neuen Anordnungen wurde dieser Ausflug erst Vormittags um 9 unternommen. Der dreistündige Ritt fiel dadurch in die volle Gluth des heissen Maitags, welche in der öden, grösstentheils nur durch nackte Berge, Gestein und Sand sich charakterisirenden Wüste ihre volle Gewalt auf uns äusserte. Die Karavane, von zahlreichen Kawassen des Pascha escortirt, nahm sich sehr stattlich aus. Auch der zehnjährige Prinz war bei uns auf seinem Rosse; er hat damit eine gute Probe seines Muthes und seiner ritterlichen Begabung abgelegt.

Trotz des vollen Wüstencharakters der Landschaft, durch welche unser Weg ging, nachdem wir hinter den Wassern von Siloah und Rogel die Grenzen des cultivirten Landstrichs erreicht hatten, bot sich doch bei dem öfteren Wechsel von Berg und Thal mancher das Auge labende Punkt dar; zweimal trafen wir auch auf schwarze Zeltdörfer von Beduinen, bei deren einem uns ein Trunk erquickender Milch zutheil wurde; vor allem aber hatte die wild zerrissene grauröthliche tiefe Kidronsschlucht, deren südliche steile Felsenhöhen, eine Strecke lang durch eine Mauer geschützt,

---

[1] Siehe Ausführliches darüber bei Tobler II, 69 fgg.

unsere Pferde mühsam erklommen, mit all ihrer Schauerlichkeit einen ganz eigenthümlichen Reiz. Aus einer niederen Höhle an den nördlichen Klippen wandelte vor unseren Blicken eine Schakalsfamilie hervor, und unweit davon sahen wir noch andere ähnliche Thiere von schwarzer Farbe: dies gehörte zum Colorit der Gegend. Löwen und Bären freilich, mit denen seiner Zeit David der Hirtenknabe in den Schluchten dieser Wüste siegreich verkehrte,[1] möchten sich jetzt umsonst dort suchen lassen.

Mitten unter den Eindrücken abschreckender Wildniss erklang plötzlich Glockengeläute; es war von einer tiefergreifenden Wirkung. Bevor wir noch eines Thurms, einer Mauer vom Kloster ansichtig wurden, rief es uns durch die Stille der Wüste sein feierliches Willkommen mit hellen reinen Glockentönen entgegen. Nach wenig Minuten jedoch hatten wir den merkwürdigen Klosterbau selbst vor Augen, der wie ein kolossales Felsennest unmittelbar neben und über dem jähen Abgrunde angelegt worden, und sich mit seinen festen Mauern, an den beiden höchsten Ecken von aufragenden Wartthürmen gekrönt, in vielfachen Abstufungen den Berg hinunterzieht.

Der ehrwürdige Patriarch von Jerusalem war mit seinen beiden Vicaren und mit dem russischen Bischofe von Melitopolis dem Grossfürsten vorausgeeilt; er kam ihm nun mit weihevollem Segensspruche entgegengezogen und geleitete ihn, die breiten steinernen Stufen hinab, durch das selten geöffnete Hauptportal hinein in dies alte grossartige und durch seine Erinnerungen ehr-

---

[1] Siehe 1. Sam. 17, 34 fgg. Sirach 47, 3.

würdige Asil heiliger Andacht, geistlicher Beschauung, beharrlicher Studien. Wir betraten sogleich die Hauptkirche des Klosters, die bei aller Einfachheit doch einen reichen Schmuck an Bildern in griechischem und griechisch-russischem Geschmacke besitzt. Für den grossfürstlichen Besuch waren die im Besitze des Klosters befindlichen Reliquien ausgestellt, namentlich mehrere Märtyrer-Schädel, denen sogar wunderthätige Kräfte zugeschrieben werden.

Als sich der Grossfürst in die wohnlichen Räume des Felsenklosters zurückgezogen, deren Nettigkeit überraschte, nahm er einen geeigneten Augenblick wahr, um mich dem Patriarchen vorzustellen und ihm die mir von Sr. Kaiserl. Majestät übertragene wissenschaftliche Mission zu empfehlen. Aufs Wohlwollendste theilte er ihm dabei den Sinaitischen Fund mit. Der Patriarch entgegnete uns darauf mit der Mittheilung von einer anderen angeblich noch kostbareren uralten Handschrift der Evangelien zu Ladakia, an die sich selbst der Name des Barnabas knüpfte, insofern sie in dessen Grabe aufgefunden sein sollte. Für ihre Erwerbung sollten englische Reisende Tausende von Pfunden geboten haben. Obschon ich keine genauere Kenntniss von dem ausserordentlichen Schatze hatte, so konnte ich doch nicht umhin meine Ungläubigkeit bemerklich zu machen und die Vermuthung zu äussern, dass hierbei ein Mangel an Sachkenntniss, die in Betreff alter griechischer Handschriften so selten sei, obgewaltet haben möchte.

Beim festlichen Diner, das bald folgte, gab ich dem Patriarchen Nachricht von drei auf seine Veranlassung und seine Kosten in Leipzig studirenden jungen talentvollen Diakonen. Auf die Frage des Grossfürsten, wie es komme

dass der Patriarch solche Leipziger Studien junger griechischer Geistlichen veranlasse, entgegnete er dass er es dabei vorzugsweise auf ihre philosophische Ausbildung abgesehen habe.

Es schien dem Grossfürsten ein besonderes Vergnügen zu gewähren, wenn es mir noch während seiner Anwesenheit im Kloster gelänge unter den alten Manuscripten desselben einen guten Fund zu thun. Trotz der ungünstigen Stunde, es war unmittelbar nach Tische und eine hohe Temperatur, ging ich sogleich an die Lösung dieser Aufgabe, indem ich, vom russischen Bischof begleitet, in der Hauptkirche auf einer Leiter zu einem kleinen Seitengemache hinaufstieg, wo ich schon bei meinem ersten Besuche 1844 eine Anzahl griechischer Handschriften, freilich untermengt mit allerlei Drucksachen, aufgespeichert gesehen hatte. Nach halbstündiger Durchsicht hatte ich drei palimpsestische Handschriften gefunden, die ich mit meinem Begleiter dem Grossfürsten zu seiner grossen Freude aufs Zimmer trug. Der Grossfürst hatte palimpsestische Fragmente bereits gesehen, doch nahm er sammt seinem Gefolge mit Interesse die Erläuterungen auf, die ich an die Vorlage der drei Handschriften knüpfte.[1] Am interessantesten darunter war diejenige, die zwei Jahre früher auch der

[1] Als ich ein Halbjahr später die Ehre hatte Ihren Kaiserl. Majestäten die merkwürdigsten Manuscripte meiner in Allerhöchstihrem Auftrage im Orient unternommenen Sammlung zu Tzarsko-Selo vorzulegen, interessirte sich Kaiser Alexander so lebhaft für die 12 Palimpsesten darunter, dass er jeden einzeln zur Hand nahm und den theilweise sehr verblichenen Schriftzügen mit eigenen Augen nachforschte.

gelehrte Oxforder Bibliothekar Coxe bemerkt und in seinem «Report to Her Majesty's Government» mit einigen Worten erläutert hatte.[1] Auf meinen Wunsch wurde sie mir zu genauerer Untersuchung mit nach Jerusalem gegeben.[2]

Später wurden die mannigfachen Räumlichkeiten des Klosters in Augenschein genommen. Das Centrum des langgestreckten Gebäudes bildet eine geräumige mit breiten Steinen belegte Plattform, die sich mehrere hundert Fuss unter den hochgelegenen Wartthürmen befindet. In ihrer Mitte steht eine achteckige Kapelle mit einer Kuppel; es ist die Grabkapelle des heiligen Saba, die jedoch seine Gebeine selbst nicht mehr enthält. Trotz dieses Mangels besitzt das Kloster an seinem Stifter ein herrliches Vorbild charaktervoller Frömmigkeit, zu deren öffentlicher

---

[1] Siehe darüber meine Anecdota sacra et profana. 1861. S. 224.

[2] Das Resultat dieser Untersuchung steht in meinen Anecdotis sacr. et prof. 1861. S. 222 fgg. Die von Coxe angedeuteten 3 oder 4 Schriftstücke haben sich dadurch auf 9 vermehrt. Auf einer Anzahl Blätter liegt eine dreifache Schrift vor: im 8. Jahrhundert war zuerst eine Unzialschrift aufs Pergament gesetzt worden; nach ihrer Vertilgung im 10. Jahrhundert folgte darauf eine Minuskelschrift; nachdem auch diese im 12. Jahrhundert wiederabgewaschen worden, trat an ihre Stelle die noch jetzt vollständig vorhandene. Auch Fragmente aus den Dramen des Euripides sind darunter, sie umfassen 15 Blätter in einer Minuskelschrift des 10. Jahrhunderts. Der sonstige Inhalt ist patristisch, auf einigen Blättern philosophisch. Die über alle vertilgten 8 älteren Schriften, in denen Bestandtheile 6 verschiedener Handschriften übrig sind, zuletzt geschriebene enthält einen Commentar zu den Propheten, wovon nur eine Lage von 8 Blättern (der 3. Quaternio) zu fehlen scheint.

Bethätigung die dogmatischen den byzantinischen Kaiserstaat selbst so nahe berührenden Verwirrungen zu Anfang des 6. Jahrhunderts dem unerschrockenen Eiferer vortreffliche Gelegenheit boten. Durch ihn wurde das Kloster zum Sitze der kirchlichen Orthodoxie, die sich damals zunächst im Festhalten an der doppelten Natur Christi ausprägte; auch des Kaisers Justinian freigebige Gunst gegen dasselbe hing eng hiermit zusammen.

Unter der Plattform sind Begräbnisshöhlen für Klosterbrüder angelegt.

In einem Kirchlein neben der S. Saba-Kapelle liegen hinter eisernem Gitter Schädel von Märtyrern dieser Gegend aufgehäuft. Bekanntlich hat keine andere Wüste die Einsiedler-Begeisterung während der frühesten christlichen Jahrhunderte in höherer Blüthe gesehen; aber auch keine andere sah öfter blutige Scenen über die Schaar ihrer Frommen hereinbrechen. Und dies gilt nicht nur von den Einsiedlern im strengeren Sinne des Worts, sondern auch von den Mönchen die ihnen gefolgt, nur dass sie die Höhlen der Felsenschlucht mit den schützenden Mauern des Klosters vertauschten. Denn trotz des festungsartigen Baues, den San Saba vorzugsweise dem Kaiser Justinian verdankte, war es keineswegs allen feindlichen Angriffen gewachsen. Die beiden heftigsten Stürme, die viele seiner Bewohner in ihrem Blute begrub, fallen ins Jahr 614, als die Perser unter Chosroes verheerend in Palästina eingefallen waren, und ins Jahr 812, als unter den zwieträchtigen Söhnen Harun er Raschid's der arabische Fanatismus so zahlreiche Opfer im heiligen Lande suchte.

Noch manche andere Erinnerung ist im Kloster an

frühere Märtyrer und heilige Männer erhalten. Unter den letzteren ist vor allen Johannes von Damaskus auszuzeichnen, der sich, nachdem er unter dem Namen Al Mansur in des Khalifen hohem Dienste gestanden, seit 730 in eine Zelle dieses Klosters zurückgezogen, wo er unter andern gelehrten Arbeiten seine berühmte und noch immer vielgenützte Schrift über den rechten Glauben verfasste. Seine Zelle wird noch jetzt gezeigt, und auch seine Gebeine bewahrt das Kloster. Hätte es zugleich die Bibliothek des gelehrten Heiligen oder auch nur ein einziges Buch daraus, nämlich seine Handschrift von des Irenäus grossem Werke gegen die Häresien, zu bewahren gewusst, so würde es damit der christlichen Wissenschaft eine der kostbarsten Reliquien gerettet haben. Der Geschmack der Zeit hat sich freilich seitdem bis zur Unkenntlichkeit geändert.

Auf einigen Terrassen sind hübsche Gärtchen angelegt, für die das Erdreich erst aus der Ferne geholt werden musste. Eins derselben prangt sogar mit einer immergrünen Palme. Welch liebliche Erscheinung inmitten der Felsenwildniss. Um die letztere wenigstens als Augenlust ganz zu geniessen, müssen wir einen der Thürme besteigen, von dem der Blick weithin die schauerliche Einöde, diesen Vorhof des todten Meeres beherrscht, ganz dazu angethan, düsterer welt- und menschenfeindlicher Schwärmerei eine heimische Stätte zu bieten.

Unser Rückweg machte es wünschenswerth dass die Sonne ihre Strahlen milderte, doch durfte er auch nicht ins Dunkel der Nacht fallen. Gegen 5 schieden wir vom Kloster; um 8 war bei schwachem Mondlicht die heilige Stadt wieder erreicht.

Den 17. Mai.

Während der Frühstunden besuchte der Grossfürst zwei Klöster, denen vor allen anderen Empfängern, wie z. B. den Wächtern des Haram es Scherif, denen vom Davidsgrabe und von der Citadelle, das nach seinem Abschiede von Jerusalem durch das russische Consulat sehr reichlich gespendete Geschenk willkommen sein musste, das der Kopten und das der Abyssinier. Das erstere, unansehnlich und ärmlich, geweiht dem heiligen Georg, der in der ganzen koptischen Kirche in hohem Ansehen steht, besitzt eine traurige Merkwürdigkeit an einer für Wahnsinnige bestimmten Zelle, wo Kette und Halseisen den Unglücklichen erwartet.[1] Das abyssinische Kloster, in einzelnen Zellen oder Häuschen um einen offenen Hofraum angelegt, grenzt an den nordöstlichen Theil der Kirche des heiligen Grabes oder ans Katholikon und die Helenakapelle. Sowol Mönche als auch einige Nonnen, die letzteren als Hausverwalterinnen, halten sich dort auf. Diese dunkelfarbige Brüder- und Schwesterschaft bildet mit der augenscheinlichen Nothdürftigkeit ihres Klosters und Klosterlebens den stärksten Gegensatz zu den griechischen, armenischen und lateinischen Klöstern.

---

[1] In ähnlicher Weise werden Verrückte zuweilen auch bei den Mohammedanern behandelt. So begegnete mir eines Tages zwischen Kairo und Bulak ein solcher, dem schrecklicher Weise die Kette über den Mund ging. Man motivirte diese Behandlung dadurch, dass er in seinem Wahnsinne dem Propheten geflucht habe und vor ähnlichen Ausbrüchen sichergestellt werden musste.

Nachmittags beschenkte der Grossfürst den Metropoliten von Petra und den Erzbischof von Lydda, beide Vicare des Patriarchen, mit kostbaren Brustkreuzen oder sogenannten Panhagien. Auch überreichte derselbe Surreya Pascha den kaiserlichen Stanislausorden 1. Klasse.

Um 5 fand unter dem persönlichen Geleite des Pascha der Besuch des Haram es Scherif statt, welcher bei der noch immer obwaltenden fanatischen Abschliessung dieses nach den Gotteshäusern zu Mekka und Medina grössten moslemitischen Heiligthums ein Ereigniss für Jerusalem bildete. Tags zuvor hatte mir Dr. Busch aus Leipzig den Wunsch ausgesprochen, beim Grossfürsten die Erlaubniss dazu auszuwirken, dass er sich dem Gefolge anschliesse. Der Grossfürst gab nicht nur diese Erlaubniss bereitwilligst, sondern wünschte auch dass wer sich sonst noch anschliessen wolle, unbehelligt bleibe: eine Liberalität die um so anerkennenswerther war, da bei früheren fürstlichen Besuchen des Haram eine ängstliche Beschränkung solchen Geleits beobachtet worden war. In der That wurde auch ein sehr ausgedehnter Gebrauch davon gemacht; es mochten mehrere Hunderte sein, sowol christliche Pilger als einheimische Christen, die im Gefolge des grossfürstlichen Paares ihren Fuss in die geheimnissvollen Räume setzten. Allerdings erwuchs daraus auf engen Stellen des Wegs und beim Eintritt in die Omarmoschee der lästigste Zudrang, der mit dem Bewusstsein des Genusses einer verbotenen Frucht oder auch mit der Besorgniss zusammenhängen mochte, dass mohammedanische Wächter im entscheidenden Augenblick doch noch Abwehr üben könnten. Das Letztere lag wenigstens ganz ausser den Intentionen

der höchsten Behörde; ich sah wiederholt wie der Pascha persönlich jede Unziemlichkeit der soldatischen Wächter, dergleichen schon die einfache Wahrung des allgemeinen Anstands herbeiführen musste, angelegentlichst beseitigte. Ich selbst hatte mich dem schützenden Arme des russischen Bischofs anvertraut, der nicht nur durch sein priesterliches mit Brustkreuzen geschmücktes Gewand, sondern auch durch seine zwei in voller Uniform voranschreitenden Kawasse Respekt einflösste. Nichtsdestoweniger waren wir einmal dergestalt in den Knäuel verwickelt worden, dass wenigstens für die Heilerhaltung des Schmuckes meines Begleiters zu fürchten war.

Als wir aus einem dunklen Gange an der Nordwestecke des Haram, durch welchen ungeschickter Weise der festliche Zug geleitet worden, ins Freie traten, so befanden wir uns plötzlich leibhaftig auf der Tempelarea. Dieser Platz, ein längliches Viereck, mit einer merklichen Senkung nach Südost, dehnt sich von Norden nach Süden über 1500 Fuss aus, auf der westlichen Seite fast noch 100 Fuss mehr als auf der östlichen; wogegen die Breitseite von Westen nach Osten ungefähr 1000 Fuss beträgt, wobei wiederum die nördliche gegen hundert Fuss mehr als die südliche zählt.[1] Im Norden und Westen bilden die Grenzen des Platzes verschiedene arabische Baulichkeiten, steil ansteigend, doch von ungleicher Höhe; sie enthalten die

---

[1] Barclay's Messung ergab $1523\frac{1}{2}$ im Osten, 1600 im Westen; 1038 im Norden, 916 im Süden. Catherwood hatte 1833 gefunden: 1520 im Osten, 1617 im Westen, 1020 im Norden, 932 im Süden. Siehe noch anderweitige Messungen zusammengestellt bei Barclay S. 485.

Wohnung des Pascha, Behausungen für Derwische und Beamtete der Moschee, Schulen und Pilgerherbergen; im Nordwestwinkel tritt jedoch jener natürliche Fels, 25 Fuss hoch, als Mauer ein, der einst einen Theil der vorzugsweise zum Schutze des Tempels angelegten Burg Antonia getragen. Im ganzen Osten dagegen und auch zum grössern Theile nach Süden bildet die gerade dort mit den uralten Werkstücken noch ausgestattete Stadtmauer zugleich die Mauer des Haram, die hier von innen gesehen weit weniger Höhe verräth als auf der äussern Bergseite.

Zugänge hat der grosse Platz von Norden, Westen und Süden; die meisten, nämlich acht, von der Westseite. Die zwei an der Ostmauer noch bemerklichen, von denen eins das berühmte goldene Thor ist, sind längst durch Vermauerung ausser Gebrauch gesetzt.

Auf der Area erhebt sich eine mit bläulichen Marmorplatten belegte Plattform, und auf der Plattform, ziemlich auf ihrer nordwestlichen Hälfte, die Felsenkuppel-Moschee; im Süden steht ihr gegenüber die andere Moschee, genannt el Aksa. Der ziemlich unebene Raum rings um die marmorne Plattform ist reichlich wenn auch keineswegs üppig bewachsen; aus Schutt und Gras blühen besonders viele rothe Mohnblumen heraus; Cactusbüschel, Oliven und Cypressen stehen zerstreut; die letztern, alt und hoch, zieren besonders die Umgebung der Aksa-Moschee. Dazu kommen mehrere überbaute Brunnen, eine Kapelle und zahlreiche Grabdenkmäler, unter denen das der Fatime, der Tochter des Propheten, sich auszeichnet.

Aus dem weiteren Bereiche des Haram, der trotz seiner Heiligkeit Kindern aus den benachbarten Schulen

häufig als Spielplatz dient, steigen wir nun auf die Plattform, die von Norden nach Süden 550 Fuss misst, von Westen nach Osten 450. Acht breite steinerne Treppen, deren Stufenzahl beträchtlich schwankt, führen ringsum zu ihr hinauf. Diese Treppen sind oben durch freistehende auf Pfeilern ruhende ziemlich abgerundete Spitzbogen verziert, eine Art Eingangshallen. Schon beim Ersteigen des geweihten Platzes verlangt die Moscheen-Etikette, dass der fränkische Stiefel oder Schuh entweder entfernt oder mit türkischen Lederschuhen überkleidet werde. Auch das grossfürstliche Paar liess sich die letzteren anlegen; ebenso genügte der Sitte in der einen oder andern Form die Schaar der Begleiter; doch blieben diejenigen, die sich nicht dazu bequemten, ohne Behelligung.

Die Moschee selbst ist ein prächtiger und trotz einzelner Spuren des Alters bewunderungswürdiger Bau. Er setzt sich aus zwei Stockwerken oder Theilen, einem Unterbau und einem Oberbau zusammen. Der erstere bildet ein vollkommenes Achteck, in einem Umfange von 536 Fuss englisch, wornach jede der acht Seiten 67 Fuss erhält. Den unteren Theil der Wände bilden hellfarbige Marmorplatten; über ihnen sind hohe in Spitzbogen auslaufende Fenster aus buntfarbigem Glase ausgeführt; die Wandpfeiler dazwischen mit schwarzblauen und grünen, auch rothen und weissen Fayence-Ziegeln belegt. Jede Achtseite hat sieben oder, da für jedes Thor eins ausfällt, sechs solcher Fenster, der ganze Unterbau also zweiundfünfzig. Koransprüche, in grosser schöner Goldschrift über den Fenstern verfasst, laufen ringsum; sie verzieren den Fries der acht Wände. Dieser Fries, zugleich Brustwehr,

überragt um einige Fuss das Bleidach des Achtecks, das von den äussersten Kanten gegen die Mitte allmählig ansteigt. Hier erhebt sich der Oberbau der Moschee, eine auf cylinderförmiger Unterlage ruhende graziöse mit schwarzen Bleiplatten gedeckte Kuppel, über welcher auf einer façonnirten Stange ein goldener durch die Endstreifen der Hörner sich schliessender Halbmond weithin funkelt. Die Höhe der ganzen Moschee wird über hundert Fuss geschätzt, wovon beinahe die Hälfte auf den Unterbau kommt; der Durchmesser der Kuppel beträgt ungefähr 40 Fuss. Besonderen Glanz gewinnt das Aeussere der Moschee, wenn die Sonnenstrahlen auf ihre Wände fallen und von den glasirten Ziegeln in buntem flimmernden Widerscheine zurückgegeben werden.

Nach dieser Schau des Aussenwerks betreten wir den mit Teppichen belegten Marmorboden des Innern. Nur ist vorher noch anzumerken, dass die Moschee vier nach den vier Himmelsgegenden gerichtete Thore hat, die sich durch geschmackvolle auf Marmor- und Porphyrsäulen ruhende Vorhallen auszeichnen. Das von uns benutzte östliche Thor wird nach David benannt; das im Norden mit besonderer Ehrfurcht behandelte heisst das Himmelsthor. Die Moschee macht in der That den Eindruck eines Gotteshauses; das ausschliesslich durch die bunten Fenster gebotene aber magisch gedämpfte Licht erinnerte mich an das ähnliche Halbdunkel im herrlichen gothischen Münster zu Freiburg. Um den runden mittleren Raum laufen zwei Säulengänge, ein äusserer und ein innerer. Den ersteren begrenzen nach aussen die weissen Marmorwände, nach der Innenseite sechzehn schmucke farbige Marmorsäulen

mit korinthischen Kapitälern und acht den Wandecken gegenüber stehende Pfeiler. Ueber dem leichten zierlichen Gebälk, das sie tragen, sind überraschender Weise unmerklich zugespitzte Rundbogen ausgeführt, den Räumlichkeiten zwischen den einzelnen Säulen und Pfeilern entsprechend. Den inneren Gang begrenzen nach dem Mittelpunkte zwölf ähnliche korinthische und zwar antike Säulen nebst vier Pfeilern, deren je einer zwischen drei Säulen steht. Darüber wölben sich rothgestreifte Rundbogen, unmerklich spitz wie jene ersteren in der Wandung. Die Decke über dem etwa zehn Schritt breiten Raume zwischen der äusseren und der inneren Säulenreihe ist eben, aber in viele verschiedenartig geformte Felder mit reicher Goldverzierung abgetheilt; auch hangen von oben Leuchter und bunte Laternen herab. Ueber der inneren kreisförmigen Säulenreihe und ihren Rundbogen erhebt sich der Dom, der aus Holzwerk besteht. Er prangt auf grünem Grunde mit einem Reichthum an übergoldeten Zierathen aus arabischer Stuccaturarbeit, sowie auch Koransprüche in grossen goldenen Lettern innen um die Kuppel laufen.

Unter dieser Kuppel nun ruht der Hauptschatz der Moschee, wovon sie selber den Namen führt, der heilige Felsen. Aus den beiden Säulencorridoren treten wir vor ein übergoldetes Eisengitter. Innerhalb dieses Gitters ragt der natürliche Fels empor, etwa 5 Fuss über den Marmorfussboden, was eine Erhöhung von 10—15 Fuss über dem Grundfelsenboden der Moschee ergibt. Die Länge des aufragenden Blockes von hellgrauem Kalkstein mag 30 bis 40 Fuss betragen; seine Breite ist um einige Fuss

geringer.[1] Seine ganze Form ist ziemlich unregelmässig; der Obertheil macht mehr den Eindruck eines roh zugehauenen kolossalen Werkstücks als dass er eine ebene Fläche darböte. Gewöhnlich ist er von schwerem Seidenstoff, karmoisinroth und grünschillernd, überhangen; bei unserem Besuche war diese Decke der besseren Schaustellung wegen zur Hälfte beseitigt.

Aber mit dem zu Tage tretenden Felsstücke ist das Heiligthum noch nicht erschöpft. Unter ihm nämlich befindet sich «die edle Höhle der Moslems», zu der an der südöstlichen Seite mehrere steinerne Stufen hinabführen. Diese Höhle, unregelmässig viereckig, nach jeder Seite 15 bis 20 Fuss lang, 7 bis 8 Fuss hoch, wird nach aussen durch Wände begrenzt, die theilweise nicht aus dem harten Felsen, sondern aus Mauerwerk bestehen, weshalb der Moslem seiner Ueberlieferung gemäss noch immer behauptet dass der Felsblock selber ohne seine künstlichen Stützen in der Luft schwebe. An den Wänden befinden sich mehrere hohen Namen geweihte Gebetsnischen; zwei darunter, durch kleine Marmorplatten bemerklich gemacht, werden nach David und Salomo benannt. Eine runde Oeffnung in der Mitte der Felsendecke, von 3 Fuss Durchmesser, reicht bis in den Dom hinein. Endlich treffen wir inmitten der Höhle eine dem Felsboden eingefügte Platte von buntem Marmor, die, wird sie mit einem Stabe berührt, durch ihren dumpfen Klang beweist dass unter ihr ein anderweiter hohler Raum befindlich ist. Dieser tief unterirdische

---

[1] Barclay's Schätzung (S. 497) von 60 Fuss Länge und 55 Fuss Breite ist jedenfalls zu hoch gegriffen.

Raum heisst bei den Moslems Bir aruah, Seelenbrunnen; er soll den Zugang zur Unterwelt bilden und den Verkehr mit abgeschiedenen Seelen vermitteln.

Nachdem wir ein Bild von dem grossen moslemitischen Heiligthume gewonnen, so übrigt die Frage, ob wir es hier mit einem neueren Produkte der Kunst oder mit einer Reliquie der Vorzeit zu thun haben. Ohne allen Zweifel liegt uns damit eine uralte Reliquie vor, ja vielleicht der merkwürdigste und heiligste Stein der Welt, der nicht nur durch überschwängliche Sagen des Orients verherrlicht worden, sondern auch eine inhaltsschwere Geschichte besitzt. Es lässt sich nämlich kaum verkennen, dass dieser Stein vor drei Jahrtausenden jene Tenne Arafna's (Arnan's, Orna's) des Jebusiters gebildet, welche, nachdem sie der Strafengel des Herrn betreten, von David zur Errichtung eines Brandopferaltars erkauft[1] und von Salomo, nach seines Vaters Vorgange, zum Ausgangs- oder Mittelpunkte für den Tempelbau gemacht worden ist.[2] Dass sich eine noch frühere heilige Erinnerung an ihn knüpfe, spricht wenigstens der jüdische Geschichtsschreiber Josephus aus, wornach Abraham an derselben Stätte die Opferung seines Sohnes Isaak unternommen.[3] Diese auf den ersten Anschein nur in alt-

---

[1] S. 2. Sam. 24, 16 fgg., 1. Chron. 22, 15 fgg.

[2] S. 2. Chron. 3, 1. «Und Salomo fing an zu bauen das Haus des Herrn zu Jerusalem, auf dem Berge Morija, der David seinem Vater gezeiget war; welchen David zubereitet hatte zum Raum auf dem Platz Arnan's des Jebusiters.»

[3] S. Joseph. Antt. 7, 13, 4.

jüdischer Sage wurzelnde Angabe wird dadurch auf geschichtlichen Boden versetzt, dass uns die Schrift[1] in der That den Berg Moriah als Schauplatz jener Opferungsscene nennt, so dass sogar durch dies Ereigniss der genannte Berg die erste Weihe zum einstigen Tempelberge erhalten zu haben scheint.

In Betreff der Tenne Arafna's hat man in neuester Zeit durch die Wiedererkennung derselben[2] nur dasjenige erneuert, was die Kreuzzugspilger, wie Balduin's Kaplan Fulcher, in ihren Schriften aufgezeichnet.[3] Die letzteren hatten ihrerseits die allem Anscheine nach fortwährend streng festgehaltene jüdische Ueberlieferung zum Führer. Denn wenn der Pilger von Bordeaux 334 des durchlöcherten oder durchbohrten Steins nicht weit von Hadrian's auf dem Tempelplatze errichteten Statuen gedenkt, zu welchem die Juden alljährlich wallfahrteten um ihn zu salben unter Jammergeschrei und dem Zerreissen ihrer Kleider,[4] so hat er damit offenbar denselben Stein bezeichnet, der den von der heimischen Erde so schmerzlich verbannten Juden als heiliges Merkzeichen ihres Tempels galt, und bei welchem ihnen, doch wahrscheinlich erst seit Constan-

---

[1] 1. Mos. 22, 2 fgg.

[2] Besonders entschieden und ausführlich sprach sich Rosen a. a. O. S. 617 fgg. darüber aus.

[3] Siehe mehrere Stellen bei Tobler I, 541.

[4] Die Stelle heisst: Est et non longe de statuis lapis pertusus, ad quem veniunt Judaei singulis annis et unguent eum et lamentant se cum gemitu et vestimenta sua scindunt et sic recedunt.

tin's Regiment, für Geld gestattet war des Tempels Zerstörung zu betrauern und zu beweinen.[1]

Zweifelhaft bleibt nur, ob gerade das Allerheiligste selbst von Salomo auf der ehemaligen Tenne errichtet gewesen, wofür allerdings Wahrscheinlichkeit vorhanden.[2] Die frühzeitige Anlegung der Höhlen darunter, wahrscheinlich durch den ursprünglichen Cisternenbau veranlasst, erhält ein überraschendes Licht durch die Nachricht des Josephus,[3] dass nach dem Falle Jerusalem's der tyrannische Simon, nachdem er umsonst durch unterirdische Gänge zu entfliehen gesucht hatte, weiss und purpurn gekleidet plötzlich an der Tempelstelle aus der Erde hervorgekommen sei: wenn anders bei der Tempelstelle (mit Rosen a. a. O. S. 618) an den Hochplatz des eigentlichen Heiligthums gedacht werden muss. Zu Constantin's Zeiten wurde dem Steine von Seiten der Christen, für welche die Zerstörung des jüdischen Tempels gemäss der Weissagung

---

[1] Vergl. besonders Hieron. in Zephan. I, 15. Bei Robinson I, 394. Uebrigens musste das interessante Privilegium, nachdem der Stein als neues Centralheiligthum in die Moschee verbaut worden war, auf andere Oertlichkeiten verlegt werden. Und zwar ist schon seit geraumer Zeit der heutige jüdische Klageplatz an der Westmauer der Tempelarea, zweihundert Schritte von der Südwestecke und kaum doppelt soviel von der Felsenkuppel-Moschee, in Gebrauch gekommen. Auf diesem Platze, uralte kolossale Mauersteine vor Augen, schütten noch jetzt jeden Freitag und auch an anderen Tagen die Juden Jerusalem's in wehmüthigen ergreifenden Klagepsalmen ihr Herz aus vor dem Gott ihrer Väter.

[2] Siehe Rosen a. a. O. S. 619. Note.

[3] Joseph. de bell. Jud. 7, 2, 2.

des Herrn eine so hohe Genugthuung bot, gewiss keine Auszeichnung zutheil. Dagegen scheint ihn bereits Omar (seit 636) in seinen grossen im Viereck ausgeführten Moscheenbau aufgenommen zu haben, und aus diesem ging er in den beschränkteren aber ungleich schöneren Bau des Khalifen Abd el Melik (von 686 bis 693) über, in jenen Bau, welcher noch heute Gegenstand unserer Bewunderung ist.

An diese historischen Erörterungen sei nur noch die Bemerkung geknüpft, dass die gegenwärtige Gestalt des Felsens die ehemalige Tenne mit hoher schiefer Felsenfläche und einer Cisterne darunter noch recht wol wiedererkennen lässt, wenn auch dabei mehrfachen Veränderungen Rechnung zu tragen ist, die sich aus der späteren Bestimmung und aus noch späteren willkürlichen Entstellungen[1] ergeben haben.[2] Wollten wir aber zugleich daran noch alles dasjenige anknüpfen, was die Sage in abenteuerlicher Verherrlichung auf ihn gehäuft, so hätten wir aus jüdischen, christlichen und mohammedanischen Quellen einen überreichen Stoff zu schöpfen. Soll doch nach dem Talmude die Welt aus ihm geschaffen worden sein, woneben es bescheiden klingt dass er die Bundeslade getragen. Die mohammedanische Sage lautet in der Hauptsache dahin, dass der betende Prophet auf dem Steine gen Himmel

---

[1] Vergl. Tobler I, 539. Man schlug zur Zeit der Franken zum Entsetzen der Moslems Stücke davon ab und verschleppte sie. Ein Stück soll nach Constantinopel, ein anderes nach Russland gekommen und im eigentlichen Sinne des Worts mit Gold aufgewogen worden sein.

[2] Vergl. Rosen a. a. O. 618.

gefahren sei. Als dieser aber in der Nähe des Paradieses zu jubeln angefangen habe, sei ihm vom Propheten Schweigen und Rückkehr anbefohlen worden. Hierbei sei er jedoch nicht völlig zur Erde gefallen, sondern habe sich einige Fuss hoch schwebend über dem Boden erhalten. Sowol die Fusstapfe des Propheten als auch Spuren von Engelsfingern, die ihn hielten, beglaubigen das Wunder dieser mit dem Propheten getheilten Wallfahrt. Später sei die freischwebende Gestalt des Felsens für erschreckte Frauen unheilbringend geworden, daher habe Sultan Selim Stützen darunter anbringen lassen. Gegenüber diesem orientalischen Sagengewebe ist der merkwürdige Stein nüchternen Abendländern insofern zum Steine des Anstosses geworden, als sie mit vermeintlichem Scharfblick aber unkritisch genug alle Historie preisgegeben.

Erst jetzt verlassen wir die Felsenkuppel-Moschee, um auch noch zu geniessen was ausserhalb derselben die Liberalität der türkischen Regierung dem Grossfürsten und seinen zahlreichen Begleitern zu schauen gestattete. Ohne uns bei der sogenannten Kettenkuppel im Osten der grossen Sakhra-Moschee aufzuhalten, die auf einer doppelten Reihe schöner schlanker Säulen ruht und als ein Abbild des gefeierten Nachbars erscheint, gehen wir die südlichen Marmorstiegen hinab und bei einer Gruppe prächtiger Cypressen vorüber zu der Moschee el Aksa. Ihr Name: die entfernteste, bezieht sich auf die Entfernung von Mekka und Medina, und gehörte ursprünglich dem ganzen Haram es Scherif an. Wir betreten nicht sowol die sämmtlichen hier zu einem gewissen Ganzen vereinigten Moscheen, sondern nur die im Besonderen mit dem Namen der Aksa-Moschee

belegten Räume, welche die Basilikenform charakterisiren. Ihre Länge von Norden noch Süden beträgt 280 Fuss, ihre Breite 180. Gemäss der Eintheilung des Innern in ein Mittelschiff und in drei Nebenschiffe zu jeder Seite desselben ist die durch Vorhallen ausgezeichnete Nordseite mit sieben Thüren ausgestattet. Imposant ist der Reichthum an marmornen Säulen und Pfeilern, über denen sich hohe Spitzbogen wölben, worauf die platte hölzerne Decke ruht. Die Verschiedenartigkeit der Säulen macht es wahrscheinlich, dass sie zum Theil aus älteren Bauten herstammen, zum andern Theil von sarazenischer Kunst ergänzt sind. Am Ausgange des Mittelschiffs erhebt sich auf vier Pfeilern mit reichgeschmückten Bogen der Dom, der ausser mehreren Mihrabs eine kunstreiche Kanzel und auch eine Art Altar von buntem Marmor besitzt. Die buntfarbigen Fenster der Kuppel lassen auf den Chor ein sanftes schönes Licht fallen.

Die Frage, ob diese Räume auf eine christliche Kirche, und zwar auf die nach Prokop's Bericht[1] von Justinian an einer hervorragenden aber erst durch Stützungsgewölbe ausgedehnten Stätte zu Ehren der Gottesmutter errichteten prachtvollen Kirche zurückzuführen sei, ist neuerdings zwischen den beiden um die Topographie des heiligen Landes verdientesten Forschern zur Streitfrage geworden. Denn nachdem sich Robinson für die Zurückführung aus-

---

[1] *Περὶ κτισμάτων ἰουστιν.* 5, 6. Der ganze Text steht bei Williams 1. Ausg. S. 496 fgg. 2. Ausg. II, 607 fgg. (mit der Uebersetzung S. 369 fgg.)

gesprochen, bestritt sie entschieden Tobler.[1] Ohne mir hierüber eine Stimme anmassen zu können, sei doch bemerkt, dass ich mich von der erstern Ansicht nicht trennen kann. Bei dem schon von Baronius[2] hervorgehobenen Mangel an Klarheit trotz aller sonstiger Ausführlichkeit in Prokop's Berichte ist um so mehr an den zutreffenden Berührungspunkten festzuhalten, als schon die mittelalterliche christliche Tradition in derselben Auffassung wurzelt, wol auch sogar mit der Marien-Basilika bei Antonin von Piacenza (ums Jahr 600) mit Recht[3] in Verbindung gebracht wird, und selbst die frühzeitige von jüdischer Seite für dasselbe Gebäude aufrecht erhaltene Bezeichnung der «Vorhalle Salomo's» zur Bestätigung dient.

Als wir die Aksa verlassen hatten, wobei die fränkische Beschuhung wieder in ihre Rechte eingesetzt wurde, veranlasste uns der mit der Führung betraute Moscheen-Schech im Osten der Moschee in eine Oeffnung des Bodens hinabzusteigen, welche zu den berühmten unterirdischen Stützungsgewölben führte. Wir staunten über die kolossalen viereckigen aus grossen Quadern zusammengesetzten Pfeiler, überwölbt mit römischen Bogen, natürlich ohne dadurch mehr als andere, die auch noch weiter vordrangen, ins Geheimniss des grossartigen Baues eingeweiht zu werden. Seltsamer Weise wird der alte schlechte Witz

---

[1] Dies geschieht auch noch in der «Dritten Wanderung». Vergl. S. 306 fg.

[2] Vergl. Tobler I, 581.

[3] von Williams, der besonders in der 2. Aufl. seines Werks die ganze Streitfrage sehr sorgfältig behandelt.

von Salomo's Pferdeställen noch immer wiederholt. Da sich die Gewölbe ohne Zweifel unter die Aksa-Moschee ausdehnen, so ist die Vermuthung gewiss berechtigt, dass hier ein thatsächlicher Beleg vorliege für Prokop's Angabe über den so eben berührten merkwürdigen Kirchenbau Justinian's, wogegen die Combination, dass die Bauleute des Kaisers diese offenbar zur Herstellung der Bergfläche unternommenen Substruktionen schon vorgefunden und nur für ihren Zweck benutzt haben möchten, wenigstens dem Texte Prokop's zuwiderläuft.

Ehe wir aus der Gegend schieden, machte der Schech auch noch auf eine Mauernische im Südostwinkel aufmerksam, die als Wiege Jesu bezeichnet wird. Man darf dem Moslem nicht vorwerfen, dass er dem mährchenhaften Reliquiengeschmack der orientalischen Christen den Tribut schuldig geblieben sei. Auch ins vermauerte goldene Thor wurden wir noch veranlasst den Fuss zu setzen. Darauf schieden wir vom heiligen Platze mit einem Blick auf den Oelberg, der über seine Mauern freundlich hineinschaut.

Flüchtigkeit und Drang des Besuchs sowenig als die Mannigfaltigkeit und Neuheit der Schaustücke, denen er galt, waren dazu geeignet alle die ernsten Erinnerungen in der Seele aufkommen zu lassen, die sich aus drei oder vier Jahrtausenden an diese Stätte knüpfen. So strahlend auch die Herrlichkeit gewesen, die seit Salomo geruht auf diesem Hause des Herrn, und die von ihm ausgegangen über ein reichbegnadigtes Volk: grösser doch waren die Schrecknisse, die seine so oft aus Schutt und Ruinen wiedererstandenen Mauern gesehen, die das Gotteshaus selber wiederholt zur Blutlache gemacht. Und welche Wande-

lungen erfuhr der Gottesdienst auf diesem Berge, seit ihn Abraham auf göttliches Geheiss zum Opferaltar erkoren. Noch ehe sich christliche Dome auf seinem Scheitel erhoben, hatten die Hände heidnischer Eroberer über den zertrümmerten Cherubim, über den vermoderten Priesterleichen dem Jupiter einen Tempel erbaut. Den christlichen Dom aber ersetzte gar bald die Moschee, und nach kurzer Verdrängung durch das siegreiche Kreuz des Mittelalters hat sie sich im ungestörten Besitze sechs Jahrhunderte lang bis heute erhalten. Mit den verwaisten Kindern Israels haben wir kein Recht betend auszurufen: Ach Herr, wie lange noch? wenigstens nicht mehr seit dem Kanonendonner von S. Jean d' Acre und seit dem Krimkriege. Aber doch konnte beim Abschiede vom Haram der Gedanke nicht fehlen: Wie wird das Kreuz einst glänzen, wo jetzt der Halbmond funkelt.

Den 18. Mai.

Bereits zur siebenten Morgenstunde war das grossfürstliche Paar nebst dem Prinzen Nikolaus reisefertig. Es galt an diesem Tage einen der anziehendsten Ausflüge von Jerusalem, den wol kein christlicher Pilger des heiligen Landes verabsäumt, den nach B e t h l e h e m. Dass von diesem Städtlein der Stern Jacob's aufgegangen, das grosse Licht, zu erleuchten alle Völker im Schatten des Todes: welches Kind wüsste es nicht. Aber längst schon vor der Geburt des Herrn war Bethlehem reich an seltenem Ruhm; längst schon war es mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda; denn es hatte dem Volk Israel

seinen Helden und König, seinen Weisen und Psalmsänger gegeben, es war tausend Jahre früher David's Geburtsstadt geworden. Und noch ein Jahrtausend früher wanderte Jacob der Patriarch nach Bethlehem: da gebar nur «ein Feldweges» von demselben die schöne Rahel ihrem Gatten den Freuden-, sich selbst den Schmerzensohn, und Jacob richtete ihr an derselben Stätte ein Grabmal auf.[1] Diese Erinnerungen geben uns das Geleit nach Bethlehem; gäbe es dort auch keine Klöster und keine Kirche zur Regelung der Erbauung: die Erinnerungen sind gross und erhaben genug, um für jegliches fromme Auge über Bethlehem's Mauern und Fluren einen heiligen Dom zu wölben.

Durchs Jaffathor, das auch nach Bethlehem benannt wird, verliessen wir die Stadt. Aus dem Gihonthale, wo uns beim trockenen Sultansteiche die noch vorhandenen niederen Bogen der alten über Bethlehem hieher geführten Salomonischen Wasserleitung beschäftigten, gelangten wir, beim Berge des bösen Raths vorüber, auf eine breite Ebene, El Bakah (das Feld) benannt, in der man die durch David's Kämpfe mit den Philistern berühmte Ebene Rephaim[2] wiedererkennen wollte; doch lag die letztere wahrscheinlich ein wenig westlicher.[3] Durch die noch immer fruchtbare und da wo sie beginnt durch neuere Gartenanlagen und Landhäuser ausgezeichnete Ebene El Bakah läuft unser Weg bis zum Eliaskloster, das uns von seiner Hügelhöhe mit seinen hohen weissen Mauern,

---

[1] 1. Mos. 35, 16 fgg.
[2] Vergl. 2. Sam. 5, 18 fgg.
[3] Siehe Tobler II, 401 fgg. unter El Bakah.

kaum fünfzig Schritte östlich vom Wege, freundlich entgegenschaute. Die Stiftung dieses Klosters reicht ins hohe christliche Alterthum, wenn auch nicht bis auf die Helena zurück; doch ist nicht völlig klar, woher es seinen Namen führt. Die Tradition leitet ihn unbedenklich vom Propheten Elias her, wie sich schon aus der Zeit der Kreuzzüge nachweisen lässt; später knüpfte sie sogar allerlei persönliche Erinnerungen aus dem Leben des Propheten daran. Dagegen zeigte man noch vor zwei Jahrhunderten in der Klosterkirche das Grab eines Metropoliten von Bethlehem, Namens Elias, als das des Stifters, so dass wahrscheinlich die Benennung nach dem Propheten nicht die ursprüngliche ist, wenn nicht etwa der Erbauer demjenigen, von dem er selbst den Namen führte, das Kloster geweiht hat.[1] Reiche schöne Olivenpflanzungen schmücken die Umgebung des Klosters.

Bald darauf, wodurch wir den Rückblick auf Jerusalem verlieren, senkt sich der Weg und ist meist öde und steinig, bis wir unserem Ziele näher kommen, wo wir neue Baumgruppen treffen. Dies geschieht schon beim Grabe der Rahel, eine Viertelstunde vor Bethlehem, zur Rechten an unserem Wege. Dies Grabmal ist ein kleines im Viereck aufgemauertes weiss übertünchtes Gebäude mit einer Kuppel, das seit 1841 auf Veranlassung Moses Montefiore's noch durch den Anbau einer fast gleich hohen ziemlich lang gedehnten Vorhalle vergrössert wurde. Im Innern des Gebäudes befindet sich ein aus mehreren grossen Steinen

---

[1] Genauere geschichtliche Erörterungen über das Eliaskloster gibt Tobler II, 547 fgg.

zusammengesetzter Sarkophag, $3\frac{1}{2}$ Ellen lang, $2\frac{1}{2}$ hoch und 2 breit.[1] So wenig dieser Denkmalsbau ins graue Alterthum hinaufreicht, so entsprechend ist doch seine Lage derjenigen, wo wir uns das von Jacob errichtete Grabmal zu denken haben. Und da die im Onomastikon des 4. Jahrhunderts angegebene Entfernung desselben: 5 Meilen von Jerusalem, 1 Meile von Bethlehem, vollkommen zustimmt, so muss dieselbe Oertlichkeit schon sehr frühzeitig durch ein Monument fixirt gewesen sein, wenn auch das ursprüngliche im Laufe der Jahrtausende durch manche Wandelungen gegangen sein wird. Uebrigens gehört das jetzige, in dessen Verehrung sich besonders Juden und Mohammedaner theilen, seit zwei Jahrzehnten den erstgenannten wieder, die zur Beglaubigung ihrer Erbansprüche keines Dokuments bedurften; wenigstens erhielten sie einen Schlüssel zu seiner Gitterthüre.[2] Ein Zeugniss von der besondern Verehrung der Moslems geben die um das Grabmal liegenden türkischen Grabsteine.

Als wir die letzte Anhöhe vor der lieblichen Hügelstadt hinabschritten, drängten sich dem Grossfürsten, der abgestiegen war und seine Gemahlin am Arme führte, die Erinnerungen seiner Kindheit auf; er freute sich herzlich, jetzt mit den leiblichen Augen Bethlehem zu schauen, das ihm so oft zur fröhlichen seligen Weihnachtszeit vor

---

[1] Siehe Schwarz: Das heilige Land, 1852. S. 81. Derselbe gibt auch an, dass man vor etwa 40 Jahren in einer kleinen Entfernung vom Denkmal in der Erde eine ausserordentlich tiefe Höhle gewahr wurde.

[2] Vergl. über das Rahelsgrab Tobler II, 782 fgg.

der Seele gestanden. Der Anblick des Städtchens wird auf Niemand, der fromm genossene Kinderjahre hinter sich hat, verfehlen einen ähnlichen Eindruck zu machen. Mitten im Jahre ist's als ob plötzlich die Weihnachtsglocken erklängen, und mit der Kunde vom «kündlich grossen Geheimniss», vom ewig neuen Feste der begnadigten Menschheit, die Erinnerungen des eigenen Herzens an vergangene selige Stunden zusammenklingen liessen.

Gerade bei der Ankunft von Jerusalem lässt sich ein bestimmtes Bild von Bethlehem gewinnen, obgleich die Ankömmlinge von Hebron noch ein schöneres haben. Da liegt es vor uns auf seinen zwei durch einen kurzen Sattel verbundenen Hügeln, dem westlichen und dem östlichen. Der erstere macht eine Wendung nach Norden, woher wir selber kommen. Auf dieser Seite bilden Haine von Oliven- und Feigenbäumen den Vordergrund des aus grauen Kalksteinen ohne Kuppeldächer erbauten Städtchens. Nach Osten und Süden grüssen aus der Ferne nackte Wüstenberge. Der östliche Hügel trägt auf seinem nördlichen Vorsprung die Klostergebäude sammt dem grossen kreuzförmigen Kirchenbau. Während die Stadt selbst keine Mauern mehr hat, haben sie diese wie ein geschlossenes Ganze ihr östlich gegenüber liegenden burgartig gestalteten Gebäude. Am stattlichsten erscheinen sie nach Norden, wo das lateinische Kloster mit seinen terrassenförmigen massiven Strebepfeilern den Bergabhang beherrscht, unter sich ein fruchtbares Thal.

Als sich die grossfürstliche Karavane der Klosterburg näherte, empfing sie feierliches Glockengeläute. Bald darauf erschienen der Patriarch von Jerusalem und der

russische Bischof Cyrill, von ihren Geistlichen gefolgt, zum Empfange der erlauchten Pilger. Sie wurden sogleich in die kirchlichen Räume geleitet, wo die genannten hohen Geistlichen vor dem den Griechen gehörigen Hochaltare die Messhandlung vollzogen. Während dieser kirchlichen Feierlichkeit, die bei ihrer Ausdehnung unmittelbar nach dem zweistündigen Morgenritte sehr angreifend war, überkam den Grossfürsten ein plötzliches Unwohlsein; glücklicherweise dauerte es nicht an.

Der schon genannte Hochaltar, wo die Messhandlung stattfand, befindet sich im Chor der Basilika, auf dessen obere und untere Räume seit langer Zeit der gottesdienstliche Gebrauch der ganzen Kirche beschränkt ist, nur dass auch der im Schiffe befindliche Taufstein von rothem Marmor benutzt wird. Das verlassene Schiff ist geräumig und von grossartiger Anlage; vom Chore, den eine neuere Querwand abschliesst, bis zur Vorhalle misst es 170 Fuss; ungefähr halb so viel beträgt seine Breite. Zu beiden Seiten hat es je zwei Reihen röthlich gesprenkelter Marmorsäulen mit korinthischen Kapitälern, achtzehn Fuss hoch. Diese Säulen, deren je zwölf eine der vier Reihen bilden, tragen einen Oberbau, dessen untere Flächen nach neuerdings unternommener Reinigung noch reichliche Spuren alter schöner Darstellungen und Inschriften, vorzugsweise griechische,[1] darbieten. Ueber diesen Flächen be-

[1] Die griechischen Unzialbuchstaben dieser Inschriften sind schöner und alterthümlicher als die auf dem marmornen Taufstein befindlichen. Eine genauere Prüfung aller einzelnen Inschriften wird nicht nur die Verschiedenheit der Zeit ihrer Ab-

sitzt jede der beiden Langseiten, die nördliche und die südliche, zehn helle Bogenfenster. Auch an den Fensterwänden tritt jetzt die alte Goldmosaik wieder hervor. Auf dem Oberbaue ruht die aus hölzernem Gebälk, wol Cypressenholz, gebildete Decke, die trotz ihrer Schmucklosigkeit kein unschönes Bild gewährt. Das gleichfalls hölzerne Dach darüber ist mit Blei gedeckt.

Aus dem Schiffe kehren wir in den nach Morgen gelegenen Chor zurück. Der in griechischem Besitz befindliche Hochaltar inmitten desselben macht den ganzen Raum zu einer mässigen aber sehr schmuckreichen griechischen Kathedrale. Die beiden Nebenchöre scheinen ausser Gebrauch zu stehen; aus dem südlichen, wo ein Altar der Beschneidung steht, führt eine Treppe ins griechische Kloster hinauf; der nördliche mit einem Altar der heiligen drei Könige, hat eine Thür zur lateinischen Katharinenkirche, die auf der andern, ihrer eigenen nördlichen Seite unmittelbar ans lateinische Kloster grenzt, von dem es auch nach Westen nur der Kreuzgang trennt.

Aus dem Haupt- oder Mittelchor nun führen zwei Marmortreppen, eine südliche und eine nördliche, jene von dreizehn, diese von sechzehn Stufen, zu den gefeierten Heiligthümern Bethlehem's hinab, zur Grotte der Geburt und den übrigen daran angeschlossenen unterirdischen Erinnerungsstätten. Zunächst führen beide Stiegen in die Geburtskapelle, die ziemlich den Mittelpunkt unterm

---

fassung darthun, sondern auch zur Bestimmung dieser Zeit selbst, woran sich weitere Folgerungen von selbst knüpfen, wesentlich beitragen.

Chore einnimmt. Sie ist 38 Fuss lang, von Ost nach West, 12 Fuss breit, 9 Fuss hoch. Ihren Boden bedecken weisse schöngeaderte Marmorplatten, wie auch die Wände durch Marmor und Seidenstoffe maskirt sind. Grosse von der Decke herabhängende Lampen erhellen den Raum. Gerade zwischen den beiden Treppen an der Ostseite der Kapelle stehen wir vor einer 8 Fuss hohen und 4 Fuss breiten Nische mit einem unten ausgerundeten Altartische; unter diesem Altare liegt eine weisse Marmorplatte, auf welcher eine vierzehnstrahlige Sonne von Silber und Jaspis glänzt, mit der Umschrift: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est. Nur wenig Schritte südlich davon stützt eine einzelne Marmorsäule das Gewölbe und bildet die Nordostecke der Krippenkapelle, d. h. eines drei Stufen tiefer gelegenen viereckigen fast gleichseitigen Raumes mit einer nachgebildeten marmornen Krippe, dritthalb Fuss lang, einen Fuss breit, einen halben Fuss tief. Schräg, d. h. südwestlich gegenüber der Krippenkapelle, vor welcher bedeutungsvoll drei grosse silberne Leuchter brennen, steht ein Altar der Anbetung der Weisen gewidmet. Oelgemälde, bezüglich auf die heiligen Thatsachen denen die Kapellen gewidmet sind, schmücken die Wände derselben.

Die anderweiten unterirdischen Räumlichkeiten liegen im Norden vom Centrum. Zuerst betreten wir von der Geburtskapelle aus, die wir an der Westseite durch einen lampenhellen Felsengang verlassen, die Josephskapelle mit einem Altar nach Osten, sodann die Kapelle der unschuldigen Kindlein mit einem Altar nach derselben Gegend, gegenüber einer das Felsengewölbe stützen-

den Säule. Unter diesem Altare gestattet eine niedrige Gitterthür den Blick in eine natürliche auf zwölf Schritt ausgemessene Höhle, die man die Grabstätte der gemordeten Kindlein andeuten lässt.

Diese beiden hintereinander liegenden Kapellen lassen sich als ein zusammengehöriges Paar betrachten, während die übrigen auf die Kapelle der Kindlein folgenden gleichfalls zusammengehören und einen westlichen Flügel oder Ausläufer bilden, zu welchem auch von Norden ein direkter Gang aus der lateinischen Kirche der heiligen Katharina herleitet. Hier treffen wir zunächst einen bescheidenen dem Eusebius von Cremona gewidmeten Altar, unter welchem, freilich erst nach später Tradition, der Heilige selbst begraben sein soll. Darauf folgen noch weiter westlich zwei einander als nördlicher und südlicher Theil gegenüber liegende Felsenkammern, namentlich den Erinnerungen an St. Hieronymus den gelehrten Bibelforscher und Textkritiker des vierten Jahrhunderts gewidmet. Die nördliche bezeichnet man als sein «studorium», seine Studirzelle; die südliche als seine Grabstätte. Dem Altar der Grabstätte (östlich) gegenüber liegt ein ähnliches Denkmal, benannt als die Gräber jener edlen frommen Römerinnen, Mutter und Tochter, die in dem herrlichen Verkehre mit dem grossen Meister aus Stridon gestanden und in Folge davon Pracht und Luxus der römischen Paläste verliessen, um in einer Bethlehemitischen Zelle dem ernsten Studium der Schrift, den Uebungen der Frömmigkeit, dem Dienste der Kirche, den Erinnerungen des heiligen Landes zu leben und im Herrn zu sterben. Oelbilder über den Altären beleben sinnig

diese Felsengrotten; namentlich gelungen ist die Darstellung der beiden verklärten von Engeln umschwebten Frauen, deren Gedächtniss ihr heiliger Freund und gefeierter Lehrer unvergesslich gemacht.[1]

Auf unserer Rückkehr aus diesen nordwestlichen Kapellen, den äussersten Nachbarn der Geburtsstätte, steigen wir über dreiundzwanzig Stufen zur lateinischen Katha-

---

[1] Auf meine Veranlassung hat ein junger mir befreundeter Theolog, Martin Schubart, die Grabschrift, die Hieronymus der heiligen Paula gesetzt, durch folgende Verse übertragen:

Siehst du im schroffen Fels das enge Grab?
hier ist die Herberg welker Leibeshülle,
die eines hohen, nun zur höchsten Fülle
emporgedrungnen Weibes Geist umgab.

Paula, der Gracchen herrlichem Geschlecht
und Agamemnon's hohem Stamm entsprossen,
ruht hier von Bethlehem's Gestein umschlossen,
fern von dem Vaterland ins Grab gelegt.

Der Armuth Christi folgend, Gottgenehm,
stieg sie herab aus fürstlich hohem Stande,
und zog vom reichen mächt'gen Vaterlande,
vom stolzen Rom zum armen Bethlehem.

O heil'ge Stätte, die so hochgesinnt
zur ird'schen Herberg Paula sich erkoren:
hier ward in Niedrigkeit der Christ geboren,
hier ward der Gottessohn ein Menschenkind.

Hier funkelte der helle Stern herab,
die Männer aus dem Morgenland zu führen,
hier brachten sie dem Heiland Gold und Myrrhen,
hier, wo im schroffen Fels das enge Grab.

rinenkirche hinauf, 100 Fuss lang (von Osten nach Westen) und 20 breit, welche ausser vortrefflichen Bildern auch eine Orgel auszeichnet.

Hiermit haben wir die sämmtlichen kirchlichen Räume anzudeuten versucht, die das Interesse des christlichen Pilgers in Bethlehem in Anspruch nehmen, nachdem er in eins der drei mit dem Basilikenbau eng verbundenen Klöster, ins griechische, armenische oder lateinische, seinen Fuss gesetzt hat.

Wie das grossfürstliche Paar andächtig hieher gepilgert und mit Rührung diese Oertlichkeiten geschaut, an die sich das grösste Ereigniss der Weltgeschichte, die Menschwerdung des Sohnes Gottes auf Erden unmittelbar anknüpft, so haben im Laufe der beiden christlichen Jahrtausende unzählige Pilger, hohe und niedere, gelehrte und einfältige, zu demselben Zwecke ihre Schritte nach Bethlehem gelenkt. Das Bewusstsein solch reicher Genossenschaft wird für viele hinreichend sein, um ihre Andacht durch die Ueberzeugung zu begründen und zu erhöhen, dass die Oertlichkeiten durch die erhabenen Thatsachen selbst ihre unvergängliche Weihe empfangen haben. Scheint doch eine genügende Bürgschaft hiefür schon der Name des Hieronymus zu sein, jenes scharfsichtigen und für die Wahrheit unermüdlich kämpfenden Forschers, der vor fast fünfzehnhundert Jahren nach allen grossen Erfahrungen seines vielbewegten Lebens kein grösseres Glück als das kannte, im Anschauen der Geburtsstätte seines Heilandes zu beten und zu arbeiten; auch sein Grab liess er dicht neben derselben Stätte im Felsen aushauen, um ihre dreissig Jahre lang genossene Nähe selbst im Tode noch

festzuhalten. Um so weniger haben aber auch diese Oertlichkeiten einen geschichtlich prüfenden Rückblick zu scheuen.

Die neue Sonne, die mit der Bekehrung des Kaisers Constantin über den Orient aufging, verklärte bekanntlich durch ihre Strahlen ganz besonders die an dem Boden des heiligen Landes haftenden Erinnerungen aus dem Leben des Herrn. Die Geburtsstätte zu Bethlehem und die Himmelfahrtsstelle auf dem Oelberge, damals schon die Zielpunkte der eifrigsten Wallfahrten, erhielten durch Constantin's fromme Mutter ums Jahr 326 die erste Verherrlichung durch einen Kirchenbau; der Kaiser selbst, der bald darauf die Prachtbauten auf Golgotha und über dem heiligen Grabe ausführen liess, fügte den Schöpfungen seiner Mutter, die unterdessen hochbetagt verstorben war, Verschönerungen bei.[1] Fragen wir aber nach der frühesten

---

[1] So berichtet der Augenzeuge Eusebius in seiner Biographie Constantin's III, 42. 43, womit auch das Vorhergehende, besonders III, 41 zu vergleichen. Wider seine Gewohnheit hat sich Tobler in dieser Angelegenheit geirrt, indem er schrieb: (Bethlehem S. 102. N. 3.) «Der gewöhnliche Tross der Schriftsteller, denen sich diesmal auch Robinson anschloss, will, dass Helena den Bau stiftete.» «Ich bemerke ausdrücklich, dass die ältesten Schriftsteller Konstantin als Urheber angeben, und erst spätere Schriftsteller, wie Sokrates und Sozomenus, erweisen der Helena die Ehre der Stiftung». Diese Angabe Tobler's läuft entschieden dem ausführlichen Berichte des Eusebius (a. a. O.) zuwider, den Robinson in seiner Topographie II, 208 vollkommen richtig ausgeschrieben und daher auch noch später festgehalten. (Vergl. Tobler, Dritte Wanderung S. 457 «Robinson, der mit den neuesten Forschungen nicht überall Schritt

Beglaubigung der hochverehrten Stätte zu Bethlehem, so reicht die Tradition über das Zeitalter der Helena weit hinauf. Denn als ihre ersten Vertreter erscheinen Justin der Märtyrer und der Verfasser des Protevangeliums,[1] beide um die Mitte des zweiten Jahrhunderts. Indem Justin die «Geburtshöhle nahe beim Flecken Bethlehem» erwähnt, während das Protevangelium eine ausgesponnene Schilderung der Vorgänge in der Höhle gibt, lassen sie darüber, dass schon damals eine bestimmte Oertlichkeit ins Auge gefasst wurde, um so weniger Zweifel übrig, als der Evangelist Lucas von einer Höhle gar nicht geschrieben. Auf Justin's Zeugniss folgt das des Origenes, der nicht nur angibt dass zu Bethlehem die Geburtshöhle und zwar sammt der Krippe zu seiner Zeit gezeigt wurde, sondern dass selbst die nichtchristlichen Bewohner der Gegend mit der Berühmtheit derselben wohl bekannt waren. Wie nun von Justin bis Origenes keine Wandelung der Tradition über die Lokalität angenommen werden kann, so ist auch gewiss, dass die Kaisermutter ein Jahrhundert nach Origenes keine andere Stätte verherrlichte als die zu des Letztern Zeit schon gekannte und verehrte.

Ergibt sich hieraus die ausserordentliche Thatsache, dass die Stätte der Geburt des Herrn zu Bethlehem mit

---

hält und dann früher begangene Irrthümer wiederholt, sagt: Helena (!) built here a church, which appears to have been the same that still exists».) Der Panegyrikus Constantin's (9, 8) steht als Geschichtsquelle der Biographie offenbar nach.

[1] Der Letztere ging vielleicht dem Ersteren voran. Das sogenannte Protevangelium ist spätestens um die Mitte des 2. Jahrhunderts verfasst. Vergl. meine Evangg. apocr. S. XII fgg.

ihrer traditionellen Beglaubigung bis auf die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts zurückreicht, so ist uns noch die Frage übrig, ob die Geburtshöhle des zweiten Jahrhunderts mit dem beiläufig 60 bis 70 Jahre vor Justin's erster Apologie (139) verfassten Evangelium des Lukas vereinbar ist, wo (2, 7) nur davon berichtet wird, dass Maria zu Bethlehem aus Mangel an Raum in der Herberge ihren erstgebornen Sohn in eine Krippe legte. Obschon das Moment der Höhle im Texte des Lukas nicht liegt, und ebensogut die Höhle als der Stall hervorgehoben werden konnte, so haben wir doch kein Recht die erstere vom letzteren auszuschliessen, da Felsengrotten in Palästina oft genug mit Ställen zusammenfallen mochten, wie es noch jetzt geschieht. Auch verbindet bereits Justin Höhle und Krippe, ohne das Zusammentreffen mit einer Silbe zu begleiten.[1] Der Evangelist schrieb ebensowenig das Wort Stall hinzu, doch ergibt sich aus seinem Texte, dass an den Stall der Herberge zu denken ist. Die Angabe, dass das Wickelkind in die Krippe gelegt werden musste, reichte dem Evangelisten zur Bezeichnung der Situation

[1] Das apokryphische Protevangelium sieht dagegen von der Krippe ganz ab und hat überhaupt eine freiere Gestaltung des Hergangs. Erst in den späteren lateinischen Ausflüssen derselben Schrift treten «Ochs und Esel» anbetend auf. Vergl. namentlich Pseudo-Matthäus Kap. XIV (in meinen Evangg. apocr. S. 77), wo übrigens, wahrscheinlich nach abendländischer Auffassung, Höhle und Stall getrennt erscheinen. Denn erst am dritten Tage nach der Geburt verlässt Maria die Höhle und, wie es weiter heisst, ingressa stabulum posuit puerum suum in praesepio, quem bos et asinus adoraverunt.

völlig aus. Dazu kommt der Zusammenhang der Krippenscene mit den Hirten auf dem Felde. Uebrigens war auf die spätere Hervorhebung der Felsenhöhle gewiss die Jesajanische Weissagung 33, 16 von Einfluss, die bei den Siebzig lautet: «er wird in hoher Felsenhöhle wohnen.» Schon Justin stellt sie ausdrücklich damit zusammen.

Ueberblicken wir hierauf die Geschichte der Baulichkeiten über der Geburtsgrotte seit der Helena, so hat ihr Erstlingsbau allem Anscheine nach auf lange Zeit hinaus seine Spuren gelassen. Dass er nach zweihundertjährigem Bestande auf Befehl Justinian's zerstört und durch ein anderes nach den Absichten desselben Kaisers noch glänzenderes Bauwerk ersetzt worden sei, steht allerdings in den arabischen Annalen des Eutychius, die vierhundert Jahre nach Justinian datiren. Diese Angabe, begleitet von seltsamen Nachrichten,[1] ist aber um so weniger glaub-

---

[1] II, 158—159 fgg. (Oxon. 1658) wird wörtlich erzählt: «Auch befahl der Kaiser seinem Legaten die Kirche zu Bethlehem, die klein war» (? Der Augenzeuge Eusebius hatte sie aber als ein «bewunderungswürdiges Denkmal» bezeichnet und geschildert) «zu zerstören und eine andere weite grosse schöne zu errichten, so dass kein schönerer Tempel zu Jerusalem wäre». Später heisst's, der Legat habe wirklich die Kirche zerstören lassen und dafür diejenige erbaut, die zu des Verfassers Zeiten stand. Als aber der Legat vor dem Kaiser erschienen sei und ihm das Bauwerk beschrieben habe, da sei der Kaiser höchst ungehalten gewesen, als seien die kaiserlichen Gelder vom Legaten veruntreut worden. «Du hast», heisst es zuletzt, «ein schlechtes Bauwerk, eine finstere Kirche aufgerichtet, ganz und gar nicht nach meinem Sinne; du hast meinen Plan nicht ausgeführt. Und darauf liess ihm der Kaiser den Kopf abschla-

würdig,[1] als Prokopius in seinem Werke über die Bauten seines kaiserlichen Herrn weitläufig genug von den auf seine Kosten allerwärts im heiligen Lande errichteten Kirchen und Klöstern berichtet, auch von Bethlehem selbst erzählt, dass der Kaiser die Mauer wiederhergestellt habe sowie das Kloster des Abts Johannes, aber kein Wort von einem Kirchenbau über der Geburtsstätte niedergelegt hat, während doch der letztere vor allen anderen hätte erwähnt werden müssen, zumal da der Ermöglichung desselben ein hochgepriesenes Denkmal der Munificenz des ersten christlichen Kaisers und seiner Mutter soll geopfert worden sein.[2] Ob man dennoch auf Grund der Eutychianischen Annalen berechtigt sei anzunehmen, dass Justinian der Kirche des vierten Jahrhunderts wenigstens eine nachbessernde und verschönernde Hand angedeihen liess, wage ich nicht zu entscheiden.

Nachdem bis ins 7. Jahrhundert nichts von einem besonderen Namen der Kirche zu Bethlehem berichtet

---

gen». Dem Schlussakte läuft parallel die gleich darauf gegebene Erzählung vom Bau auf dem Sinai. Auch dort wird dem Gesandten der Kopf abgeschlagen, weil er «den Berg nicht hatte abtragen lassen». Doch wird anstatt des Enthaupteten ein anderer Gesandter zur Nachhilfe des Baues gesandt, was beim Bethlehemitischen Bauunternehmen nicht geschieht. (Die letztere Stelle hat Robinson I, 433 fgg. ausgeschrieben, wie schon oben erwähnt worden.)

[1] Ganz anders urtheilt Tobler: Bethlehem 104. Topographie II, 474.

[2] Von den bei Prokop bezeugten und möglicherweise in der christlich arabischen Tradition verwechselten Bauten Justinian's erwähnen die Annalen des Eutychius nichts.

worden, weder von Eusebius noch von Sokrates und Sozomenus,[1] erfahren wir durch den Bischof Arculf aus der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts, dass die Kirche den Namen der Maria führte. Neben dieser auch später oft wiederholten Benennung finden wir sie aber auch, wo sie überhaupt mit einem besonderen Namen belegt wird, als die unserer lieben Frau oder der Gottesmutter, bisweilen auch als die Kirche der Krippe bezeichnet.

Während der Zeit der Frankenherrschaft wurde demselben Gotteshause die Auszeichnung, dass am Weihnachtstage 1101 Balduin I. in seinen Mauern gekrönt wurde. In demselben Jahrhundert, 1169, war die freigebige Hand des Kaisers Emanuel Komnenus, dem griechischen Mönche Phokas zufolge,[2] der Kirche zu Bethlehem zugewandt. Indem dieser Berichterstatter bemerkt, dass der Kaiser den ganzen Tempel mit Goldmosaik verziert habe, und dass die Lateiner aus Dankbarkeit in mehreren Räumen der Kirche des Kaisers Bild aufgestellt, beweist er wol selbst zur Gnüge, dass die «Wiederaufrichtung» der Kirche keinen Neubau bedeutet, der ohnehin zu dieser Zeit, 68 Jahre nach Balduin's Krönung unter fortwährendem ruhigen Bestande, gar nicht motivirt erscheint.

In wie weit bei der Wiedereroberung des heiligen Landes durch die Sarazenen die Kirche zu Bethlehem gelitten hat, lässt sich aus der Notiz im Chronikon Otto's von S.

---

[1] Die im Epitaphium der Paula von Hieronymus gebrauchte Bezeichnung der ecclesia speluncae salvatoris enthält doch wol auch nicht einen eigentlichen Kirchennamen.

[2] Siehe Allatii Συμμικτα S. 39 fgg.

Blasien[1] schwer beurtheilen; gegen eine stattgehabte Zerstörung zeugen aber die Pilgerschriften des 14. und 15. Jahrhunderts, obschon sie Klagen über verschleppte Marmorsteine und über ähnliche Benachtheiligungen des ehrwürdigen Gebäudes enthalten. Hingegen wird uns aus dem Ende des letztgedachten Jahrhunderts von einer bedeutenderen Reparatur berichtet, wozu die grossherrliche Erlaubniss eingeholt werden musste. Sie galt vorzugsweise einer vollständigen Erneuerung des baufällig gewordenen Daches, zu welcher Herzog Philipp von Burgund das Holz und König Eduard (IV.) von England das Blei übersandte, während Handwerker von Venedig den Bau ausführten.[2]

Nach fast zweihundert Jahren wurden neue Klagen über gewaltsame Beschädigungen laut, gleichfalls besonders auf die Bedachung bezüglich; leider fiel auf die Mönche selbst grobe Schuld, da sie z. B. die Bleiplatten des Daches den Türken zu Kugeln im Kriege gegen Kandia (seit 1645) geliefert hatten. Diesmal erfolgte die Heilung des Schadens auf griechische Kosten, und auch die Einweihung der wiederhergestellten Räume vollzog der griechische Patriarch Dositheus im Jahre 1672, als die orthodoxe Synode gegen Cyrillus Lukaris, den Freund calvinistischer Dogmen, zu Jerusalem tagte.

Die neueste Ausbesserung ging in Folge eines Fermans

---

[1] Siehe Tobler: Dritte Wanderung, S. 457.

[2] Wir folgen hierin wie in vielen der gegebenen Einzelnheiten der vortrefflichen Monographie Tobler's, die derselbe 1849 unter dem Titel erscheinen liess: Bethlehem in Palästina. Topographisch und historisch nach Anschau und Quellen geschildert. Mit Karte und Tempelplan.

von 1842 gleichfalls von griechischer Seite aus. Es hängt damit zusammen, dass der Besitz des ganzen Heiligthums schon lange weit mehr in griechischen als in lateinischen Händen ist, wobei die Armenier den Griechen noch näher als die Lateiner stehen. Bekanntlich war die Kirche zu Bethlehem sehr tief in die Streitfragen verflochten, die zwischen Russland und der Hohen Pforte vor dem Ausbruche des Krimkriegs verhandelt wurden. Die darüber vom Sultan unterm 5. Mai 1853 ausgestellte Urkunde entschied wesentlich zu Gunsten der russischen Ansprüche, indem darin unter Anderem festgesetzt wurde, dass der den Lateinern kurz vorher gewordene Kirchenschlüssel nur Durchgangs- aber nicht Eigenthumsrecht in sich schliesse. In Betreff der Geburtsgrotte sollte es streng beim alten Herkommen belassen werden, was gleichfalls den griechischen Ansprüchen gemäss war, wie denn auch jetzt die Griechen mit den Armeniern Herren der Grotte sind, und die Lateiner nur die wenig Schritte davon gelegene Krippenkapelle besitzen. Mit der letztgenannten Entscheidung verbindet der Ferman die Erwähnung des oben beschriebenen Sternes unter dem Altar der Geburtsgrotte. Von ihm heisst es, er sei nach dem Muster des 1847 plötzlich verschwundenen gefertigt und der christlichen Nation von Seiten des Padischah als ein feierliches Andenken gegeben worden, ohne dass dadurch die frühere Stellung der Confessionen dazu die geringste Veränderung erfahren habe. Begreiflicher Weise ist aber, wie in andern Stücken, so namentlich in Betreff der sogenannten heiligen Stätten, mit denen nun einmal seit Jahrhunderten das Verhältniss der europäischen Christenheit zur Türkei aufs Engste ver-

bunden ist, bis auf den heutigen Tag die orientalische Frage noch ungelöst, folglich der Unfriede zwischen Griechen und Lateinern an diesen Stätten selbst nach wie vor geblieben. Dieser Unfriede ist um so unerfreulicher, je mehr er sich durch die täglichen persönlichen Berührungen der Parteien offenkundig macht. Die türkische Regierung ihrerseits, wenn man sie anders überhaupt als berechtigt im alten christlichen Orient ansehen will, trägt offenbar die geringste Schuld daran; wie sehr sie nach Frieden trachtet, hat sie neuerdings wieder durch die Gewähr und Begünstigung der russischen Bauunternehmungen zu Jerusalem gezeigt. Ihre Willfährigkeit hierin fällt in der That um so mehr ins Gewicht, als solche Bauten einen der Hauptpunkte (Artikel 5) in jenem Menschikoff'schen Vertragsentwurfe gebildet, dessen beanstandete Unterzeichnung die Abreise des kaiserlichen Gesandten und damit die Eröffnung der Feindseligkeiten herbeigeführt. Das historische Recht aber hat im Laufe von anderthalbtausend Jahren zu viele thatsächliche Wandelungen erfahren, um zwischen europäische Grossmächte einen entscheidend bindenden Buchstaben hinstellen zu können. Nur eins ist in der Verwirrung klar, dass die unermüdete Befehdung der Christen gerade an denjenigen Stätten, woran sich der Christenheit heiligste Erinnerungen knüpfen, vor den Augen der Moslems der Glaubenszerrissenheit des christlichen Europa einen überaus betrübenden Ausdruck gibt. Die erlauchte Pilgerin, in deren Geleit ich war, hatte sich ganz mit dem Gedanken befreundet, dass Jerusalem zu einer christlichen Bundesstadt erhoben werden sollte. Wie fern steht aber die Gegenwart

einer solchen christlichen Grossthat, einem solchen christlichen Patriotismus.[1]

Ich verlasse die unwillkürliche Abschweifung; sie hatte an dieser Stelle insofern keine Berechtigung, als der grossfürstliche Besuch im heiligen Lande die Klänge der Kriegstrommete weit hinter sich hatte und, wohin er auch führte, nur Grüsse des Friedens brachte.

Aber die Frage blieb noch unbeantwortet, ob denn die Geburtsgrotte wirklich den Eindruck der Aechtheit

---

[1] Ich kann hierzu nur wiederholen was meine «Reise in den Orient» II, 142 enthält: «Ausser Zweifel bleibt's, dass es heute kaum so vieler Federn bedarf als es ehedem Schwerter bedurft hat, um zu erreichen was die Kreuzfahrer gewollt. Aber, so lautet die bedenkliche Frage, wem soll Jerusalem zufallen? Nun vielleicht ist's in der Schmach das Aergste, dass persönliche Eifersucht über die heilige Sache der Gesammtheit triumphirt. Das Eine ist klar: Jerusalem muss christlich sein. Um aber alle Familienzwiste um dieses gemeinsame Erbtheil zu vermeiden, so lässt sich Jerusalem zur christlichen Bundesstadt oder zur freien Stadt unter dem Schutze der christlichen Mächte erklären. Das wäre eine schöne That des Jahrhunderts; das wäre eine Bundesthat, die jenes so oft gewechselte Wort vom grossen herzlichen Einverständnisse zur Wahrheit machte. Welche Zukunft könnte daraus für die gesammte Kirche erwachsen. Die traurige Beschränktheit der christlichen Confessionen, wie sie jetzt im Oriente waltet, würde zurückfliehen vor den Strahlen des neuen christlichen Lebens, das die begeisterten Schaaren der europäischen Pilgrime ausbreiten müssten. In Jerusalem gälte es eine neue Einheit des Christenthums; wie zerstreute Heerden fänden sich dort die Völker zusammen; dort erklänge das Evangelium eines neuen grossen Kirchenfriedens».

mache. In wie weit sie sich mit dem massgebenden Ausdrucke der Schrift verträgt, wurde bereits betrachtet, auch das hohe Alter der Tradition. So fragt sich's nur ob die Oertlichkeit seit dem zweiten Jahrhunderte treu bewahrt geblieben. Neuere Untersuchungen haben es zweifelhaft gemacht, ob noch jetzt eine natürliche Felsengrotte vorliege;[1] andrerseits wurde behauptet dass zur Zeit Ibrahim Pascha's der Fels aufgedeckt worden sei.[2] Jedenfalls ist zu bedauern dass mit der Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Stätte nicht das Bestreben Hand in Hand ging, ihre einfache natürliche Erscheinung zu bewahren und eben darin ihre wahre Schönheit zu finden. Da man sich im Gegentheil von Anfang an in der baulichen Verherrlichung, im Prunke der Ueberkleidung so wohlgefiel, so mag schon frühzeitig aus falschem Eifer der ursprüngliche Bestand beeinträchtigt worden sein; die Nachrichten aus dem 7. Jahrhundert von einer Halbhöhle, aus dem 8. von einem viereckigen Felsenhause[3] bestätigen dies. Daraus erwächst aber noch keine Berechtigung daran zu zweifeln, dass die Oertlichkeit in der Hauptsache dieselbe sei, die von Anfang an dem Auge frommer Verehrung vorgelegen, wenn auch immer die einzelnen Cultusstätten der Freiheit der Anordnung unterliegen mussten, und nebensächliche Erinnerungen, wie selbst die an S. Hieronymus,[4]

---

[1] Siehe Tobler: Bethlehem, S. 150 fgg.
[2] Vergl. Tobler: Dritte Wanderung, S. 84 und Note 245.
[3] Siehe Tobler: Bethlehem, S. 149. 156.
[4] Siehe Tobler: Bethlehem, S. 192 fgg.

nicht mit voller historischer Gewissenhaftigkeit beobachtet zu sein scheinen.

Unter den auswärtigen christlichen Erinnerungsstätten von Bethlehem steht obenan das Feld der Hirten, wohin sich der Grossfürst Nachmittags begab. Es liegt ungefähr 20 Minuten östlich unterhalb der Klostermauern und ist von einer weiteren und einer engeren Mauer umgeben, innerhalb welcher als freundlichster Schmuck des Feldes Oelbäume stehen. Die engere Mauer umschliesst die unterirdische Grotte der Hirten, 30 Fuss lang und 20 breit, zu welcher 21 Stufen hinabführen. Die dort angelegte Kapelle mag wol vor Zeiten reicheren und besseren Schmuck als schlechte Bilder auf Holz besessen haben. Der griechische Führer machte uns auf Mosaikreste auf dem Fussboden aufmerksam; sie waren aber so verwittert, dass sie sich schwer als solche wiedererkennen liessen.

Dieser heiligen Stätte, dem Hirtenfelde, lässt sich nicht nachsagen, dass sie gleich anderen durch Ueberschwenglichkeiten der Kunst oder des Cultus von der Erinnerung abziehe, der sie geweiht ist. Wie mancher fromme Pilger mag hier ein gerührtes Auge zum Himmel erhoben haben, dorthin woher in der geweiheten Nacht zum ersten Male jenes Gloria in excelsis von den Lippen der Engel auf die Erde hernieder gerufen ward, jenes Gloria in excelsis, das seitdem Millionen gläubiger Christen im Herzen getragen und bewahrt, das seitdem von Jahrhundert zu Jahrhundert zu allen Weihnachtsfesten der Christenheit als lieblichster Lobgesang der begnadigten Gemeinde von Erden wieder zum Himmel steigt.

Die Madonnen- oder Milchgrotte, eine zum Gottes-

dienst eingerichtete lehmige graue feuchte Kalksteinhöhle mit abtropfender Mond- oder Bergmilch, deren wunderthätige Heilkraft, auf Maria's Namen zurückgeführt, weit und breit berühmt geworden, blieb unbesucht; sie liegt nur gegen hundert Schritte vom östlichen Ende des Städtchens entfernt.

Dieses Städtchen selbst aber darf neben seiner Kirchen- und Klosterburg nich ausser aller Acht bleiben. Seinen alten Namen «Brothausen» (Bethlehem) hat es bekanntlich im Laufe der Zeit mit «Fleischhausen» (Bethlahem) vertauscht. Wie bedeutungsvoll sind diese Namen geworden. Der Gottgleiche, der von sich gesagt: Ich bin das Brot des Lebens, derselbe von dem geschrieben steht: Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, wurde in diesem Städtchen geboren. Aber auch abgesehen von dieser christlich-gnostischen Deutung, ist der Wohlstand, auf den beide Namen zielen, bis heute nicht ganz von ihm gewichen, wenn auch Behaglichkeit und Gemüthlichkeit zu mancher Zeit gestört gewesen, da nicht selten schwere Gewitterwolken des Kriegs über ihm sich entluden, am nachhaltigsten in den Jahren 1099 und 1489, und die Bethlehemiten selbst ihren unfriedfertigen Charakter nicht nur gegen ihre Nachbarn zu Hebron, sondern auch innerhalb ihrer eigenen Mauern durch blutige Fehden kundgaben.[1] Und zwar geschah dies trotzdem dass schon seit vielen Jahrhunderten die christliche Bevölkerung entschieden vorherrschte. Während diese früher meistens aus orientalischen Christen, Syrern und Armeniern, be-

[1] Vergl. Tobler: Bethlehem, S. 33 fgg.

stand, so bilden gegenwärtig Lateiner und Griechen die Mehrzahl, die mit einander über dritthalbtausend Seelen zählen, neben 200 Armeniern. Die Zahl der Moslems dagegen, die unter Ibrahim Pascha gänzlich vertrieben waren, wird gegenwärtig auf 300 geschätzt. Ringmauern mit Thoren, die Bethlehem schon zur Zeit der Ruth der Ahnfrau David's gehabt — denn Boas ging hinauf ins Thor und schloss im Thore vor den Aeltesten der Stadt die Heirath ab — gibt's heutzutage nicht mehr. Mit um so grösserem Rechte führen die Bethlehemiten, Leute von kräftigem Schlage, zum Schutz ihrer Stadt, die nur unfern von den Grenzen der Wüste mit den Beduinen liegt, regelmässig Waffen. Dennoch blühen in nicht geringem Masse Arbeiten und Künste des Friedens unter ihnen. Ausser zahlreichen Gewerben treiben sie Feld- und Weinbau, Vieh- und Bienenzucht. Zum Behufe der Brotbäckerei dienen unzählige neben den Wohnhäusern angelegte Backhäuschen. Die Ausstattung, mit der ehedem David der Hirte zu seinen Brüdern ins Lager zog, wo er den Kampf mit dem Philister-Riesen aufnahm: geröstete Aehren, zehn Brote und zehn Käse, die letzteren für den Hauptmann,[1] würde sich jetzt leicht vervollständigen lassen. Dass auch schon damals die Rebe gepflegt wurde, sagen uns die Geschenke, mit denen derselbe Jüngling als Saitenspieler zum König Saul geschickt wurde.[2] Eins gilt es aber von den Beschäftigungen der Bethlehemiten noch besonders hervorzuheben; vom Fleisse ihrer Hände stam-

---

[1] S. 1. Sam. 17, 17 fgg.

[2] S. 1. Sam. 16, 20.

men nämlich die meisten jener zierlichen Andenken, die seit Jahrhunderten der Pilger aus Jerusalem mit in die Heimath nimmt, die mit biblischen und ähnlichen Darstellungen ausgestatteten Perlmutterschalen, die Rosenkränze, die Kreuze, und was sie sonst noch aus Perlmutter, Fraueneis, Korallen, Asphalt, Olivenholz zu bilden verstehen.

In den späteren Nachmittagstunden bildete ein russisches Te deum, gehalten in der Grotte der Geburt, den feierlichen Abschied der grossfürstlichen Pilger von der Marienkirche und von Bethlehem. Nachdem sie unterwegs vom Glockengeläute des Eliaskloster begrüsst worden und einige Minuten in seine Mauern eingetreten waren, zogen sie nach angebrochenem Dunkel in Jerusalem wieder ein.

Den 19. Mai.

Früh um 10 hielt der Patriarch unter Theilnahme von sechs Bischöfen und zwölf Priestern eine feierliche Messhandlung in der Auferstehungskirche ab. Daran knüpfte sich eine Seelenmesse für den hochseligen Kaiser Nikolaus. Die griechische Kirche feiert an diesem Tage das Andenken an die Constantin dem Grossen, dem ersten christlichen Kaiser, gewordene himmlische Erscheinung des Kreuzeszeichens. Hierdurch war dem Bischof Cyrill, der mit seinem Namen das Gedächtniss jenes Bischofs von Jerusalem, Constantin's Zeitgenossen, erneuert, ein besonderer Weihe- und Segensspruch an Constantin den grossfürstlichen Jerusalemspilger nahe gelegt. Am Abende versammelte seinerseits der Grossfürst zur Feier des Tages die hohen geistlichen Würdenträger, darunter auch den armenischen Patriarchen, um sich im Patriarchate.

Vorher aber unternahm er noch den Besuch Bethaniens. Auf einem südöstlichen niederen Ausläufer des Oelbergs gelegen, ist es vom Gipfel desselben eine Viertelstunde, von den Ostmauern der Stadt eine halbe Stunde entfernt. Die grosse Begebenheit, die das Dörflein erlebt, und die ihm einen Platz in der Lebensgeschichte des Erlösers angewiesen, überragt seine ganze Vergangenheit; sie hat ihm nicht nur seit mehr als tausend Jahren[1] einen neuen Namen sondern auch eine unvergängliche Weihe gegeben. Diese Weihe hat alle Zeiten überdauert, wenn schon die Kirchen und Klöster, welche christliche Verehrung erbaut und geschmückt hatte, längst verschwunden oder in Ruinen zerfallen sind. Jetzt ist es vorzugsweise Dreierlei, was dem Auge des Pilgers in der Heimath des Lazarus (Lazarium, El Asarijeh) zur Erinnerung an ihn und an den, der ihn von den Todten wieder auferweckte, gezeigt wird. Auf einer felsigen Anhöhe, im Südwesten des Dorfes, stehen hohe Mauerruinen, deren grosse geränderte Quadersteine von sechs bis sieben Fuss Länge auf ein beträchtliches Alter zurückweisen und wahrscheinlich dem von der fränkischen Königin Melesendis zu ihrer Klosterstiftung 1138 angekauften Bauwerk angehörten.[2] Wie es schon damals zum Schlosse der Lazarusfamilie gestempelt worden, so werden noch heute diese Ruinen darnach benannt.

Ehe wir hierauf die Grabhöhle des Lazarus betrachten haben wir des östlich vom Dorfe, gegen hundert

---

[1] Siehe Tobler II, 422.

[2] Siehe Tobler II, S. 433 fgg.

Schritte vom Grabe entfernt gelegenen Steines zu gedenken, wohin die Sage die Begegnung des Heilandes mit der Martha und ihr Zwiegespräch (Joh. 11, 20 fgg.) verlegte. Auch dieser Stein hat seine Geschichte; schon aus den Kreuzzügen ist er nachgewiesen worden.[1]

Das Grab endlich liegt im Westen des Dorfes. Es hat einen nach Norden gerichteten viereckigen offenen Eingang. 26 Treppenstufen führen zu einem ziemlich hohen Felsengewölbe hinab, wo ein unscheinbarer in einem Winkel angebrachter Maueransatz zum Altare dient. Aus diesem Gewölbe führen zwei ihrer Höhe halber sehr unbequeme Stufen noch tiefer in einen anderen kleineren Raum hinab, der nach allen vier Seiten ungefähr sieben Fuss lang ist. Hier soll der todte Lazarus gelegen haben. Christen und Mohammedaner theilen sich in die Verehrung der Stätte. So wie nun die Oertlichkeit jetzt erscheint, ist sie weit entfernt den Eindruck des ursprünglichen Lazarusgrabes zu machen; die Johanneische Erzählung von dem Ereignisse stimmt augenscheinlich dagegen.[2] Es ist aber nicht zu vergessen, dass der jetzige Eingang sammt Treppe erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts angelegt worden ist, und dass vorher ein anderer im Osten vor-

---

[1] Siehe Tobler II, 445.

[2] Vergl. Joh. 11, 38 fgg. «Jesus ... kam zum Grabe. Es war aber eine Kluft (Höhle), und ein Stein darauf gelegt. Jesus sprach: Hebet den Stein ab. Spricht zu ihm Martha: Herr, er stinket schon ... Da hoben sie den Stein ab, da der Verstorbene lag ... Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazare, komm heraus. Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern» u. s. w.

handen war. Eine seit dem Jahre 1187 zur Moschee gewordene Kirche enthielt das Grab als unterirdische Kapelle. Diese Kirchen-Moschee grenzt jetzt noch unmittelbar an die Höhle. Als die mohammedanischen Besitzer immer schwieriger wurden die christliche Verehrung innerhalb derselben zuzulassen, wurde der gegenwärtige Zugang als Nothbehelf angelegt.[1] In wie weit nun die jetzt verehrte Höhle, deren unterste Räume mehr Mauerwerk als natürlichen Felsen, den es jedoch nur überkleiden könnte, vor Augen stellen, ehedem in Verbindung mit dem kirchlichen Bauwerke gestanden, ist noch nicht genauer untersucht worden.[2] Aus einer solchen Untersuchung wird sich aber erst ergeben, ob das schon vom Pilger von Bordeaux erwähnte Lazarusgrab mit dem jetzigen völlig identisch sei. So wie es damals vorlag, kann es immerhin auch den biblischen Nachrichten entsprechender gewesen sein.

Das ganze Dorf gewährt durch die vielen Bäume, besonders Oliven- Feigen- und Mandelbäume, die seine ärmlichen Häuser beschatten und in der Ferne dem Auge verbergen, ein freundliches liebliches Bild.

Den 20. Mai.

Nur wenig Stunden nach dem Patriarchen-Diner ging das grossfürstliche Paar einer nächtlichen Andacht nach, einer Messe, die der Patriarch von Jerusalem in der zweiten Stunde nach Mitternacht im heiligen Grabe abhielt. Als sie beendet war, führte derselbe die andäch-

---

[1] Siehe Tobler II, 456 fgg.

[2] Vergl. Tobler: Dritte Wanderung, S. 357 fgg.

tigen Pilger ins Sanktuarium der Kathedrale, wo die Reliquien der Maria Magdalena, des heiligen Constantin, des heiligen Basilius und der heiligen Alexandra aufbewahrt werden. Die Ergebenheit des Kirchenfürsten gegen das erlauchte Paar ging so weit, dass er ihnen Stücke von diesen Reliquien verehrte, die der Grossfürst später in kostbarer Fassung zu einem Familienheiligthume vereinigen liess.

In den Nachmittagsstunden unternahm der Grossfürst einen Ausflug in die westliche Nachbarschaft Jerusalem's. In gerader westlicher Richtung vom Jaffathore aus führte unser Weg über eine breite felsige Höhe, so dass die vielbetretene Pilgerstrasse von Jaffa zu unserer Rechten d. h. nördlich blieb. Nach einer halben Stunde trat uns aus einem tiefen fruchtbaren Thalgrunde ein grossartiger Klosterbau entgegen, der in seiner Mitte eine ansehnliche Kirche hat, über welcher sich ein russischer durchbrochener Glockenthurm erhebt. Es war das Kloster zum heiligen Kreuze, vordem in den Händen der Georgier, jetzt im Besitze des griechischen Patriarchats. Auf Veranstaltung des Letzteren wurde es in der neuesten Zeit auf eine so durchgreifende Weise umgebaut, vergrössert und verschönert, dass es an die vernachlässigte Gestalt, in der ich es 1844 gesehen, gar nicht mehr erinnert. Selbst die Strasse, die zu ihm führt, ist mit grossen Kosten nach europäischer Art hergestellt worden.[1] Nach-

---

[1] Unlängst berichteten öffentliche Blätter, dass diese Strasse sogar mit einer hohen Mauer eingefasst worden sei. Dies kann doch wol nur von dem Theile derselben gelten, der dem Kloster zunächst liegt.

dem es früher und lange Zeit hindurch ein fast verlassener Posten war, dem sogar die Erträgnisse seiner umfänglichen Olivenpflanzungen zum grössten Theile verkümmert wurden, hat es jetzt eine hohe Bestimmung erhalten; denn es bildet den Sitz einer geistlichen Akademie der griechisch-orientalischen Kirche, wenn man anders ein Seminar und mit demselben verbundene Schulen so nennen darf. Das Patriarchat von Jerusalem hat mit der Stiftung dieser Pflanzstätte des Wissens angefangen den Forderungen der Gegenwart, die ihm namentlich von russischer Seite, d. h. durch die russische Synode näher gebracht wurden, Rechnung zu tragen. Dieses schmucke, mit den wohnlichsten Räumen und mit schönen Terrassen ausgestattete Kloster konnte nicht verfehlen auf den Grossfürsten den besten Eindruck zu machen. Vor allem bemerkenswerth ist die dortige Bibliothek, die nicht nur mit vielen älteren und neueren Druckwerken versehen ist, sondern auch eine Sammlung oder besser einen Rest alter Handschriften aufzuweisen hat. Diese Handschriften waren den beiden jungen wohlunterrichteten Professoren, die zugleich der Bibliothek vorstehen, noch ziemlich fremd geblieben. Eine Nachricht von ihrem Bestande gab im Jahre 1858 der kundige Oxforder Bibliothekar Coxe;[1] doch scheint man ihm nur einen geringen Theil der Manuscripte vorgelegt zu haben, da er nur neun verzeichnet hat; allerdings lagen die georgischen, die mit den griechischen zusammenstehen, ausser seiner Controle. Meine eigene Untersuchung,

[1] Siehe seine schon angeführte Schrift: Report to Her Majesty's government etc. S. 53 fgg.

so flüchtig sie war, fiel weit ergiebiger aus; besonders freute ich mich der Entdeckung mehrerer Palimpseste, sowol griechischer als altgeorgischer, wovon ich schon anderwärts eine Notiz gegeben.[1]

Da das Kloster ein Gedenkbuch für seine Besucher angelegt hat, so schrieb der Grossfürst den gelehrten Herren zur Erinnerung seinen Namen mit arabischen Schriftzügen ein. Schwerlich wird dies oft von der Hand eines russischen oder eines andern europäischen Prinzen geschehen sein. Noch weniger aber wird ein anderer gleich ihm eine gewandte türkische Zunge gehabt haben. Surreya Pascha war wol des französischen Ausdrucks nicht unkundig; doch schien der Grossfürst wenigstens ebensogut türkisch mit ihm zu sprechen.

Den Abend vor dem Abschiede von Jerusalem hatte der Grossfürst dazu ersehen, das diplomatische Corps nebst dem Bischofe Gobat bei sich zu sehen, sowie auch der lateinische Patriarch Valerga geladen war. Zu den willkommensten Gästen zählte Consul Rosen, der das deutsche Vaterland ebenso taktvoll als kundig in der heiligen Stadt zu vertreten weiss, weshalb er auch von den verschiedensten Seiten eines grossen Vertrauens geniesst.

Den 21. Mai.

Zu früher Morgenstunde wiederholten die grossfürstlichen Pilger die Wanderung auf den Oelberg. Von dort

---

[1] Siehe meine Anecdota sacra et profana. Ed. II. 1861 S. 224 fgg.

wollten sie am Tage des Abschieds von der heiligen Stadt noch einmal Aug' und Herz laben an dem herrlichen Ueberblicke. Nachdem sie die Heiligthümer der Stadt, selbst den Haram es Scherif mit seinen geheimnissvollen Moscheen, kennen gelernt, nicht minder die erinnerungsreichen Stätten ausserhalb seiner Mauern, dazu auch entferntere theuere Nachbarschaften, wie Bethlehem, Bethanien, San Saba, genossen sie jetzt mit noch vollerem Bewusstsein diese inhaltsreiche Umschau von jenem Berge, der selber Zeuge gewesen von so viel grossen und schweren Ereignissen seit den Tagen Abraham's, von Ereignissen, denen Heil und Fluch für die Menschheit gefolgt. Als sie ins Gefilde von Gethsemane hinabgestiegen waren, betraten sie nochmals die Grabgrotte der Maria, wo Bischof Cyrill Messe hielt und die russischen Sänger noch einmal die wunderbar klangreichen Hallen mit erhebenden Accorden erfüllten.

Nachmittags nach 4 begaben sie sich in die Kirche des heiligen Grabes, wo ein feierliches Te deum dem Dankpsalm ihrer eigenen Herzen Ausdruck lieh. In tiefster Rührung traten sie aus den geweihten Räumen und verliessen sofort durch's Jaffathor die Stadt. Die Kanonen der Festung donnerten zum Abschiede, und die türkische Garnison bildete weithin auf der Strasse nach Jaffa Spalier. Zwei Patriarchen, der griechische und der armenische, gaben das Geleit; ebenso der Pascha-Gouverneur, mit dem grossen russischen Bande geschmückt. Gleichfalls begleitete die Scheidenden derselbe Zudrang der Bevölkerung, der zehn Tage früher die Ankömmlinge empfangen hatte.

Das erste Nachtquartier bot das Haus von Abu Ghosch, das zweite das griechische Kloster zu Jaffa. Von dort bestiegen die hohen Reisenden am 23. die mit der Admiralsflagge geschmückte Fregatte Gromoboi.

Vortrefflich schrieb Hieronymus an Paulinus, der nicht nach Jerusalem kommen konnte und ihn selbst um seines heiligen Wohnorts willen nicht für besser halten sollte: Ueber Britannien und über Jerusalem steht die Himmelspforte gleicherweise offen. Dennoch wird der Schatz unvergleichlich theuerer Erinnerungen, der frommen Gemüthern von einer Wallfahrt nach Jerusalem bleibt, unbestritten bleiben. Non Hierosolymis fuisse sed Hierosolymis bene fuisse laudandum est («Wie man in Jerusalem war, darauf kommt's an»): das schreibt in demselben Briefe derselbe heilige Mann, der sich glücklich fühlte, der Geburts-Felsengrotte zu Bethlehem wie im Leben so im Tode noch nahe zu bleiben.

XIX.

Die Kirche zum heiligen Grabe.

Das heilige Grab.

Ueber mancherlei wünscht' ich vor meinem Abschiede von Jerusalem ein Wort hier anzufügen, wie über die Verhältnisse des anglikanischen Bisthums und die vortrefflichen Anstalten, die es ins Leben gerufen. Der Drang des Augenblicks nöthigt mich darauf zu verzichten; nur dem Mittelpunkte der christlichen Heiligthümer der heiligen Stadt gestatt' ich mir noch eine kurze Betrachtung zu widmen.

Betreten wir Jerusalem durch's Jaffathor, so haben wir zwei Stadttheile zur Rechten im Süden, zwei andere zur Linken im Norden. Die beiden ersteren sind der armenische und der jüdische, von denen jener westlich, dieser östlich liegt; die beiden anderen der christliche im Westen und der mohammedanische im Osten.[1] In der

[1] Die Bevölkerung Jerusalem's mag sich etwa in folgenden Ziffern ausdrücken lassen: Juden zwischen 8 und 9000; Mohammedaner (Civil und Militär) 6 bis 7000; Griechen über

Mitte des christlichen, das heisst also im nordwestlichen Theile der Stadt, steht die Kirche des heiligen Grabes oder, wie sie besonders die Griechen nennen, die Auferstehungskirche. Aus der ihr zunächst gelegenen von Westen nach Osten laufenden Südgasse treten wir durch eine niedere Pforte auf den Vorplatz der Kirche, der tiefer liegt als die genannte Gasse. Dieser Platz, ehedem eine Säulen-Vorhalle, wovon noch Reste übrig sind, bildet ein Viereck und ist mit breiten Steinplatten belegt. Westlich neben dem Kirchen-Eingange steht die Ruine vom mittelalterlichen Glockenthurme. Vor unseren Augen haben wir zwei in leichten Spitzbogen ausgeführte Portale, es sind die einzigen der Kirche; doch ist das östliche vermauert, und nur das westliche öffnet zwischen zierlichen Säulenbündeln von Verde antico und von Porphyr seine zwei schweren hölzernen Thürflügel.

Nach unserem Eintritte führen uns wenig Schritte in gerader Richtung zu einer länglichen hellröthlichen Marmorplatte, umgittert und umleuchtet, dem sogenannten Salbungssteine. Thun wir noch einige Schritte, so stehen wir im Mittelpunkte des ganzen Kirchengebäudes, soweit es über der Erde angelegt ist, und zugleich, wie eine seltsame alte Tradition will, im Mittelpunkte des Erdkreises. Das eben bezeichnete Gebäude bildet ein längliches Viereck, dessen Langseiten von Westen nach Osten laufen

---

2000; römische Katholiken mit Einrechnung einer geringen Zahl unirter Griechen gegen 1000; Armenier und andere orientalische Christen 6 bis 700; Protestanten gegen 200. Die Gesammtzahl stellt sich hiernach auf 19 bis 20,000.

und im Westen wie im Osten durch Halbkreise geschlossen werden. Beide Halbkreise haben eine Kuppel über sich; die im Westen, die grössere, wölbt sich über dem heiligen Grabe; die im Osten über der den Griechen zugehörigen Kathedrale, das Katholikon genannt.

Das längliche durch die Halbkreise wie ein doppeltes Hufeisen geschlossene Viereck hat im Süden wie im Norden einen Anbau, ein gestrecktes Viereck. Das nördliche, fast ganz der westlichen Hälfte des Hauptgebäudes angesetzt, enthält nichts als die lateinische Kirche. Das südliche hingegen, links und rechts von unserem Eingange und ziemlich die Mitte des Hauptgebäudes haltend, enthält auf der rechten d. h. östlichen Seite den Felsenhügel Golgotha, der ein plattes Dach über sich hat, während die linke Seite dem besonderen armenischen Gottesdienste und Gebrauche angehört.

Endlich ist dem Hauptgebäude noch ein östlicher langgestreckter Flügel angesetzt, das ist der unterirdische Kirchentheil; er ist namentlich der Kreuzesauffindung und der Erinnerung an die fromme Kaisermutter Helena gewidmet, gekrönt durch eine mässige doch das Plattdach von Golgotha übersteigende Kuppel.[1]

Aus diesen Angaben wird zur Gnüge erhellen, dass das berühmte und gefeierte Gebäude kein symmetrisches Ganzes ausmacht, dass es vielmehr aus der mühsam künstlichen Vereinigung verschiedener Oertlichkeiten zu einem

---

[1] Die Anschauung, die wir hiermit von der Grabkirche zu vermitteln gesucht, wird der beigefügte Grundriss vervollständigen.

Ganzen geworden ist. Es ist damit zugleich bewiesen, dass man es vorgezogen hat die seit Constantin's Bauten geschichtlich gegebenen Oertlichkeiten festzuhalten und sie trotz des Mangels an Einheit und Ebenmass mit gemeinsamen Mauern zu umschliessen, als mit Hintansetzung topographisch-geschichtlicher Treue einen in harmonischen Formen vollendeten Kirchenbau auszuführen. Und zwar geht dieser Gesammtbau, diese Vereinigung der einzelnen heiligen Stätten zu einem einzigen Kirchengebäude bis auf die Kreuzzüge zurück. Denn wie in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts das Heiligthum dastand, so ist's in der Hauptsache, trotz der inzwischen eingetretenen Zerstörungen und des schrecklichen Brandes vom Jahre 1808, bis auf den heutigen Tag wiederhergestellt worden. Was vor den Kreuzzügen an derselben Stätte aufgebaut war, hatte seit Constantin wiederholte Zerstörungen und Veränderungen erfahren. Der ursprüngliche Bau Constantin's aber, von wahrhaft kaiserlicher Pracht getragen, bestand in einem doppelten oder dreifachen Bauwerke. Eine Kirche erhob sich im Halbkreise über dem heiligen Grabe, um welches ringsum zwölf Säulen zur Darstellung des Apostelkreises gesetzt waren. Eine andere Kirche von viel grösseren Dimensionen und vom grössten Reichthume an prächtigen Marmorsäulen war dem seligmachenden Zeichen des Kreuzes oder Golgotha geweiht. Endlich war zwischen beiden Tempeln, dem Dome und der Basilika, ein grosser freier spiegelglatt gepflasterter Platz, den auf drei Seiten Säulengänge umgaben. Ein Blick auf den Grundriss des heutigen Gebäudes wird sogleich erkennen lassen, dass der Grabdom im Westen und die

Kreuzbasilika gegenüber im Osten gelegen. Dass die zwei wichtigsten Stätten der Verehrung, denen diese beiden Kirchen gewidmet waren, seit jenem Erstlingsbau wesentlich verlegt worden seien, ist sehr unwahrscheinlich.[1]

Nach der allgemeinen Umschau in der heutigen Grabkirche werfen wir noch einen flüchtigen Blick in die drei Haupttheile derselben.

Indem wir unsere Schritte zuerst nach Westen lenken, stehen wir vor der dem heiligen Grabe insbesondere gewidmeten Domkirche, da wo sie sich nach Osten, gegenüber der griechischen Basilika öffnet. In einem nur nach Osten offenen Kreise stehen sechzehn grosse Pfeiler, welche mit Ausnahme der vier östlichen, deren zwei links zwei rechts von uns stehen, durch doppelte über einander gesetzte Arkaden verbunden sind. Darüber ist der Kuppelbau ausgeführt, der an den unteren Wänden durch fensterartige Nischen die Arkaden fortsetzt, und aus der Mitte der kupfergedeckten Kuppel durch eine runde mit feinem Drahtgitter versehene Oeffnung das Licht auf's heilige Grab fallen lässt, das sich gerade darunter befindet. Innerhalb der Pfeilerrotunda nämlich steht vor uns eine längliche Kapelle, von aussen mit Säulen und Halbpfeilern

---

[1] Eine genaue Beschreibung des Constantin'schen Baues hat uns Eusebius in seiner Biographie dieses Kaisers im 3. Buche hinterlassen. Siehe 3, 33 fgg. Unmittelbar vorher (3, 30—32) steht Constantin's eigenes Schreiben über den Bau an Bischof Makarius zu Jerusalem. Eine ganze Geschichte der Bauten über Grab und Kreuzesstätte ist wiederholt niedergeschrieben worden; Tobler hat ihr einen grossen Theil seiner Schrift: «Golgatha. Seine Kirchen und Klöster» (1851) gewidmet.

schön geziert, über sich ein kuppelartiges Dachthürmchen. Vor dem Eingange sind zu beiden Seiten Marmorbänke angelegt; neben ihnen brennen dicke Wachskerzen auf grossen silbernen Kandelabern. Darüber spannt sich vom Kapellendache schräg in die Höhe ein tuchenes Schutzdach aus, ein doppeltes Panier darstellend. Es wird dadurch eine Vorhalle der Kapelle gebildet. Aus ihr treten wir durch die erste Thür in einen geschlossenen Raum von 17 Fuss Länge und 10 Fuss Breite ein, dessen Mitte ein Stück Felsen auszeichnet, nach der Tradition Ueberbleibsel des Steines vor dem Grabe Christi, den der Engel abgewälzt.[1] Hiervon hat der Raum den Namen der Engelskapelle. In ihren Wänden befinden sich Oeffnungen, aus denen das berühmte griechische Osterfeuer der harrenden Menge hinausgereicht wird. Aus der Engelskapelle, die dem Vorderraume eines altjüdischen Grabes entspricht, gelangen wir durch einen niedrigen und schmalen Eingang (4 Fuss hoch, 2 Fuss breit) in die Grabgrotte oder Grabkapelle im engsten Sinne. Sie ist ungefähr 7 Fuss lang, 6 Fuss breit, 8 Fuss hoch. Ihre Wände sind mit weissem Marmor überkleidet. Auf der Nordseite, zur Rechten des Eintretenden, liegt, die Hälfte der ganzen Grotte einnehmend, das Grab selbst, von dem jedoch nur die Marmorüberkleidung aussen und oberhalb sichtbar ist.

---

[1] Schon aus dem Jahre 348 haben wir bei Cyrill von Jerusalem die erste Erwähnung dieses Steins, von dem jedoch nach mancher Ungunst des Schicksals (Siehe Tobler: Golgatha, S. 171 fgg.) der vorhandene Block offenbar nur als ein Fragment betrachtet werden kann.

Die den Deckel bildende Marmorplatte ist in zwei Theile gespalten. Von der Decke, in der Mitte offen, hangen zahlreiche goldene und silberne Lampen herab, Weihgeschenke von hoher Hand. In kleinen Wandnischen stehen Leuchter mit Kerzen sowie zierliche Gefässe mit Blumen.

An der westlichen Aussenseite dieses Heiligthums ist eine kleine dürftige Kapelle für die Kopten angebracht. Dieser Kapelle gegenüber, also noch weiter westlich, liegt die noch dürftigere Kapelle der Syrer, aus der wir durch eine gegen Süden angebrachte Thür in einen engen Raum treten, wo uns mit Ausnahme der östlichen zur Pfeilerrotunda gehörigen Wand ringsum und auch über uns der natürliche Fels umgibt. In diesem Felsen befinden sich zwei horizontal in der Wand angelegte Grabnischen und zwei senkrechte Gräber auf dem Boden. Während die Senkgräber dem altjüdischen Gräberbau weniger entsprechen, gilt dies von den Schiebgräbern, die eine Länge von $5\frac{1}{2}$ Fuss neben $1\frac{1}{2}$ Fuss Breite und $2\frac{1}{2}$ Fuss Höhe haben.[1]

---

[1] Schultz der erste preussische Consul zu Jerusalem schreibt darüber: «Die senkrecht in die Erde gehenden mögen einer späteren, vielleicht der Zeit der Kreuzfahrer angehören. Die horizontal in die Felswand gearbeiteten Nischen sind aber genau den Nischen ähnlich, wie sie in der, Jerusalem umgebenden Nekropolis zahlreich zu finden sind. Mir scheint es unzweifelhaft, dass hier ein altes Felsengrab war, lange vor der Erbauung der Grabeskirche, und ein altjüdisches Felsengrab, also noch vor der Zerstörung Jerusalem's durch die Römer.» Siehe «Jerusalem. Eine Vorlesung» (1845), S. 97. Anders urtheilt Tobler, der zunächst anmerkt (Golgatha, S. 355), dass die normale Länge der altjüdischen Gräber 6 Fuss betrage.

Auf Golgotha führt uns eine aus der Nähe des Salbungssteines, also südwestlich, aufsteigende Treppe von 18 Stufen; eine andere von 13 Stufen ist im Nordwesten angelegt. Da stehen wir auf einer 40 Fuss langen und 21 Fuss breiten überwölbten Plattform, getheilt in zwei von Marmorsäulen getragene und durch einen offenen Bogen verbundene Kapellen, eine nördliche und eine südliche. Die nördliche ist die Kreuzigungskapelle. Unter ihrem Hochaltare im Osten wird hinter Gitterwerk der natürliche Fels mit den drei Kreuzeslöchern gezeigt, von denen das mittlere eine Silberplatte mit griechischer Inschrift auszeichnet. Daneben ist nach Entfernung einer schmalen länglichen Marmorplatte ein tiefgehender von West nach Ost gerichteter Felsenriss sichtbar. Die südliche Kapelle soll den Raum einnehmen, wo vor der Aufrichtung des Kreuzes der Herr ans Holz befestigt wurde. Gerade unter Golgotha oder der Kreuzigungskapelle ist ein nach dem Urvater Adam benannter Raum: dort sehen wir einen unteren Theil des Golgothafelsens mit demselben Felsenriss, der hier mehr horizontal erscheint. Vor der Adamskapelle bezeichnen zwei steinerne Bänke die Stätten, wo ehedem Gottfried's und Balduin's Särge gestanden.

Zuletzt steigen wir hinter dem Griechen-Chore auf 28 Marmorstufen zum unterirdischen Kapellenbau hinab. Zwölf Fuss unterm Boden der griechischen Kathedrale finden wir den Altar der Helena und den des reuigen Schächers. Südöstlich von beiden führen noch andere 13 Stufen zu der Stätte hinunter, wo die Kreuzesauffindung ihren Altar hat; er befindet sich 22 Fuss unter der Griechenkirche.

Diese Oertlichkeiten nun, vorzugsweise die als Golgotha und als heiliges Grab benannten, lassen sich unmittelbar prüfen in Ansehung ihrer Aechtheit. Man hat zu diesem Behufe die Grabeskapelle darauf angesehen, ob sie nach Entfernung der marmornen Bekleidung in der That aus natürlichem Felsen bestehe; ebenso fragt man ob wol unter der Marmorgrabplatte wirklich ein Felsengrab gefunden werde, worin der Herr gelegen haben könne. Beide Fragen haben ihr Recht und können durch genaue Lokaluntersuchung jedenfalls gelöst werden. Sollte aber die Untersuchung wenig zu Gunsten der Aechtheit ausfallen, sei es dass sich das Felsenhaus nicht mehr vorfände (obschon dies keineswegs nachgewiesen) oder das Grab altjüdischen Mustern nicht entspräche (was ebenso wenig entschieden ist), so darf nicht vergessen werden, dass die wiederholten fanatischen Zerstörungen,[1] die darüber gegangen sind, nach ausdrücklichen alten Zeugnissen die Felsenstätte selbst betroffen haben. Dies ist um so mehr in Anschlag zu bringen, als bei den verschiedenen Bauverherrlichungen, schon von der ersten an, viel weniger auf die Erhaltung des natürlichen und offenbar gesichertsten Bestandes Bedacht genommen worden, als auf verschönernde Zurichtungen. Auch werden die sich aus einer heutigen strengen Prüfung möglicherweise ergeben-

---

[1] Es werden deren vor dem grossen Brande von 1808 nicht weniger als fünf gezählt, die in folgende Jahre fallen: 614. 936. 969. 1010. 1244. Die erste unter Chosroes sowie die vierte unter dem ägyptischen Khalifen El Hakem und die fünfte unter den Charismiern sind als die gewaltsamsten überliefert worden.

den Mängel durch die Beschreibungen des früheren und frühesten Bestandes ausgeglichen, wie z. B. die von Arculf aus dem Ende des siebenten Jahrhunderts[1] das inmitten der Rotunda stehende und nur aussen mit Marmor bekleidete enge[2] Felsenhäuschen ausser Zweifel stellt.[3] Und das Eine ist doch jetzt noch völlig klar, dass die Oertlichkeit eine felsige und zu Gräbern geeignet gewesene ist; denn nur wenig Schritte davon treten wir noch jetzt in die schon betrachtete enge Felsengrabhöhle der Syrerkapelle. Die Meinung, man habe sich im vierten Jahrhunderte gleich daneben ein Felsengrab ausgedacht und aus Spekulation ausgehauen, ist doch wol noch Niemand im Ernste beigekommen.

Aber auch bei einer abweisenden Kritik des heutigen Golgotha bleibt nur eine ähnliche Meinung und kein besserer Ausweg übrig. Hier, wo feindliche Zerstörungssucht ein ungünstigeres Feld vorfand, obgleich auch über Zertrümmerungen desselben berichtet wird, liegt uns noch heute ein felsiger Hügel vor Augen. Der Einfall, dass er vielleicht von Menschenhänden aufgesetzt worden sei,

---

[1] Vergl. darüber Tobler (Golgatha, S. 181 fgg.), der ausser der Druckausgabe Mabillon's in Act. SS. ord. S. Bened. II. auch handschriftliche Quellen benutzte.

[2] Die Lesart terni verdient doch wol vor der andern ter terni den Vorzug. Vergl. Tobler a. a. O. S. 182.

[3] Es darf nicht erst betont werden, dass im Allgemeinen die alten Reiseberichte mit vorsichtiger Kritik behandelt werden müssen. So kostbar solche Aufzeichnungen sind, so dürfen sie doch gewiss nicht ohne Weiteres mit dem Thatbestande identificirt werden.

verräth, wenn er anders ernstlich gemeint sein kann, ein Uebermass an Liebhaberei der Verneinung. Da trotz aller Verheerungen der Augenschein für's Gegentheil zeugt, so hätte eine solche Kritik ein kolossales Meisterstück frommen Betrugs zur Voraussetzung; es liesse sich darauf anwenden was von gewissen rationalistischen Wundererklärungen gesagt worden ist, sie seien wunderbarer als das Wunder selbst.[1] Hat man aus der Verschiedenheit der Angaben über die Grösse des Felsenspalts[2] geschlossen, dass wenigstens dieser künstlich sei — wogegen gleichfalls, soweit meine Augen ein Urtheil gestatten, der Augenschein zeugt —, so betrifft dies doch wol schwerlich die Frage von der Aechtheit des Felsenhügels, bei welcher ebenso wenig ein Gewicht auf die drei Kreuzeslöcher gelegt werden kann.

Eine andere Berechtigung hat es, wenn man die Frage von der Aechtheit derselben Oertlichkeiten darnach beurtheilt, ob sie zur Zeit Christi ausserhalb des Thors, ausserhalb der Stadtmauer, wie die Schrift verlangt, ge-

---

[1] Wenn der Pilger von Bordeaux das Golgatha-Berglein («monticulus Golgatha») erwähnt, Hieronymus den Kreuzesfelsen («crucis rupes»), Rufin den Golgatha-Felsen («Golgathana rupes»), so hätte sie natürlich alle der Baukünstler berückt.

[2] Aber aus demselben 16. Jahrh. findet sich (nach Tobler's Angabe: Golgatha, S. 287) bei Tschudi vom Jahre 1519, der Spalt sei so gross «das ein Mensch darein schlieffen mag», und bei Ecklin vom Jahre 1552, dass man eine Hand darein stossen könne. Aus einer solchen Verschiedenheit lässt sich auf nichts als auf die Flüchtigkeit der Beobachtung oder die Ungenauigkeit der Darstellung schliessen.

legen haben. Auch diese Untersuchung hat freilich grosse Schwierigkeiten. So oft jetzt bei neuen Bauten zu Jerusalem nach dem alten Felsengrunde gegraben wird, weist sich's aus, dass Trümmer über Trümmer, Schutt über Schutt lagert in der unverwüstlichen und doch so oft verwüsteten Stadt David's. Wer mag da noch unzweifelhafte Reste einer Mauer auffinden, die schon seit 1800 Jahren in die Stadt und die Stadtbauten hineingezogen worden sind. Nichtsdestoweniger liegen uns vortreffliche Anhaltspunkte zur Bestimmung des Laufs dieser Mauer vor, obgleich sie bis jetzt mehr dazu gedient, den Widerstreit der Meinungen zu begünstigen als zu lösen.

Unsere Hauptquelle für die Kenntniss der alten Mauern Jerusalem's ist Josephus in seinen Büchern über den jüdischen Krieg, dem er selbst als Begleiter des Titus beigewohnt, und über die jüdischen Alterthümer.[1] Zur Zeit der verhängnissvollen Römerangriffe hatte Jerusalem drei Mauern. Da aber die dritte erst einige Jahre nach Christi Tod vom König Agrippa hinzugefügt worden, so bleiben für die Zeit des Todes Christi nur die beiden älteren. Die erste, ein Werk der frühesten Könige, um-

---

[1] Eine dankenswerthe Zusammenstellung alles dessen was sich in diesen Büchern auf die Topographie Jerusalem's bezieht, freilich nur in lateinischer Uebersetzung aber mit vortrefflichen Erläuterungen, gab der schwedische durch seine eigenen Reiseforschungen über Jerusalem (in den Jahren 1821 und 1822) wohlbekannte Probst Dr. Berggren heraus, unter dem Titel: Flavius Josephus, der Führer und Irreführer der Pilger im alten und neuen Jerusalem. Mit einer Beilage, Jerusalem des Itinerarium Burdigalense enthaltend. 1854.

schloss südlich und nördlich Zion und die Zionsstadt, als eine kurze Quermauer im Norden und eine weitausgeschweifte Rundmauer im Süden. Die zweite betraf nur die nördliche Stadtregion. Da nun im Norden von Zion Golgotha mit dem Grabe liegt, so lässt sich die Frage, die uns beschäftigt, bestimmter dahin fassen: Lief diese nördliche Mauer, die zweite des Josephus, westlich oder östlich von Golgotha. Gilt das Erstere, der westliche Lauf, so schloss sie das heutige Golgotha in die Stadt ein; dieses verlöre dadurch seine Ansprüche auf Aechtheit. Lief sie aber östlich, so blieb Golgotha ausserhalb; es bewährte dadurch seine Aechtheit.

Josephus sagt dass sie von der nördlichen Quermauer auslief, und bezeichnet die betreffende Stelle genauer als das Thor Gennath (Genath), wogegen er die erste und die dritte Mauer vom Thurme Hippikus auslaufen lässt. Da der Hippikus zu einem guten Theile jetzt noch vorhanden,[1] so fragt sich's wie weit östlich davon das genannte Thor lag. Dass es in nächster Nähe vom Hippikus gewesen sei, wird schon dadurch ganz unwahrscheinlich, dass Josephus darauf mit keinem Worte hindeutet; eine solche Hindeutung würde sich fast von selbst ergeben haben, da er daneben sagt: Die erste Mauer lief vom Hippikus aus, die dritte Mauer lief vom Hippikus aus. Wir erfahren ferner aus Josephus, dass Herodes in der nördlichen Mauer neben seinem Hippikus noch zwei andere Thürme erbaute, «an Grösse Pracht und Festigkeit aus-

---

[1] Siehe oben S. 209. Auf unserem Plane ist die nördliche Spitze der Citadelle neben dem Jaffathore dafür anzusehen.

gezeichnet vor allen in der Welt».[1] Da Herodes bei diesen Thürmen offenbar die Sicherheit der Stadt, insbesondere den Schutz seiner eigenen unweit südlich davon gelegenen Residenz berücksichtigt hat, so können die beiden Thürme nicht da in der alten Mauer angelegt worden sein, wo sie bereits von der zweiten Mauer umschlossen war. Haben aber diese Thürme westlich vom Anfang der zweiten Mauer gelegen, was auch mit dem Gange der Belagerungsarbeiten unter Titus harmonirt,[2] so muss das Ausgangsthor dieser Mauer von Golgotha südöstlich und nicht südwestlich gewesen sein.[3]

Ob der Name dieses Thores richtig bei Josephus Gennath (Genath)[4] gelesen werde, ist mehrfach in Zweifel

---

[1] De bell. Jud. 5, 4, 3.

[2] Vergl. darüber Berggren a. a. O. S. 47; auch S. 45.

[3] Berggren verbreitet sich, in strengem Anschlusse an die Beschreibung des Josephus, ausführlich über die ganze Frage. So schreibt er S. 35: «Will man sich die zweite Mauer oberhalb des Golgatha, d. h. im Westen desselben ursprünglich gezogen und die Kirche des heiligen Grabes demnach als in die Unteraltstadt eingeschlossen denken» ... «so wird zwar die Unteraltstadt sammt ihrer Mauer grösser, grösser aber als es mit den Angaben des Josephus sich vereinigen lässt» ... Vergl. ferner besonders S. 43. S. 26. Zusammenfassend schreibt er S. 36: «Nein, die vorhin ausgesprochene, mit der Geschichte in völliger Harmonie stehende Ueberlieferung, sowie der Umstand, dass für die Ziehung der zweiten Mauer östlich von der Grabeskirche sowohl aus Josephus als aus der Beschaffenheit des Bodens unwidersprechliche Gründe sich beibringen lassen, sprechen hinlänglich und genügend für die Echtheit des Grabes Christi.»

[4] Dieser Name bedeutet «Gartenthor». Als solches kann

gezogen worden.[1] Die von Krafft versuchte Umsetzung in Goath bewährt sich jedoch wenigstens nicht durch dokumentliche Autorität.[2] Ebenso wenig möchte sich die Vermuthung desselben Gelehrten[3] bewähren, dass der bei Jeremias 31, 39 Goatha genannte unreine Hügel («Hügel des Sterbens») mit dem Golgotha des Neuen Testaments zusammenfalle,[4] wornach das letztere seit frühen Zeiten für Hinrichtungen in Gebrauch gewesen sein müsste.

Dass übrigens der Name Golgotha auf die Schädelform des Hügels zurückgeht, ist nach der Ausdrucksweise

---

es zu Gärten im Norden von Zion geführt haben, wogegen nichts einzuwenden.

[1] Vergl. besonders Krafft: Die Topographie Jerusalem's, S. 28.

[2] Krafft hatte irriger Weise im kritischen Apparate zu Josephus γυάϑ statt γενάϑ gelesen.

[3] Siehe a. a. O. S. 158.

[4] Berggren sagt dazu S. 32: «Dass der Goata-Hügel Jeremia's mit dem Golgata-Hügel der Evv. identisch sei, und dass das Genath-Thor des Josephus dasselbe bezeichne, als wenn er das Goata-Thor oder Golgata-Thor geschrieben hätte, ist mehr als wahrscheinlich.» Er merkt dann noch an wie leicht Genat und Goat in hebräischer Abschrift verwechselt werden konnten, da es sich dabei nur um נ und ו handelt. Krafft hat sich aber besonders mit der für diese Hypothese benutzten Autorität des Hieronymus geirrt. Denn der von Hieronymus (adv. Jovinian. I. im Vol. IV. 2, 164 bei Martianay) angeführte mons Gaas ist kein anderer als der Jos. 24, 30 und Richt. 2, 9 als Josua's Begräbnissstätte genannte Theil des Gebirgs Ephraim. Dass diese Stätte typisch von Josua auf Jesum und also vom Gebirg Ephraim auf eine gleichnamige Gegend zu Jerusalem zu übertragen sei, davon sagt Hieronymus nichts.

des Lukas, der den Hügel geradezu und ausschliesslich den «Schädel» nennt,[1] und der von den übrigen Evangelisten beigeschriebenen Erklärung: Stätte des Schädels, kaum zweifelhaft. Wahrscheinlich hat dies auch zu der alten vom 2. Jahrh. an niedergeschriebenen und verschiedenartig ausgesponnenen Tradition geholfen, dass auf der Grabstätte des «zweiten Adam» der Schädel des «ersten Adam» begraben liege.[2]

Der südwestlich von der Grabkirche gelegene Teich, der unter seinen vielen Benennungen (wie Patriarchenteich, Teich des h. Grabes, Badeteich) seit zwei Jahrhunderten auch die nach Hiskias erhalten hat, und neuerdings noch lieber für den alten Mandelteich angesehen wird, kann bei so grosser Unsicherheit über seine Beziehung zur vorchristlichen Zeit in dieser Angelegenheit kein Gewicht beanspruchen. Wol aber verdient alle Beachtung die neulichst[3] geltend gemachte Beobachtung, dass die zweite Mauer des Josephus, die Nordmauer, keineswegs identisch sei mit der alten[4] Hiskias-Mauer, die den wahren Hiskias-Teich eingeschlossen haben muss,

---

[1] Luc. 23, 33: ἐπὶ τὸν τόπον τὸν καλούμενον κρανίον.

[2] Thenius sprach in Illgen's Zeitschr. f. hist. Theol. 1842. 4, 10 die Vermuthung aus, der Schädelfelsen sei in der Felskuppe über der sogenannten Jeremiasgrotte wieder zu erkennen. Aber diese so eigenthümliche und hervorragende Lokalität hätte niemals verwechselt werden können.

[3] Wir meinen die Schrift von Gustav Unruh: Das alte Jerusalem und seine Bauwerke. Ein Beitrag zur biblischen Alterthumskunde. Mit 8 Plänen und 36 Abbildungen. 1861.

[4] S. 2. Chron. 32, 2 fgg.

sondern mit derjenigen, welche nach Zerstörung der früheren im zweiten Jahrhundert vor Christus unter Berücksichtigung besonderer Zwecke von den Makkabäern aufgeführt wurde.[1] Durch die genauere Erörterung dieses Mauerbaues, namentlich nach den Angaben des Josephus, ist eine neue Bestätigung dafür gewonnen worden, dass das heutige Golgotha zur Zeit Christi ausserhalb der Mauer gelegen.[2]

Zuletzt darf hier noch angemerkt werden, dass beim Grundgraben für die russischen Bauten im Osten der Grabkirche Reste eines jüdischen Mauerwerks zu Tage gekommen sind, dessen Werkstücke von kundigen Augenzeugen mit den vielbewunderten der Einfassungsmauer des Tempelplatzes zusammengestellt werden konnten. Ist damit nicht sehr wahrscheinlich die so angelegentlich gesuchte zweite Mauer des Josephus wirklich aus ihrem Schuttgrabe hervorgetreten, um auch ihrerseits ein Wort in den gelehrten Meinungsstreit hineinzurufen? Hoffentlich

---

[1] 1. Macc. 10, 10 fgg. Joseph. Ant. Jud. 13, 2, 1. 5, 11.

[2] Unruh S. 164 schreibt darüber: «Eine zuverlässige Ermittlung dieser «mitten in der Stadt» erbauten neuen Mauer, der wir hiermit den Namen «Mauer der Makkabäer» beilegen, hat um deswillen eine besondere Wichtigkeit, als sie geeignet ist, den alten Streit über die Aechtheit des h. Grabes endlich zu einer definitiven Entscheidung zu bringen.» Und S. 166: «Da nach dem später erfolgten Abbruch der Bezethamauer die Mauer der Makkabäer bis auf den König Agrippa II. die einzige Mauer war, durch welche Jerusalem auf der Nordwestseite begrenzt wurde, so lag der Hügel Golgatha zu Christi Zeit ganz unzweifelhaft ausserhalb der damaligen Stadtmauern.»

haben genauere Beobachtungen bei dem wichtigen Funde nicht gefehlt.

Von der topographisch-historischen Betrachtung wenden wir uns zur Tradition. Das ist jene ebenso mächtige als zweideutige Instanz. Ihre überreiche und so oft jeder gesunden Kritik und Wissenschaft Hohn sprechende Aus- und Verbildung hat sie in schlechteren Ruf gebracht als sie verdient. Man vergisst dass so weniges in demjenigen, was wir Geschichte nennen, etwas anderes ist als Tradition. Man übersieht auch dass es viel leichter ist historische Thatsachen zu bezweifeln als zu begreifen. Seltsamer Weise sieht man schon die Vorliebe für Zweifel und Verneinung als einen Beweis des Scharfsinnes an, während doch wol gleiche Beschränktheit, gleichen Mangel an Urtheil verräth wer über den Zweifel am Zuverlässigen nicht hinauskommt, als wer dem Ungereimten Glauben schenkt. Es sei ferne von mir gelehrten Forschern, die zu anderen Resultaten als ich gelangt, mit diesen Worten zu nahe treten zu wollen, aber ausser der ernsten Forschung bleibt noch ein weiter Spielraum für ihre Anwendung.

Dem Traditionsbeweise für's heilige Grab scheint von vielen Seiten dadurch Unrecht geschehen zu sein, dass man sich weit mehr mit solchen Stücken zu schaffen gemacht, deren Beweiskraft äusserst leicht wiegt, als mit einer sorgfältigen Prüfung des Eusebianischen Quellentextes. Seitdem vollends Chateaubriand an die Spitze der Traditionshelden getreten, hat seine französisch-katholische Behandlungsweise verführt und angesteckt. Da schwerlich daran gezweifelt wird, dass die heiligen Oert-

lichkeiten, wie sie heute vorliegen, eben so ächt seien als die von der Munificenz des ersten christlichen Kaisers verherrlichten, oder mit andern Worten, dass die Aechtheit der heutigen Heiligthümer von der Frage abhängig sei, ob das ächte Grab und das wahre Golgotha durch Constantin's Bauwerke ausgezeichnet worden, so haben wir vor allem und auf's Sorgfältigste die authentische Berichterstattung des Eusebius darüber zu prüfen.[1]

---

[1] Zum Voraus noch eine Bemerkung. Den Werth einer etwaigen sehr alten Tradition über das heilige Grab glaubt Robinson durch die Zusammenstellung mit den Traditionen über die Geburtshöhle zu Bethlehem und die Auffahrtsstätte auf dem Oelberge abschwächen zu können, indem er diese beiden unter allen ähnlichen für die nachweisbar ältesten und doch wegen ihres Widerspruchs mit dem Schrifttexte für entschieden irrig hält. Ueber das Verhältniss der Bethlehemitischen Felsenhöhle zur evangelischen Geburtsstätte mit der Krippe ist das Nöthige schon gesagt worden, ein Widerspruch liegt in der Verschiedenheit beider nicht vor. Aber auch die Himmelfahrtsstätte beweist nicht was sie beweisen soll. Robinson meint, die Stelle auf dem Oelberge widerstreite dem Texte bei Lukas 24, 51. (Siehe II, 283 fgg. und gleichfalls die Neueren Bibl. Forschungen 337 fgg.) Dagegen ist zunächst zu erinnern, dass sie dem Texte des Lukas in der Apostelgeschichte 1, 12 entspricht; denn die nach der Auffahrt angegebene Rückkehr vom Oelberge, einen Sabbather-Weg von Jerusalem, lässt sich ohne Künstelei nicht anders als so auffassen, dass auch die Auffahrt vom Oelberge aus erfolgt ist. Sollte nun ein Widerspruch mit dem Evangelium desselben Verfassers vorliegen, weil 24, 51 gesagt ist: «er führte sie hinaus bis gen Bethanien», so konnte die früheste Tradition doch nur entweder dem einen oder dem anderen Berichte folgen. Denn obgleich neuerdings ein Standpunkt auf den Höhen des Oelbergs gefunden worden, von wel-

Eusebius erzählt in seiner Biographie Constantin's (3, 25 fgg.), der Kaiser habe ein denkwürdiges Werk in

---

chem Bethanien sichtlich ist, so lässt sich doch dieser Standpunkt nicht für den Ausdruck des Lukas «bis gen Bethanien» nützen, wie auch neben diesen Worten der Oelberg gar nicht erwähnt wird. Ebenso wenig lassen sich Bethanien und Oelberg zusammenrechnen, wenngleich das erstere auf einem südöstlichen Ausläufer des letzteren gelegen. Dies verbietet hier schon die Angabe der Entfernung eines «Sabbather-Wegs», die vortrefflich auf den Oelberg, aber nicht auf Bethanien passt. Allein im Evangelium ist der Zusatz: «und er fuhr auf gen Himmel» von gewissenhafter Textkritik für unächt zu erklären, d. h. Lukas hat ihn nicht hinzugeschrieben, obgleich es frühzeitig von anderer Hand geschehen. Abgesehen von Bedenklichkeiten die im Zusammenhange liegen, ist der Sinaitische Codex und der berühmte Cambridger, sowie fünf der ältesten lateinischen Urkunden zugleich mit dem h. Augustin (diese Genossenschaft sichert hoffentlich vor frommer Verdächtigung) gegen die Aechtheit. Vergl. mein N. T. Ed. VII. Die plötzliche Entrückung des Heilands aus dem Kreise der Jünger, wie sie demnach an der Lukasstelle vorliegt, steht in strenger Harmonie mit der Art des persönlichen Verkehrs des Auferstandenen, soweit wir diesen Verkehr überhaupt aus den Evangelien kennen lernen. Offenbar verliert aber dadurch die Ortsangabe «bis gen Bethanien» das Recht, die Angabe der Apostelgeschichte von der Himmelfahrt auf dem Oelberge zu beeinträchtigen. Da ausser der Lukasstelle auch der Schluss des Markusevangeliums von der Kritik verworfen werden muss (vergl. mein N. T. Ed. VII.), so ergibt sich als Thatsache, dass keins unserer Evangelien ein vor der Jünger Augen erfolgtes Aufgehobenwerden zum Himmel überliefert hat. Steht somit die Apostelgeschichte mit ihrem Berichte allein, so ist die Auffahrtsstelle des Oelbergs auf Grund des Schrifttextes nicht anzufechten.

Palästina unternommen, indem er's für Pflicht erachtet, die Stätte der Auferstehung des Herrn für Jedermann herrlich und ehrwürdig herzustellen. Er habe dies nicht ohne göttliches Zuthun (οὐκ ἀθεεί), sondern vom Heilande selbst dazu getrieben beschlossen. Gottlose Menschen nämlich, so fährt er fort, oder lieber das ganze in ihnen thätige Geschlecht der Dämonen hatte sich bemüht der Finsterniss und der Vergessenheit anheimzugeben jenes göttliche Denkmal der Unsterblichkeit. Sie hatten unternommen jene Heilandshöhle (oder Heilshöhle: τὸ σωτήριον ἄντρον) dem menschlichen Gesichtskreise gänzlich zu entrücken (ἀφανὲς ἐξ ἀνθρώπων ποιήσασθαι), indem sie unverständig genug die Wahrheit selbst dadurch zu vergraben vermeinten. Unter grossem Kraftaufwande hatten sie daher die ganze Stätte mit hochaufgefüllter Erde verschüttet und ein Steinpflaster darauf gelegt, endlich aber darüber ein wahres Seelengrab, einen Schlupfwinkel (μυχόν) für den unreinen Opferdienst der Aphrodite errichtet. Denn dann erst hatten sie geglaubt ihres Zweckes gewiss zu sein, wenn sie mit solcher Schmach die Heilandshöhle überdeckt hätten. Trotzdem dass der Heiland längst mit seinem Lichte die Herzen des Erdkreises erleuchtet hatte, hatten in der That jene gottlosen Machwerke eine lange Zeit hindurch Bestand. Kein Präfekt, kein Feldherr, auch kein früherer Kaiser ist als Vertilger der Schmach erfunden worden. Erst dem gottgeliebten Kaiser war ihre Beseitigung vorbehalten. Von göttlichem Geiste erfüllt (πνεύματι κάτοχος θείῳ) konnte er's nicht ertragen (οὐ παριδών), dass die genannte Stätte durch Feindes-

hinterlist so entweiht, so geschändet war, und der Vergessenheit, der Verkennung überliefert; auch mochte er nicht vor der Bosheit der Anstifter zurückweichen: darum rief er Gott zum Helfer an und befahl die Reinigung. Denn eben die von der Schändung betroffene Stätte, meinte er, müsse durch ihn verherrlicht werden. Sobald des Kaisers Befehl erfolgt war, wurden jene Werke der Täuschung aus der Höhe in die Tiefe hinabgestürzt (*ἄνωθεν ἀφ᾽ ὑψηλοῦ κατεῤῥίπτετο*), die betrügerischen Bauten wurden vernichtet sammt Götzenbildern und Dämonen. Aber dabei blieb des Kaisers Eifer nicht stehen, er liess vielmehr die Trümmer aus Gestein und Holz soweit als möglich fortschaffen. Und auch damit noch nicht zufrieden, liess er voll göttlichen Zuges (*ἐπιθειάσας*) die Erde sehr tief aufgraben und als dämonisch entheiligt hinwegbringen. Als man nun immer tiefer kam, wurde der untere Boden sichtbar, es wurde zugleich damit wider alles Erwarten (*παῤ ἐλπίδα πᾶσαν*) die allheilige Zeugnissstätte der Auferstehung des Heilands sichtbar. Nach diesen Erfolgen schritt der Kaiser sogleich zu den nöthigen Anordnungen, um die Heilandshöhle durch ein gotteswürdiges Bethaus mit kaiserlicher Pracht zu schmücken.

Aus diesem Berichte geht unverkennbar hervor, dass die Grabstätte eben dadurch in aller Gedächtniss feststand, dass sie unter einem Schuttberge vergraben lag, der auf seiner Höhe dem Venusdienst geweihte Baulichkeiten hatte. Mit unberechtigter, dem Texte völlig zuwiderlaufender Willkür hat man gesagt, es ergebe sich daraus nur dass ein Götzenbild auf der Stelle, die Constantin zu der des Grabes erklärt habe, hinterdrein als

auf dem Grabe stehend erwähnt worden sei.[1] Hätte Eusebius, nachdem er so bestimmt und so ausführlich die in der Verspottung ausgeprägte Tradition berichtet, noch ein ausdrückliches Wort von einer Tradition beischreiben sollen, so hätte er ein so arges Missverständniss seiner Worte, wie es wirklich eingetreten, geradezu voraussehen müssen. Es hängt mit dem heidnischen Spottbau offenbar zusammen, dass die Christen schon vor Constantin's Zeitalter zur Geburtshöhle nach Bethlehem und zur Auffahrtsstelle auf dem Oelberge wallfahrteten, aber nicht zum Grabe in Jerusalem, während doch schon seit dem dritten Jahrhunderte auf den Gräbern der Märtyrer Andachtsübungen gehalten wurden. Der Bau hatte seinen Zweck erreicht: die Stätte war dem Besuche, der Andacht der Christen gänzlich verleidet worden. Uebrigens unterstützt das Zeugniss des Eusebius der Wortlaut des kaiserlichen Schreibens an Makarius,[2] indem es von dem langen Zeitraume spricht, den die Bergung des Denkmals (Kennzeichens) des heiligsten Leidens[3] unter die Erde durchdauert, und des hinzugefügten schmachvollen Götzenbildes gedenkt, das er auf göttliches Geheiss entfernt.

---

[1] Vergl. Robinson II, 280. Auch in den Neueren Bibl. Forschungen S. 336.

[2] Ueber den Ausdruck siehe S. 312, Note 1.

[3] Dies scheint Robinson entgangen zu sein, da er schrieb: «Auf welchem Zeugnisse beruht sie?» (Die Thatsache der Errichtung Hadrian'scher Götzentempel auf Golgotha und auf dem Grabe.) «Der früheste Zeuge ist wiederum Eusebius, der nach dem Tode Constantin's schrieb, und nur erzählt» etc. Siehe II, 279.

Hat man gegen das damalige Vorhandensein einer Tradition die von Constantin in seinem Schreiben und von Eusebius hervorgehobene Wunderfügung und göttliche Eingebung geltend gemacht, so wurde dabei übersehen dass sich das Wunder, dem deutlichen Ausdrucke des Textes gemäss, auf die Erhaltung und Wiederauffindung des Denkmals der Auferstehung selbst bezieht, mit keinem einzigen Worte aber auf die Wiedererkennung der Oertlichkeit bezogen wird. Dies gilt vom Schreiben des Kaisers so gut wie von der Erzählung des Eusebius. Die Oertlichkeit wird in der letzteren augenscheinlich vorausgesetzt (3, 25) und ausdrücklich des Kaisers Absicht, sie wieder zu Ehren zu bringen und mit einem Bethause zu schmücken, auf die Mahnung des Heilands bezogen.

Ausserdem ist es höchst bemerkenswerth, dass bei Eusebius kein Wort von einer Auffindung Golgotha's steht. Der heidnische fanatische Eifer hatte sein Hauptziel an der jedenfalls von Anfang an bei den Christen in hoher Verehrung gehaltenen Grabstätte gefunden. Diese galt es durch Schutt und Steinpflaster und den hoch darüber angelegten Götzenkultus in die Nacht der Vergessenheit zu begraben. In Ansehung Golgotha's, mochte es auch als Vorplatz des Grabes, geschichtlich und lokal, von der Verspottung mitbetroffen werden, konnte man eine ähnliche Absicht wol gar nicht hegen. Auch als Gegenstand der Verehrung und Verherrlichung scheint es zunächst viel weniger als das Grab in Betracht gekommen zu sein. Nur eine einzige Stelle bei Eusebius, die im Panegyrikus 9, 7, lässt sich darauf beziehen dass Golgotha selbst in Constantin's Bau hineingezogen wurde. Aber auch doch

heisst es nur, es sei ausser dem grossen Bethause um das Heilandsgrab [1] ein Tempel zu Ehren des Kreuzes, des Heilszeichens (σωτήριον σημεῖον) errichtet worden.

Ebendeshalb liegt auch darin, dass Hieronymus von zwei Götzenbildern spricht, einem über dem Orte der Auferstehung und einem über Golgotha, kein Widerspruch mit Eusebius. Er könnte nur darin gefunden werden, dass er die Statue der Venus auf Golgotha und die des Jupiter über dem Grabe stehen lässt, während nach Eusebius der Venusdienst über dem verschütteten Grabe stattfand. Dass mehrere Götzenbilder vorhanden waren, deutet aber auch Eusebius an (3, 26 am Ende), da wo er von der Zertrümmerung der heidnischen Bauten spricht. Berichtet Sozomenus 2, 1 mit Recht, dass bei der Anlegung derselben Golgotha und Grab nach der Schuttaufhäufung mit einer gemeinsamen Mauer umschlossen wurden, so lag für einen späteren auf die Quelle mündlicher Erzählung angewiesenen Berichterstatter die Verwechslung der innerhalb der Mauer befindlich gewesenen Götzenbilder nahe genug. [2] Wenn ausserdem Hieronymus

---

[1] Der Ausdruck heisst: *κατ᾽ αὐτὸ δὴ τὸ σωτήριον μαρτύριον*, ganz wie de vita Const. 3, 30. Wie aber dieser Ausdruck ohne allen Zweifel aufs Grab geht, so kann auch *τὸ γνώρισμα τοῦ ἁγιωτάτου ἐκείνου πάθους* dem ganzen Contexte gemäss auf nichts anderes bezogen werden. Wollte man diese Worte aufs Kreuz deuten, so verlöre die ganze Erzählung des Eusebius ihren Zusammenhang mit dem mitten hineingestellten kaiserlichen Schreiben, das doch sein Text commentiren soll.

[2] Krafft hat angemerkt (S. 235), dass diese Angabe von Hieronymus selbst in seiner Schrift gegen Jovinian verbessert

sagt, dass seit Hadrian's Zeiten bis auf Constantin in einem Zeitraume von ungefähr 180 Jahren der heidnische Cultus geübt worden, so ist dies eine einfache Vervollständigung des Eusebianischen Berichts, in welchem die wiederholte Hervorhebung des langen Bestandes der Götzen wohl zu beachten; ihre Errichtung konnte dem Geschichtsverlaufe gemäss auf eine andere Zeit als die der Romanisirung Jerusalem's durch Hadrian, auch ohne dass sie genannt wurde, kaum gedeutet werden.

Ganz dem Eusebius entsprechend ist die Art wie sich der erste Berichterstatter nach demselben, der Pilger von Bordeaux, über Grabstätte und Golgotha ausspricht. Er schreibt nämlich: Linker Hand (auf dem Wege von Zion zum Nablusthore) ist der Hügel Golgotha, wo der Herr gekreuzigt worden. Einen Steinwurf davon ist die Höhle, wo er begraben war und am dritten Tage wieder auferstand. Ebendaselbst ist auf Kaiser Constantin's Befehl so eben eine Basilikenkirche erbaut worden von wunderbarer Schönheit.

Es ist im höchsten Grade unglaubwürdig, dass jemals in den ersten Jahrhunderten das geringste Schwanken, die geringste Unklarheit über die Lage von Golgotha

---

worden sei. Er hat dabei dieselbe schon in Betracht gezogene Stelle über Josua vor Augen. Allein wenn die Worte des Hieronymus: Quia apud Judaeos gloria erat in partubus et parturitionibus, et maledicta sterilis ... idcirco sepulcrum eius positum in valle describitur contra domum idoli; quod proprie libidini consecratur, wirklich auf diese Angelegenheit zu deuten sein sollten, so konnte er sich schwerlich unklarer und seltsamer ausdrücken.

geherrscht habe, ohne dass es dazu einer ununterbrochenen Bischofsfolge oder irgend eines anderen glücklichen Umstandes bedurft hat, oder noch heute einer geschickten Beweisführung dafür bedarf. Mit Golgotha war aber zugleich die Oertlichkeit des Grabes gegeben: beide bedingten und ergänzten sich gegenseitig, wie auch die Nachricht des Sozomenus von der gemeinsamen Mauer bestätigt.

Wenn man bisweilen ausgesprochen hat, wenigstens die eine der beiden Lokalitäten, das Grab oder Golgotha, müsse wegen des nahen Beisammenseins unächt sein, so genügte zur Belehrung ein Einblick in die Stellen der Evangelien, wo des Grabes gedacht wird. Johannes sagt wörtlich 19, 41: «Es war aber an dem Orte, wo er gekreuzigt worden, ein Garten, und in dem Garten ein neues Grab.» Dagegen können Geschmackseinwendungen nicht aufkommen. Diese Nähe des Felsengrabes von der Richtstätte gibt Johannes unmittelbar nach den angeführten Worten als Grund der Beisetzung in demselben an, «um des Rüsttags der Juden willen.»

Hierdurch wird zugleich die Bedenklichkeit ausgeschlossen, des vornehmen Joseph's Grab an den «Rabenstein» zu verlegen. Wäre Golgotha wirklich in einem engeren oder weiteren Sinne Rabenstein gewesen, wogegen schon gesprochen worden ist, so fiele die Taktlosigkeit, wenn wir eine solche darin finden wollten, auf den reichen Rathsherrn von Arimathia selbst, da er das Grab dort angelegt, nicht auf die Urheber des Kirchenbaus.

Ohne auf spätere Ausbildungen oder auch Ergänzungen des Eusebianischen Berichts und auf weitere alte Traditionen, wie namentlich die von der Kreuzesauffindung

durch Helena, unsere Erörterungen hier auszudehnen, sei nur noch auf die der Mittheilung des kaiserlichen Schreibens bei Eusebius zunächst folgenden Worte hingewiesen, in welchen gesagt ist, dass um's heilige Grab das neue Jerusalem gebaut worden sei, «gegenüber dem alten», «im Angesichte des alten».[1] Es ist billigerweise vorauszusetzen, dass die schriftkundigsten Männer der damaligen Zeit, ein Eusebius, ein Cyrill, ein Hieronymus, so gut wie wir wussten dass Golgotha mit dem Grabe daneben ausserhalb der alten Stadt gewesen. Auch muss die damalige Wiedererkennung der alten Nordmauer um so mehr angenommen werden, als die beim Ausgangspunkte derselben gelegenen drei gewaltigen Festungsthürme des Herodes von der Zerstörung durch Titus verschont geblieben. Aber auch der hier von Eusebius gebrauchte Ausdruck erhält erst dadurch sein Recht, dass hinter Golgotha die Mauergrenze der alten Stadt befindlich und sogar noch sichtlich war. Da seitdem in derselben Gegend wol mehr als an irgend einer Stelle in ganz Jerusalem gebaut und zerstört worden ist, so sind dadurch erst die Reste derselben Mauer für unsere Zeit so schwer auffindbar geworden.

Dies sind die Resultate unserer wiederholten Prüfung der Frage von Aechtheit und Unächtheit des heiligen Grabes. Wir übergeben sie dem geneigten Leser zur eigenen Prüfung. Es gab eine Zeit wo es bedenklich, wo es ein sehr undankbares Geschäft war, über diese un-

---

[1] *ἀντιπρόσωπος τῇ πάλαι βοωμένῃ* und *ταύτῃ δ' ἄντικρυς.*

streitig interessanteste Frage der Topographie des heiligen Landes sich zweifelnd oder gar verneinend auszusprechen. Diese Zeit liegt weit hinter uns. Seitdem der Autoritätsglaube in viel wichtigeren Angelegenheiten ausser Mode gekommen ist, versteht es sich für viele von selbst, dass das Grab Christi zu Jerusalem, trotzdem dass es noch immer von Jahr zu Jahr aus Nord und Süd, aus Ost und West Schaaren eifriger Pilger zusammenführt, mit so viel anderem Prunkwerk vermeintlich frommen Gebahrens eine abgethane Mönchserfindung sei. So wenig dies auf die Männer strenger fleissiger Forschung übertragbar ist, deren manche diesseits und jenseits des Oceans mit der Frage sich beschäftigt, so hat sich doch für sie die unbedingte Freiheit der Untersuchung ergeben. Und noch mehr. Ein verneinendes Resultat steht mehr auf der Höhe des Zeitbewusstseins als das bejahende; das letztere leidet von vornherein am Verdachte frommer Befangenheit. Der Verfasser dieser Reiseskizzen, sollt' ich meinen, hat von anderen Studien her wenig Anspruch auf diese Ehre mitgebracht. Ein Vortheil für die Prüfung ist es sicherlich nicht, wenn man die Frage auf das religiöse Gebiet versetzt, wohin sie nicht gehört. Der christliche Glaube steht in keiner Abhängigkeit von der Frage über die Aechtheit der heiligen Oertlichkeiten zu Jerusalem. Ein Mann, der seine strenge theologische Gläubigkeit in seinen Forschungen über die Harmonie der Evangelien dargethan, steht nichtsdestoweniger obenan unter denen welche die Unächtheit des heiligen Grabes behaupten. Was man auch an der Richtigkeit seiner Folgerungen auszusetzen haben mag: auf Grund derselben einen An-

griff auf seine Rechtgläubigkeit zu machen, wäre ein unehrliches Beginnen. Nicht minder unehrlich wäre es aber auch, die Ueberzeugung Anderer von der Aechtheit mit den Waffen eitler Verdächtigung anzugreifen.

XX.

Nach Jaffa, Beirut, Ladakia, Smyrna.

Am Dienstage nach Pfingsten, den 14. Juni, trat ich im Laufe des Nachmittags, von einem Dragoman begleitet, den Ritt nach Jaffa an. Nach drei guten Stunden Weges erreichten wir Abu Ghosch; wir übernachteten daselbst, wie es in letzter Zeit Sitte geworden, im Hause des ehemaligen Räuberhauptmanns. Nachdem ihm der Consularbrief, den derselbe als Beglaubigung verlangt, übergeben worden war, nahm ich in einem geräumigen aber ziemlich schwarzen Zimmer an seiner Seite Platz, während uns gegenüber, ihre Pfeifen im Munde, mehrere Araber kauerten, welche gleichfalls die Gastfreundschaft des Abu Ghosch genossen. Indem er den Kaffee präsentiren liess und mir seine eigene Pfeife vom Munde weg reichte, machte ich dem bekehrten Bösewichte einige schuldige Complimente. Für den Krieg in Italien interessirte er sich in hohem Grade; er fragte angelegentlich nach Grund und Ziel des Kampfes, nach den Streitkräften auf beiden Seiten, nach der Parteistellung der übrigen Mächte, namentlich Russland's, so wie darnach, obwol die Türkei zur Be-

theiligung gezogen werden solle. Nach Beendigung dieses politischen Austausches zog er sich zurück und überliess seine Gäste ihrem Schicksale. Decken und Kissen zu meinem Nachtlager hatte er schon früher bringen lassen. Dass an dieser Beherbergung manches auszusetzen war, lässt sich leicht errathen; ich würde ein Nachtlager in meinem früheren Wüstenzelte bei weitem vorgezogen haben; doch die Ehre will auch in Anschlag gebracht sein. Als einige Wochen früher, wie schon erwähnt, die grossfürstlichen Reisenden gleichfalls bei Abu Ghosch übernachteten, hatte er für die seltenen Gäste allerdings noch andere Räumlichkeiten als das allgemeine Empfangszimmer zur Disposition gestellt.

In frühester Morgenstunde brachen wir auf; der Himmel war mit trüben Wolken bedeckt, und in der That überraschte uns zu wiederholten Malen ein leichter Regen. Dieselbe für diese Jahreszeit äusserst seltene Erscheinung im gelobten Lande hatte vierzehn Tage früher auch schon Jerusalem dargeboten; schriftkundige Juden meinten dabei, dass dies schwerlich oft seit den Zeiten des Propheten Samuel vorgekommen sei; damals aber habe es gleichfalls in der Gerstenernte geregnet. Was ist gegen einen solchen Kalender der sogenannte hundertjährige. Die Felder und Fluren um Abu Ghosch erneuerten jetzt — Mitte Juni — das freundliche Bild, das sie schon Mitte Mai geboten hatten, zum Zeugnisse dafür, dass aus dem berüchtigten Wegelagerer und Kriegsmanne ein eifriger und geschickter Colonist geworden. Zwei Stündchen nach unserem Aufbruche durchritten wir dasselbe Waldsteinicht bei Saris, das fünf Wochen vorher die grossfürstliche Karavane nach

hereingebrochenem Dunkel passirt hatte. Der Weg war auch bei Tage schwierig genug. Da die Steine durch den Regen glatt geworden waren, so war wiederholtes Stürzen der Pferde kaum vermeidlich. Kurz vor der Mittagstunde erreichten wir Ramleh. In dem lateinischen Nikodemuskloster, wohin die Naivetät mittelalterlicher Tradition die einstige Wohnung jenes nächtlichen Freundes des Herrn verlegt, machte ich der brennenden Sonne halber eine längere Mittagsrast. Bis nach Jaffa hatten wir noch drei volle Stunden; die Landschaft, durch die wir kamen, gehört zu den fruchtbarsten und angebautesten in Judäa.

Bei unserer Ankunft in Jaffa erhielten wir die Nachricht, dass der russische Dampfer, anstatt in den Abendstunden abzugehen, noch gar nicht eingetroffen sei. Allerdings war das Meer so sturmbewegt, dass sich die Verzögerung in diesen bei den Schiffern übel beleumundeten Gewässern begreifen liess. Auch den nächsten Tag traf das Schiff noch nicht ein; erst am 17. früh erschien es im Hafen, um schon in der Mittagstunde die Rückfahrt nach Smyrna anzutreten. Die Pallas, so hiess dieser Dampfer, war kein Schnellsegler; nur 6 bis 7 Meilen machte sie in der Stunde; um so getroster konnte man sich aber ihr und ihren Capitänen anvertrauen. Eine Vorsichtsmassregel auf diesen russischen Schiffen besteht darin, dass sie, ausser mehreren für Einzelne berechneten Schwimmapparaten eine geräumige mit Kautschuk ausgestattete Barke bei sich führen, die von den Wellen nicht verschlungen werden kann. Gerade damals war der Geschmack für solche Vorsicht durch die schweren Unglücksfälle erhöht worden, die zwei türkische Dampfer

zwischen Alexandrien und Constantinopel betroffen hatten. Der eine, der den Namen Kars führte, war gänzlich verunglückt; unter den Hunderten seiner Passagiere wurden auch mehrere Europäer, selbst eine diplomatische Person, ein österreichischer Graf, betrauert. Von dem andern, Namens Silistria, gelang es nur eine Anzahl Passagiere zu retten; aber auch diese durch fremde und zwar türkische Hilfe ermöglichte Rettung bot ein entsetzliches Bild moralischer Versunkenheit. Ein Zug davon ist der, dass der die Rettungsbarke leitende Reis erst die ihm hingeworfenen Summen Goldes genau zählte, bevor er die in Todesgefahr schwebenden Opfer der Katastrophe bei sich aufnahm. Ob die europäische Diplomatie eine exemplarische Bestrafung aller hierbei vorgekommenen Gräuel, so weit sie eben noch möglich war, — der Capitän selbst war unter den Todten — durchgesetzt habe, ist mir nicht bekannt worden. Dass aber die Ereignisse selbst durch die Fahrlässigkeit und Unwissenheit der Capitäne verschuldet waren, darüber konnte Niemand zweifelhaft sein. Auch auf dem rothen Meere hatten sich zwei ähnliche Unglücksfälle für die türkische Flagge ereignet.

Noch am Abend des 17. Juni hielt unser Schiff bei Haïfa. Da hatten wir dicht vor unsern Augen den kühn ins Meer hineinragenden Gipfel des Karmel und die auf ihm thronenden Klosterbauten. Fünfzehn Jahre früher brachte ich einen Tag und eine Nacht im lateinischen Kloster daselbst zu; zu der leiblichen Erquickung aus den Händen der Klosterbrüder kamen die unvergesslichen Eindrücke der Aussicht über den Ocean, der sich dort in ungemessener Ferne ausdehnt. Vor allen andern Na-

men des Alterthums steht der des Propheten Elias an der Stirn des Berges. Möchte der Geist des Propheten, der einst die Wolken des Himmels mit seinen Gebeten erweichte, jetzt die verstockten Herzen des Orients zu erweichen vermögen.

Am 18. früh hielten wir vor dem herrlichen Beirut. Die Anhöhen im Süden der Stadt prangen aufs Lieblichste mit vielen zwischen Hainen und Gärten geschmackvoll angelegten Bauten. Dies sind vorzugsweise die Wohnungen der europäischen Consuln und anderer Franken, welche hier das ganze Jahr hindurch Landsitze geniessen, wie sie etwa St. Germain den Parisern für die schönere Jahreszeit bietet. Hinter der Stadt thürmt sich der Libanon auf. Einen grossartigeren Hintergrund, als ihn Beirut bietet, kann der Pinsel des Malers nirgends finden. Nach den Cedern des Libanon, die der Psalmdichter gefeiert, darf zwar das Auge von hier nicht aufschauen; ein stattlicher Cedernhain liegt auf den nördlichen Höhen, ein paar Tagereisen von Beirut entfernt. Dafür grüssten uns Streifen des ewigen Schnee's, der auf seinem Haupte ruht. Doch nicht von ihm, wie sich vermuthen liesse, stammt der Name des «weissen» Berges; vielmehr hat der ganze imposante Gebirgsabhang selber ein weissliches Gewand von dem weisslichen Kalksteine, aus dem er besteht. Eben dieser Gebirgsabhang ist nichtsdestoweniger zu vielfacher Cultur gelangt. Terrassenförmig ist er mit zahllosen Dörfern angebaut, ohne dass sie dem Auge des fernen Beschauers vom Meere aus erreichbar sind. Spuren des Alterthums trägt namentlich die Hafenseite, besonders da wo der felsige Grund einen hohen natürlichen

Kai bildet. Hier liegt neben alten Mauerresten eine beträchtliche Masse ansehnlicher Säulen, mehr oder weniger verstümmelt, theils ausserhalb des Wassers, theils im Wasser. Die Bestimmung, die sie einst gehabt haben, wer möchte sie errathen. Andere alte und schöne Säulen, darunter mehrere von Granit, finden sich auch im Stadtbezirk. Aber wichtiger als durch etwaige alte Erinnerungen ist Beirut durch seine Bedeutung für die Gegenwart. Obenan steht seine commerzielle Wichtigkeit, indem es einen Mittelpunkt für Syrien's Handel mit Europa bildet und somit den uralten Ruhm vom Berytos der Phoenizier erneuert. Nach dem Handel kömmt die Wissenschaft, die durch eine gelehrte Gesellschaft mit einer Bibliothek und durch eine sehr thätige arabische Presse vertreten wird, welche der arabischen Literatur schon manchen guten Dienst geleistet hat. An dritter Stelle ist zu verzeichnen, dass Beirut seit mehreren Jahrzehnten zum Mittelpunkte der amerikanisch-protestantischen Mission geworden, die sich nicht geringer Erfolge, besonders unter den zahlreichen Maroniten dieser Gegend, zu rühmen hat. Auch die schon genannte Presse ist ihre Schöpfung und steht vorzugsweise in ihrem Dienste: so bewährt sich von Neuem hier das enge Band zwischen Protestantismus und Wissenschaft. Ausser dieser amerikanischen Mission hat seit einigen Jahren auch ein deutsch-evangelischer Prediger, vom Berliner Jerusalemsverein gesandt, eine gesegnete Wirksamkeit für eine deutsch-französische Gemeinde begonnen.

Als ich mit dem Schiffscapitän den Mittag beim russischen Generalconsul zubrachte, machten wir die Be-

kanntschaft eines in Beirut als Militärcommandanten residirenden Pascha, der sich vor vielen seinesgleichen nicht nur durch sein offenes ehrliches Auge und seine gewandte französische Unterhaltung, sondern auch dadurch auszeichnete, dass er sich mit Glück in der Landschaftsmalerei versucht hat. Mit grossem Interesse durchblätterte er die Skizzen, die der Generalconsul auf seiner Reise nach China ausgeführt hatte. Der Letztere erzählte mir, dass seine Familie aus Sachsen stamme; doch schon sein Vater stand in russischen Diensten, die derselbe durch glückliche Goldentdeckungen im Ural zu verherrlichen gewusst.

Infolge einer plötzlich nöthig gewordenen Ausbesserung des Dampfkessels verliess die Pallas erst am Sonntage gegen Mittag den Hafen von Beirut. Noch am Abend des Sonntags trafen wir vor Tripolis ein, wo der russische Consular- und Dampfschiffsagent die ans Land gestiegenen Passagiere bestens zu empfangen verstand. Die Stadt hat alterthümliche Reste und eine reizende Umgebung.

Am Vormittage des 20. Juni hielten wir vor Ladakia,[1] dem alten Laodicea. Das ist nicht dasjenige, das die Offenbarung Johannis durch einen der an die sieben Gemeinden gerichteten Briefe so berühmt gemacht; dagegen ist es durch seinen ausgezeichneten Tabak im ganzen heutigen Orient berühmt geworden. Ich selbst aber hatte ein ganz besonderes Interesse an diesem Ladakia.

---

[1] Die Orthographie dieses modernen Namens für Laodicea steht nicht fest. Coxe (siehe weiter unten) schreibt Latakia. Vielleicht am richtigsten ist Ladikijah.

Vielleicht erinnert sich der freundliche Leser noch an jene Mittheilung des Patriarchen von Jerusalem, womit derselbe zu San Saba die Nachricht des Grossfürsten vom Sinaitischen Funde erwiderte.[1] Das von Sr. Heiligkeit angedeutete Bibelkleinod sollte im Besitze desselben Ladakia sein, vor welchem wir Anker geworfen. Uebrigens stand die Patriarchen-Mittheilung keineswegs vereinzelt da; vielmehr sind schon seit längerer Zeit selbst durch gelehrte Bücher Notizen vom Codex zu Ladakia gegangen; namentlich haben auch Scholz (1823) und Coxe (1858) davon geschrieben. Dem Ersteren hatte ein Archimandrit zu Jerusalem versichert dass er zu Ladakia das Autograph des Matthäus gesehen;[2] dasselbe habe manches Unglück vom Kloster zu Ladakia, wo es immer gewesen, abgewendet. Scholz fügte seinerseits hinzu: «wahrscheinlich irren sich die Mönche hier um 500 Jahre.»[3] Unseres Bedünkens wäre in diesem Falle die Bedeutung der Urkunde noch gross genug geblieben. Der Oxforder Bibliothekar gedachte der Sache in seinem offiziellen Berichte über die griechischen Handschriften des Morgenlandes;[4] man hatte ihm den Codex als eine Unzialhandschrift der vier Evangelien und als die einzige von Werth in der ganzen Gegend bezeichnet. Ausdrücklich hatte ihm der amerikanische Missionär zu Sidon mitgetheilt dass manche

---

[1] Vergl. oben S. 233.

[2] Dies stimmt mit der Barnabastradition, die auf Theodorus Lector zurückgeht und schon seit Jahrhunderten aufs Laodicener Manuscript übertragen sein mag.

[3] Siehe dessen Biblisch-kritische Reise, S. 142.

[4] Report to Her Majesty's government etc. S. 17.

Versuche zu ihrer Erwerbung aber immer vergebens gemacht worden seien. Zu meiner Genugthuung war ich denn nun selbst im Stande, den Lobspruch des Patriarchen sammt der mysteriösen Tradition, die ihn veranlasst haben musste, genauer zu prüfen.

Als wir in den stattlichen Räumen des russischen Consulats abgestiegen waren, wurde der griechische Bischof zu uns eingeladen. Meinem Wunsche gemäss, sein Bibelkleinod zu sehen, schickte er sogleich zwei Priester und zwei Diakonen darnach ab. Mit wahrer Festlichkeit, unter Vortragung zweier Lichter, wurde es herbeigebracht; der Bischof küsste es, als er's in Empfang nahm. Damit stimmte leider sehr wenig meine eigene Prüfung zusammen; enttäuscht war ich nicht, denn ich hatte allen Gerüchten darüber gemisstraut. Diese in rothen Sammet gebundene und gut erhaltene Handschrift war nichts anderes als ein zu kirchlichem Gebrauche angefertigtes Evangelienbuch, ein sogenanntes Evangelistarium, in der üblichsten nicht allzu kleinen Minuskelschrift des zwölften Jahrhunderts, das nicht auf die geringste wissenschaftliche Wichtigkeit Anspruch machen kann, wol aber auf den Bibliotheken des Orients und des Occidents wenigstens hundert seinesgleichen hat. Ich hielt es für grausam, den Bischof und seinen Klerus aus ihren Himmeln zu reissen; darum deutete ich nur an dass das Alter der Handschrift gegen 700 Jahre betragen könne, und wünschte dass sie dieselbe treulich verwahren und benutzen möchten. Eine besondere Verehrung hegte der Bischof für eine Namenschiffer, die sich mitten im Buche auf einer Textseite am obern Rande beigeschrieben fand. Sie sollte

einem Kaiser Theodosius angehören und als Zeugniss dienen, dass die kaiserliche Hand selbst das Buch geschrieben [1], was freilich wieder auf eine andere Tradition als die mit dem Barnabasgrabe zurückführt. Die Glaubwürdigkeit theilt sie jedoch mit der ersteren; wenigstens müsste in diesem Falle die Hand des Kaisers, wie sonst grosse Geister ihrer Zeit vorauseilen, die erste beste Schreiberhand des zwölften Jahrhunderts aufs Täuschendste vorgebildet oder anticipirt haben. Abgesehen von der abenteuerlichen Mönchsüberlieferung lag mir hier ein neuer starker Beweis von der unglaublichen Unkenntniss in der Paläographie, in der diplomatischen Kritik vor. Was könnte freilich nach den Erfolgen der Simonideischen Palimpsest-Schwindeleien zu Leipzig und Berlin, deren allerneueste Fortsetzung in biblischen Papyrusrollen auf englischem Boden stattgehabt, noch unglaublich erscheinen.[2]

---

[1] oder vielleicht nur benutzt und beschrieben?

[2] Aus der naheliegenden Verwechslung meines eigenen Namens mit dem Namen des Leipz. Prof. Dindorf muss ich's erklären, dass in fernen Kreisen eine mir sehr wenig schmeichelhafte Rollen-Verwechslung in dieser Angelegenheit vorgekommen. Zur Steuer der Wahrheit sei deshalb bei dieser Gelegenheit angemerkt dass ich, nachdem die betrogenen Gelehrten Wochen und Monate lang in ihrer Täuschung sich gewiegt, auch prätentiöse Publikationen aus den falschen Palimpsesten bereits in Angriff genommen worden waren, sofort auf den ersten Blick die mir von beiden Palimpsesten (Uranios und Hermas) vorgelegten Blätter als falsch erkannte und nachwies. In derselben Stunde aber, in der ich die erste Kenntniss davon gewann dass der eine derselben für 5000 Thaler in Berlin

Der Bischof erzählte mir darauf, wie vielen und grossen Unbilden die Christen seines Sprengels fortwährend ausgesetzt seien. Alle seine Hoffnungen waren unter diesen Bedrückungen auf Russland gerichtet; die jüngste Reise des Grossfürsten Constantin hatte nicht verfehlt auf ihn grossen Eindruck zu machen. In Betreff dieser Unbilden lag leider keine Uebertreibung vor. Als wir nach der feierlichen Handschriftenschau einen Ritt ins reizende Landhaus des eingebornen russischen Consuls unternommen hatten, wurden mir dort von den competentesten Personen haarsträubende Thatsachen der neuesten Zeit erzählt. Von einer consularischen Collektiveingabe darüber, datirt den 25. Februar 1859, erhielt ich Abschrift zur Benutzung, die ich nicht schuldig geblieben. Seit der Eingabe waren vier Monate verflossen und noch keinerlei Genugthuung erfolgt; wol aber war die Frechheit der türkischen Beamten gegen die christlichen Unterthanen, die Consularagenten mit eingeschlossen, nur noch gewachsen.[1]

---

angekauft werden sollte, von welcher Summe die Hälfte schon angezahlt worden war, telegraphirte ich die Nachricht vom Betruge an Alex. v. Humboldt, unter gleichzeitigen brieflichen Mittheilungen an Pertz und Boeckh. Das Genauere hierüber findet sich niedergelegt in der Schrift: Enthüllungen über den Simonides-Dindorfschen Uranios. Zweite, zu einem Geschichtsabriss über Simonides, den Hermastext und das Leipzig-Berliner Palimpsest erweiterte, sowie mit Berichten und paläographischen Erläuterungen Prof. Tischendorf's und Anderer vermehrte Auflage. Von Alex. Lykurgos. Leipzig 1856.

[1] Um diese Andeutungen zu vervollständigen, wiederhol' ich hier (auszugsweise) einen Aufsatz aus meiner Feder in der Augsb. Allg. Zeit. 1860. Nr. 166:

Wir hatten den ganzen Tag unter lebhafter Unterhaltung und ländlichen Erquickungen — ein fetter Hammel wurde uns zu Ehren geschlachtet und vor unsern

---

Es gab eine Zeit wo es sich von selbst verstand, dass die unter der türkischen Herrschaft lebenden Christen den gröbsten Bedrückungen, den ärgsten Verfolgungen ausgesetzt waren, und dass sie einer Erlösung durch die christlichen Mächte Europa's unaufhörlich entgegenseufzten. Seitdem das Schwert des Propheten die blutgetränkten Sarazenenschlachtfelder mit dem Reliquienschrein vertauscht und im letzteren den Platz seines Ruhmes gefunden, seitdem vollends die berühmten Hattischerifs, der von Gülhane und der Hat Humayum, als Schutzwachen für die orientalische Christenheit ausgestellt wurden, neigt man dazu, von einem Extrem zum andern überzuspringen; man findet in den Klagen über das auf den Christen lastende türkische Joch lieber politische Tendenzlügen als Mahnungen ans Gewissen der europäischen Christenheit. Aber mag es sein dass der Panslavismus sein eigenes Interesse darin findet, wenn er die Leiden der christlichen Bevölkerungen von Bosnien und Serbien, von Rumelien und Bulgarien in seinen öffentlichen Organen mit Nachdruck verzeichnet: diese Leiden verlieren dadurch weder ihre Wirklichkeit noch ihre Berechtigung. Noch heute könnte ein Peter von Amiens Stoff genug finden um christliche Ohren und Herzen zu erschüttern. Ja, es scheint als ob da und dort, wo nicht gerade demonstrationseifrige Kriegsschiffe vor Anker liegen oder die christliche Bevölkerung dreifach und vierfach überwiegt, der muselmanische Fanatismus wie zu einer letzten Orgie erwacht sei, indem er ebenso wenig das Blut wie das Gut seiner Opfer achtet. Es ist hierbei nicht auf gewagte Behauptungen, sondern auf Mittheilung einiger Thatsachen abgesehen, die leider nur allzu verbürgt sind um Zweifel an ihrer Wahrheit zuzulassen.

Ladakia ist der Sitz eines Kaimakam, unter welchem die Mudire stehen, denen das Regiment in einzelnen kleineren zum

Augen am Spiesse gebraten — auf dem Landhause zugebracht, als wir mit hereinbrechendem Abend das Schiff wieder bestiegen und der asiatischen Küste entlang weiter

---

Distrikt von Ladakia gehörigen Bezirken anvertraut ist. Infolge der groben Vergehungen, welche die mohammedanischen Herren gegen die christliche Bevölkerung dieser Bezirke, besonders der von Marcab und von Khuabi, begangen hatten, setzten am 25. Febr. 1859 die consularischen Agenten Russland's, Frankreich's, England's, Oesterreich's, Preussen's und Sardinien's, welche sämmtlich zu Ladakia residiren, ein Actenstück auf, dem wir folgende Thatsachen entlehnen.

Als sich im Herbste des Jahres 1858 zu Safita türkische Truppen aufhielten um die Unterwerfung des Ismail Cheir Beg herbeizuführen, begaben sich die dadurch zur Mitleidenheit gezogenen Christen mit aller Habe, soweit sie sich fortbringen liess, in die benachbarten Bezirke von Khuabi und Marcab, und zwar brachten mehrere Familien einen beträchtlichen Theil ihres Eigenthums in das zu Khuabi gehörige Dorf Bahrmin. Während sich nun eines Sonntags die Bewohner dieses Dorfs in der Kirche befanden, fielen plötzlich Flintenschüsse. Sie eilten aus der Kirche, und eine betagte Wittwe kam ihnen mit der Nachricht entgegen dass sich 6 Nasairier (Anhänger einer häretischen mohammedanischen Sekte), verfolgt von einigen zwanzig Leuten vom Hause Massa, in ihr Haus geflüchtet hatten, aus welchem sie nun mit ihren Verfolgern ein mörderisches Gewehrfeuer unterhielten. In demselben Augenblicke kam ins Dorf Mahmud Agha, der Sohn des Mudir Achmed Agha Abdelkader, begleitet von einem Trupp Reiter und Fussvolk. Die Christen wandten sich sogleich klagend und bittend an ihn, worauf er ihnen befahl ihre sämmtliche Habe aus den Häusern in die Kirche zu schaffen. Dies war kaum geschehen, auch mit dem anvertrauten Gute der Nachbarn, so sprengte Mahmud Agha die Kirchthüre ein und forderte seine Leute zu allgemeiner Plünderung auf, ohne selbst des Kirchenschmucks und

fuhren. Die beiden nächsten Stationen, Alexandrette und Mersina, mit Aleppo und Antiochien im Hintergrunde, sind erst in neuerer Zeit durch die vermehrten Dampf-

---

der Kirchengeräthschaften zu schonen. Nach Vollzug dieser Plünderung raubten sie auch noch alles was in den Häusern irgendwo zurückgeblieben war, und steckten schliesslich alle 23 Häuser in Brand. Einer der wohlhabendsten Bewohner des Dorfs, Namens Yussuf Sade, warf sich beim Anblick seines lodernden Hauses flehentlich dem Agha zu Füssen. Die Antwort war eine sofortige und so grausame Bastonnade, dass er darüber den Geist aufgab. Von seinem Leichname weg ergriff die ganze Bewohnerschaft die Flucht; wer von ihnen noch unterwegs den Leuten des Agha in die Hände fiel, rettete nichts als das nackte Leben.

Sobald die Kunde von diesen Vorgängen zu Achmed Agha Abdelkader gelangte, begab er sich selbst auf den Schauplatz des Gräuels und äusserte im Angesichte der noch rauchenden Trümmer seine Freude an allem was sein Sohn vollführt. Die fanatische Frechheit des Mudir und seiner Leute ging so weit, dass die letzteren die aus der Kirche geraubten priesterlichen Kleider anzogen und einen förmlichen Spottaufzug hielten.

Die Christen von Bahrmin, ohne Haus und Hof und Habe, brachten ihre Weiber und Kinder in Nachbardörfern unter und kamen klagend nach Ladakia zum Kaimakam. Trotz monatelangen Aufenthalts erlangten sie nichts. Sie kamen ein zweites Mal im erbarmungswürdigsten Zustande und wandten sich nun besonders an den griechischen Bischof. Auf des Letzteren nachdrückliche Vorstellungen liess der Kaimakam den Mudir sammt seinem Sohne zur Stadt kommen, angeblich um über sie im Medschlis Gericht zu halten; auch versprach er den Wiederaufbau des niedergebrannten Dorfs und Ersatz für die Plünderung. Allein alle Zusagen erwiesen sich als leere Worte; wahrscheinlich hatte er selbst seinen Antheil vom Raubgute

schiffahrten zu einiger Bedeutung gelangt. Beide Ortschaften sind berüchtigt durch die daselbst herrschenden Fieber; um die Ausdünstungen des Bodens unschädlicher

---

erhalten; ausserdem zählen fanatische Gegner der Christen zu Mitgliedern des Medschlis.

Die Unthaten desselben Mahmud Agha erstrecken sich aber noch weiter. Als die Christen des Dorfs Bamlke hörten was sich zu Bahrmin begeben, machten sich sogleich ihr Geistlicher und ihr Schech, Namens Georgios Chahud, mit Gefolge auf und kamen nach Bahrmin. Dort machten sie Mahmud Agha und seinem Freunde Amin Effendi Vorstellungen und baten um Rückgabe des geplünderten Guts. Während dem Geistlichen mit frechen Schimpfreden geantwortet wurde, ward der Schech ohne Weiteres entkleidet und geknebelt. Der Agha brach nach Bamlke selbst auf, indem er den Schech geknebelt mit sich führte, vollzog dort sammt seiner Rotte mannigfache Erpressungen und Misshandlungen, und gab den Schech nur gegen ein Lösegeld von 850 Piastern frei. Hierauf unternahm er eine Rundreise durch sämmtliche von Christen bewohnte Dörfer und verübte allenthalben ähnliche Schandthaten: so zu Sain ... zu Baghmlikh ... zu Elbetehijeh ... zu Soda, zu Elbradsch, zu Bahua, zu Duher, zu Matn und anderwärts. Aus allen diesen Ortschaften zählt das Actenstück verschiedene Einzelnheiten auf, sowie auch die Gräuelthaten die auf den Bezirk von Marcab fallen, verübt durch den Mudir Mohammed Agha Adra und seine Brüder. Den Anklägern dieser Verbrecher wurde von Seiten des Kaimakam und des Medschlis dieselbe Behandlung wie den Unglücklichen von Khuabi. Auf die Berufung der Christen auf den Hat Humayum entgegnete der Kaimakam, dieser Hat sei zu Ladakia noch nicht in Wirksamkeit getreten; er erklärte sogar dem französischen Viceconsul, er sei ausser Stand auch nur christliche Zeugenaussagen gegen Muselmanen zuzulassen.

zu machen, hat man in Alexandrette mehrere Wohnungen einige Fuss über dem Boden angelegt, so dass die Bewohner auf Leitern oder Treppen hinaufsteigen müssen.

Dies alles geschah also in neuester Zeit, in einem Distrikte den die Residenz von sechs europäischen Consularagenten auszeichnet, und ohne dass die geringste fremde Beeinflussung, wozu so gern europäische Blätter greifen, nur denkbar ist. Es bildet keine vereinzelte Erscheinung, keine Ausnahme von der Regel, sondern nur ein paar Beispiele von dem heutigen mohammedanischen Fanatismus, die sich mit leichter Mühe aus allen Provinzen des türkischen Reiches vervielfältigen lassen.

Meint man nun dass diesen Uebelständen bei dem zweifellosen grossen Einflusse der christlichen Grossmächte leicht genug abzuhelfen sei, dass es dazu vielleicht nur energischer Noten des diplomatischen Corps zu Constantinopel bedürfe? Das wäre ein starker Irrthum. So gewiss nichts leichter ist für die europäische Diplomatie am Bosporus als den Sultan und seine Regierung zu grossartigen Concessionen, zu herrlichen Hattischerifs zu stimmen, so gewiss ist nichts schwerer für die Hohe Pforte selber als ihren Befehlen im eigenen Lande Geltung zu verschaffen. Das eben ist die Gefahr, ist das entscheidende Symptom des berühmten kranken Mannes, dass ihm die eigene Regierungskraft wenigstens in allen Extremitäten bereits abgestorben ist. Das weiss und fühlt man aber auch nirgends besser als im Oriente selbst. Ein wohlbekannter türkischer Artillerie-General, der während seiner langjährigen Dienste die asiatischen und die europäischen Provinzen des Reichs vollkommen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sagte mir auf einer Fahrt durch den Bosporus: er verwundere sich immer wenn er in gewissen europäischen Blättern von den Intriguen lese, vermittelst deren man den Bestand des türkischen Reichs zu untergraben trachte. Wenn das Obst am Baume faul wird, bemerkte er, so fällt es von selbst herunter; dazu bedarf es keiner Intriguen.

Nachdem wir am 24. vor Rhodos, am 25. vor Chios gehalten hatten, wobei uns auch die Insel Syme, die Heimath des Aristoteles und des neuerdings ein Jahr lang mehr als Aristoteles genannten Simonides, des berüchtigten Handschriften-Künstlers, vor Augen getreten war, erreichten wir nach zehntägiger Fahrt am Morgen des 26. den prächtigen Hafen von Smyrna.

XXI.

Ausflug nach Patmos.

Nach drei Tagen der Erholung unternahm ich einen zweitägigen Ritt nach Scala nuova oder, wie sich die von vielen Griechen bewohnte Stadt lieber nennt, nach Neu-Ephesus. Der Weg dahin führt durch einen fruchtbaren, aber grossentheils wüste gelassenen Landstrich. Zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Reisenden sind in Entfernungen von je zwei Stunden Wachthütten angelegt, wo ein Trunk Wasser, eine Tasse Kaffee, auch ein Nargileh (die türkische Wasserpfeife) genossen werden kann. Nach sieben bis acht Stunden Weges, eben als es anfing zu dunkeln, trafen wir aber auch auf ein zierliches Landhaus, umgeben von ansehnlichen Wirthschaftsgebäuden. Als ich erfuhr dass der Besitzer, ein Engländer Namens Whitehall, zugegen sei, lenkte ich auf seine Niederlassung zu und wurde von ihm gastlichst aufgenommen. Seit drei Jahren hatte Whitehall, nachdem er sich im Krimkriege durch seine Theilnahme an der Krankenverpflegung und der Verproviantirung der Truppen ausgezeichnet hatte,

an dieser Stelle ein vier bis fünf Stunden weit ausgedehntes Terrain um 2000 Pfd. St. erworben, um es landwirthschaftlich anzubauen. Es vereinigt des Vortheilhaften sehr viel in sich; namentlich besitzt es auch reichlich fliessendes Wasser. Ein schlossartiges Gebäude auf einer Anhöhe, das schon in Angriff genommen, soll den Mittelpunkt des Verkehrs und vielleicht den einer europäischen Colonie bilden. Etwa zwei Stunden südöstlich vom Landhause ist jene bis vor kurzem Herrn v. Lamartine zugehörige Besitzung gelegen. Die daselbst versuchte grössere Niederlassung hatte viel von der Ungunst der Verhältnisse zu leiden; namentlich hat die dort herrschende Fieberluft mehreren französischen Colonisten das Leben gekostet und die meisten andern verscheucht.

Am 30. Juni in aller Frühe verliess ich dies «travellers rest». Der Morgen war duftig, obschon kein Thau auf den Gefilden glänzte. Unter den blühenden Sträuchern, die bisweilen ganze Wälder rings um uns bildeten, fanden sich lange Strecken wilder Myrte. Ueppig prangenden Oleander hatten wir viel in der Nähe von Smyrna angetroffen; auf der zweiten Hälfte des Weges trafen wir ihn seltener. Geflügel gab es in Menge; dichte Schaaren von Sperlingen bilden eine Plage des Landes; viel lieber werden die Störche gesehen, die wir öfters in zahlreichen Gesellschaften auf den Wiesen einherspazieren sahen. Auch Whitehall's landwirthschaftliche Studien bezeugte das Terrain vier Stunden weit fast überall. Die von Fülle strotzenden Viehheerden, darunter Büffel und Kamele, würden deutschen Bauern eine wahre Augenweide gewesen sein.

Gegen 11 Uhr trat das Gebirge, das bis jetzt zu unsrer Rechten im Westen den Weg begrenzt hatte, mehr und mehr zurück; es eröffnete sich eine weite Ebene mit einer niedern Bergkette im Osten: wir gelangten zu den Ruinen von Ephesus. Der Apostel, der wie kein anderer das Erde und Himmel erobernde Schwert des Geistes geführt, gründete hier einen Mittelpunkt seiner grossartigen Wirksamkeit; und bald nach ihm, nach Paulus, war es der Jünger der an des Herrn Brust geruht, der hier die Heerde des Herrn als ein wahrhaftiger Bischof aus dem Brunnen des Lebens getränkt. Mehr als von der alten berühmten Dianenstadt und ihren stolzen klassischen Denkmälern übrigt noch heute von den christlichen Erinnerungen, obschon auch diesen, wie im Oriente so oft, die mohammedanische Maske übergeworfen wurde. Vor allen andern Baulichkeiten am Fusse des Festungsberges, dessen gegenwärtige Ruinen als Reste von der Herrschaft Timur Tamerlan's betrachtet werden, tritt die dem Andenken an Johannes geweihte, angeblich über seinem Grabe erbaute Kirche hervor. Sie gehört sicherlich zu den schönsten Kirchenbauten des Morgenlandes. Innerhalb der noch erhaltenen marmorreichen Wände legen noch immer viele theils stehende theils liegende Säulen von Porphyr, von graugesprenkeltem Granit und von anderem Gestein, von denen vielleicht manche schon zum Schmucke des Dianentempels gehört haben, von dem ehemaligen Glanze ihr Zeugniss ab. Als die christliche Glocke vor dem Siegesgeschrei der Bekenner des Propheten verstummte, hat dasselbe Gebäude als Moschee gedient; auch die mohammedanischen Zuthaten harmonirten mit

der Pracht des christlichen Gotteshauses. Nun aber ist schon längst aller Gottesdienst aus den verlassenen Räumen gewichen; neben umgestürzten Säulen wuchert wildes Gesträuch, und Raubvögel horsten auf den trauernden Mauern. Die fromme Sage, deren auch Augustin gedenkt, liess einst den Johannes in seinem Grabe nicht verwesen, sondern nur schlummern; eine daneben rieselnde Quelle sollte vom Herzschlage des Apostels der Liebe Kunde geben. Rieselt auch diese Quelle längst keine Kunde mehr, so lebt doch der Apostel noch immer; nicht in seinem Grabe zu Ephesus, sondern in den Herzen der ganzen gläubigen Christenheit, die seinem Evangelium die leuchtendsten Zeugnisse vom Erlöser der Welt verdankt.

Etwa eine Stunde nachdem wir diese Ruinen und das grösstentheils von fleissigen Griechen bewohnte Dorf Ajasaluk (*ἅγιος ἰωάννης*) verlassen hatten, ritten wir an den Ufern des in majestätischer Ruhe dahinströmenden Kaystros vorbei; drei Stunden darauf, nachdem wir schon längere Zeit das Gestade des Meeres zu unserer Seite gehabt, erreichten wir unter drückendem Sonnenstrahle Neu-Ephesus. Hier fand ich in demselben Hause Alexachi, das mich 15 Jahre früher beherbergt, gastliche Aufnahme; nur war an die Stelle des frühzeitig verstorbenen Vaters der Sohn als russischer und englischer Consul getreten.

Eins der grössern Fahrzeuge, Kajik genannt, dessen Capitän, ein Grieche, als zuverlässig auf dem Consulate bekannt war, wurde desselben Abends noch auf zehn Tage für eine Fahrt nach Patmos nebst der Rückfahrt von dort gemiethet.

Früh bald nach 5 Uhr bestieg ich mit meinem Dragoman dieses Kajik, dessen ganze Bemannung der Capitän mit vier Gehilfen bildete. So lange wir das Festland zur Linken und, was ein paar Stunden nach unserer Abfahrt geschah, die Insel Samos zur Rechten hatten, war das Schiff mit seinen Segeln den Strömungen des Meeres vortrefflich gewachsen; viel weniger schien seine Kraft dem offenen vielbewegten Meere zu entsprechen, auf dem es einem leichten Spielballe glich; es kam mir beständig jener Vers des Horaz, worin er die Kühnheit des ersten Seglers feiert, ins Gedächtniss: Illi robur et aes triplex Circa pectus erat qui fragilem truci Commisit pelago ratem Primus.[1] Als ich jedoch des Abends gegen 6 Uhr, wo das Schiff seine schaukelnden Bewegungen zu mässigen anfing, aufschaute, siehe da lag Patmos vor meinen Augen. Sein burgähnlich auf der Höhe thronendes Kloster, umgeben von einer Häusergruppe in weisslichem Abputze, war unverkennkar. Dennoch währte es noch gegen eine Stunde, bis wir den Fuss ans Land setzen konnten. Die Hafenbucht von Patmos ist ungewöhnlich gross; es bedurfte wegen der hervorspringenden Landspitzen vieler Wendungen, um endlich mit dem rechten Winde auf den Landungsplatz zu zielen.

Der seit Monaten aus Constantinopel gekommene Sanitätsbeamte hatte erst vor kurzem einem russischen Dampfschiffe die Landung verweigert, weil es aus Tripolis

[1] Machtvoll starrete dreifach Erz
Jenem Mann um die Brust, welcher den schwanken Kiel
Grausem Wogengewühl zuerst
Hingab. Hor. Od. I, 3.

kam, wobei er das asiatische Tripolis zwischen Beirut und Alexandretta mit dem afrikanischen, von der Pest betroffenen verwechselt hatte. Seit dem 30. Mai aber, wo die grossfürstlichen Pilger nach der Abreise von Jerusalem die Insel besuchten, hatte er vor allem was russische Flagge führt Respect gelernt; er geleitete mich durch die Niederstadt bis an den Fuss der ziemlich steilen Höhen, welche Kloster und Oberstadt tragen. Da Maulthiere nicht zur Hand waren, so musste der sehr ermüdende einstündige Weg im vollen Schweisse des Angesichts zurückgelegt werden. Der Superior nahm mich freundlich auf und liess mir, nachdem er die ihm überreichten Briefe bei spärlichem Lampenschein durchlesen hatte, ein grosses geräumiges Gastzimmer anweisen, dasselbe, das 15 Jahre früher bei meinem ersten Besuche der damalige Superior bewohnte.

Die handschriftlichen Schätze der Bibliothek hatten mich zum zweiten Male hierher gelockt; indem ich ihnen diesmal acht Tage widmete, überzeugte ich mich von Neuem von ihrem grossen Reichthume an Handschriften, die ihr hohes Alter ausgezeichnet. Mit Ausnahme einer einzigen des 11. Jahrhunderts, welche mehrere Bücher des Diodorus Siculus und für diese neben manchen Textberichtigungen auch eine in allen Ausgaben fehlende Stelle enthält,[1] gehören sie sämmtlich der christlichen Literatur an; nur erinnert man sich im Kloster selber noch sehr

---

[1] Ich habe dieses kleine werthvolle Supplement unverweilt in der Notitia editionis codicis Sinaitici etc. 1861 zum Abdrucke gebracht.

wohl, dass der berühmte Oxforder Plato, eine datirte Handschrift des ausgehenden 9. Jahrhunderts, aus der Bibliothek von Patmos entführt worden ist. Unter den Bibeltexten glänzt ein Hiob des 8. Jahrhunderts mit vielen grösstentheils gut erhaltenen bildlichen Darstellungen. Ausschliesslich dieser Handschrift zu Gefallen war kurz vor mir Lord Dufferin mit seiner Dampf-Yacht nach Patmos gekommen; als er sie gesehen und bewundert, reiste er zufrieden wieder ab. Doch ist die Bibliothek noch wichtiger für die Patristik als für den heiligen Text. Ich schrieb eine exegetische Arbeit des grossen Kirchenvaters Origenes zu den Sprichwörtern ab, die erst durch eins der letzten Werke des Cardinal Mai und nur sehr fehlerhaft und mangelhaft bekannt geworden.[1] Auch zur ersten kritischen Herausgabe eines sehr merkwürdigen der judenchristlichen Apocalyptik angehörenden Schriftstückes aus dem Anfange des zweiten Jahrhunderts, genannt «Die Testamente der 12 Patriarchen», lieferte mir diese Bibliothek einen wichtigen Beitrag.[2] Neben diesen Arbeiten hatte ich noch Anderes, zum Theil aus den im Laufe der Zeit verdorbenen und deshalb beiseite gelegten Hand-

---

[1] Die ganze Abschrift fügte ich der so eben genannten «Notitia» an, wo sie S. 76 bis 122 steht.

[2] Die Literatur besitzt bis jetzt eine einzige und höchst mangelhafte Bearbeitung dieser Schrift nach ihrem griechischen Originaltexte, geflossen aus unzuverlässiger Benutzung der beiden Handschriften zu Cambridge und zu Oxford. Ausser diesen und der zu Patmos scheint keine weiter auf unsere Zeit gekommen zu sein. Alle drei haben grosse Besonderheiten. In den nächsten Jahren hoff' ich den ganzen Textbestand zu veröffentlichen.

schriften, dem täglich wachsenden Wohlwollen des Bischofs zu verdanken. Eben damals hatte man die Anfertigung eines trefflichen Katalogs in Angriff genommen, sowie auch die Veröffentlichung der interessantesten alten Documente des Klosters. Der gelehrte Bibliothekar Johannes Sakkelion, der damit betraut war, wird dadurch eine sehr verdienstliche und willkommene Arbeit von der einsamen Johannisinsel in die weite Welt ausgehen lassen.

Gestiftet wurde das Kloster im 11. Jahrhundert unter der Regierung und der besonderen Gunst des Kaisers Alexius Komnenus, von einem ohne Zweifel durch seine Frömmigkeit ausgezeichneten und auch um die handschriftliche Ausstattung seines Stiftes ernstlich besorgten Mönch aus dem Kloster Latros bei Milet, Namens Christodulos. Christodulos fand damals keine Bewohner auf der Insel, wol aber noch eine Marmorstatue der Diana, deren Cultus ehedem hier geherrscht; sein erstes Missionswerk war dass er sie zertrümmern liess. Als ein Geschenk von Alexius Komnenus wurde mir unter Anderem ein sehr sinnvoll ausgeführtes Brustbild des greisen Johannes gezeigt.

Aber auch ausserhalb der Mauern des Johannisklosters bietet die Insel des Interessanten genug. Ich nannte sie vorher selbst die Johannisinsel. Und wer wüsste nicht was zu Anfang der Offenbarung steht, dass auf derselben Insel Patmos, am Tage des Herrn, der Herr seinen Seher, den christlichen Propheten geweiht? Ausserdem sagt die von Eusebius und Hieronymus vollkommen anerkannte Ueberlieferung der ersten christlichen Jahrhunderte aus, dass derselbe heilige Seher als greiser Bischof von Ephesus

auf längere Zeit von Domitian nach Patmos in die Verbannung geschickt worden sei, wodurch die Stelle der Apocalypse noch ein besonderes Licht erhält. Die Erinnerung an Johannes bildet denn auch jetzt noch den Mittelpunkt des religiösen Lebens auf der Insel. Man betrachtet sich gleichsam als eine Colonie des Johannes; sein Gedächtniss wird nirgends öfter und inniger als hier gefeiert. Die Felsengrotte, betrachtet als die Einsiedlerwohnung des Apostels, als er die Offenbarung empfing, ist zu einem Kirchlein ausgebaut, wo mehrmals des Jahres ein auf die gefeierte Thatsache bezüglicher Gottesdienst gehalten wird.[1]

Eine fortwährende Hebung des kirchlichen Lebens gewinnt die gegen 4000 Köpfe zählende Einwohnerschaft der Insel dadurch, dass das Johanniskloster in gewissem Sinne die Herrschaft der ganzen nur von griechischen Christen bewohnten Insel besitzt; in entschiedener Abhängigkeit von ihm fanden schon die ersten Ansiedelungen von Laien im 11. und 12. Jahrhundert statt, und noch jetzt zahlt das Kloster den grössten Theil des von der gesammten Insel aufzubringenden Tributs an die Pforte, sowie es auch neben seinen auswärtigen Besitzungen, z. B.

---

[1] Die Verbannung des Johannes nach Patmos bezeugen auch die sehr alten gnostischen Johannisakten, die zuerst in meinen Actis apostolorum apocryphis 1851 erschienen. Die nach Prochorus benannten, die einen viel grösseren Umfang haben und erst aus Bruchstücken bis jetzt bekannt sind, hab' ich aus acht alten Handschriften zur Herausgabe vorbereitet. In dieser Schrift, die jetzt noch auch zu Patmos hoch gehalten wird, spielt der wunderreiche Aufenthalt auf dieser Insel eine grosse Rolle.

auf Samos, auf Kreta, auf Santorin, die meisten Erträgnisse des Landes sein eigen nennt. Sämmtliche Klosterbrüder, vom Bischof bis zu den Subdiakonen, stammen von Patmos selbst; jede Familie betrachtet es als eine Ehre und als einen Vortheil, einen Repräsentanten im Kloster zu haben. Aus diesem Verhältnisse ergibt sich schon, dass auch die Familien unter sich enger verbunden leben als anderwärts. Dies ist um so nöthiger, um so erwünschter, da die Familienhäupter nicht selten durch Privatgeschäfte oder durch den Dienst der griechischen Regierung zu öfterer und längerer Abwesenheit veranlasst sind, so dass die Frauen einsam auf Patmos zurückbleiben. Diese einsamen Frauen pflegen mit besonderer Vorliebe den Strickstrumpf, und zur Vorliebe kommt der glückliche Erfolg; denn die vortrefflichen leinenen Strümpfe, von den eigenen Händen der Patignotinnen gefertigt, bilden die einzige commerzielle Specialität der Insel. Ausser dieser häuslichen Betriebsamkeit zeichnet die Patignotinnen eine liebenswürdige Sittsamkeit aus. Ohne auffällig schön zu sein, haben sie eine Frische des Teints, eine Lieblichkeit der Züge, eine Naivetät des Ausdrucks, die von keinem Fremden unbemerkt bleiben können. Zu meinem Bedauern kann ich nicht unternehmen, ihren eigenthümlichen Kopfputz und ihre Tracht überhaupt zu beschreiben; aber beides macht einen guten Eindruck.

Eines Tages geleitete mich einer der Priester in das Haus seiner Schwester, deren fünfzehnjährige liebliche Tochter seit kurzem glückliche Braut war. In dem stattlichen Empfangzimmer hingen Oelgemälde holländischer Meister, dergleichen sich mehrfach auf der Insel finden

und von dem früher gepflegten Verkehr mit Holland herstammen. Der Sitte gemäss wurden dem Gaste von Mutter und Tochter verschiedene Süssigkeiten dargebracht; beim Abschiede aber goss die Braut, auf den Wink des Onkels, das duftende Rosenwasser dem Scheidenden so reichlich über Kopf Gesicht und Kleidung, dass darin eine besondere Auszeichnung zu erkennen sein mochte.

Als ich fünfzehn Jahre früher auf wenig Stunden die Insel besuchte, lernte ich zwei hübsche Schwestern kennen, von denen im zweiten Bande meiner Reise in den Orient erzählt worden. Beide traf ich auch diesmal wieder; die eine, Namens Thalia, war umringt von einer Schaar blühender Kinder. Auch die andere Muse hatte Knaben und Mädchen in Fülle um sich. Man sieht daraus, dass die Insel zunächst wenigstens kein Aussterben zu befürchten hat. Und zu dem Segen, der auf den Insulanerinnen ruht, kommen die gesunden klimatischen Verhältnisse, die es möglich machen dass die Insel auf den Besitz eines Arztes verzichtet.

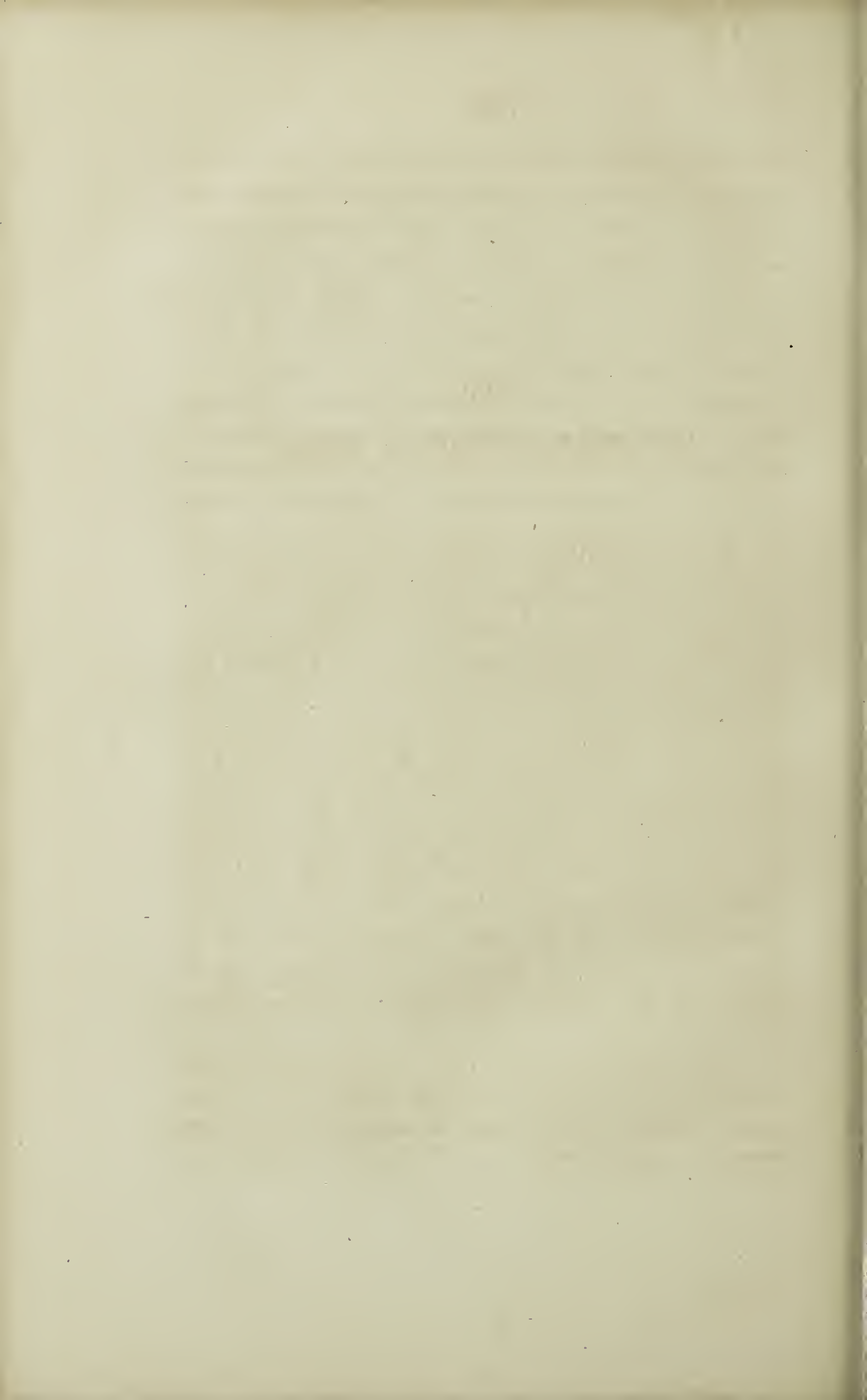
Die Aussicht, die von den Dächern des Klosters genossen wird, ist die schönste der Insel. Nach allen Seiten prangt das dunkle Blau des Meeres, dessen weite schöne Fläche nur von einigen einsamen Felsen unterbrochen wird. Grosse Fruchtbarkeit verräth ein Blick über das Eiland nicht; an mehreren Abhängen tritt in dem Gestein entschieden vulkanischer Charakter hervor; doch fehlt's auch nicht an Feld- und Gartenanlagen, wo unter Anderem der Oel- und Feigenbaum, Orangen, Citronen, Granaten gepflegt werden.

Mehrere Tage während meines Aufenthalts zu Patmos wurden die Meeresfluthen von so heftigen Winden bewegt, dass kein Schiff auszulaufen wagte. Um so freudiger begrüsste ich mit meinem Capitäne die Sabbathsruhe, die am Sonnabende, dem vorbestimmten Tage meiner Abreise, über den Hafen ausgegossen war. Der Bischof und alle diejenigen Klosterbrüder, mit denen ich in Berührung gekommen war, geleiteten mich mit wahrer Brüderlichkeit in früher Morgenstunde den langen felsigen Bergrücken hinab bis an das harrende Schiff. Ehe ich's bestieg, schickte noch Thalia, trotz der Spärlichkeit der Blumen auf der Insel, einen grossen prächtigen Strauss. Mit dem Gedanken, dass ich wol schwerlich einen dieser Freunde, die mich so gastlich und so liebreich bei sich aufgenommen, wieder sehen werde, schied ich von der theuern Johannisinsel, aber zugleich mit der Gewissheit, dass mich herzliche dankbare Erinnerungen noch oft dahin zurückversetzen werden.



Zu S. 346.

Patmos.



XXII.

Der glückliche Fund zu Smyrna.

Die handschriftlichen Schätze, die es mir abgesehen von der Sinaitischen Urkunde auf dieser Reise aufzufinden und nach Petersburg zu bringen gelang, machen zu einem guten Theile Anspruch darauf, zu den glücklichsten Resultaten solcher Forschungen gezählt zu werden. Dem Urtheile der Sachkenner liegt die öffentliche Rechenschaft darüber vor.[1] Weit entfernt diese Resultate meinem Verdienste zuzurechnen, muss ich im Staube die Hand verehren, die diese Vermächtnisse des hohen christlichen Alterthums in stillen Winkeln bewahrt und jetzt dem Lichte der Wissenschaft bestimmt hat. Von den glücklichen Fügungen, die ich dabei erfahren, wünsch' ich ein Beispiel zu geben. Es führt uns nach Smyrna, woher bekanntlich die schönsten und süssesten Früchte alljähr-

[1] Die Schrift trägt den Titel: Notitia editionis codicis bibliorum Sinaitici auspiciis imperatoris Alexandri II. susceptae. Accedit catalogus codicum nuper ex oriente Petropolin perlatorum etc. Lipsiae 1860.

lich zu uns herüberkommen, meines Wissens aber seit Jahrhunderten keine Bereicherung unseren Bibliotheken zu Theil geworden ist.

Mein erster Ausgang in Smyrna vor der Patmischen Reise sollte dem hochbetagten russischen Generalconsul gelten, den ich schon 1844 kennen gelernt. Irriger Weise betrat ich statt des russischen das österreichische Generalconsulat. Als sich der Irrthum aufklärte, befand ich mich bereits in Gesellschaft des Herrn von Steindl. Im Laufe des Gesprächs theilte mir derselbe mit, dass sich in den Räumen einer dortigen griechischen Kirche eine alte Handschrift befinde, über deren Inhalt und Werth noch Niemand Auskunft habe geben können. Sein Anerbieten, mich Tags darauf zur Schau und Prüfung dahin begleiten zu lassen, nahm ich dankbar an. Bei dieser Prüfung ergab sich's, dass es eine griechische Handschrift des 11. Jahrhunderts war, die den Pentateuch enthielt, mit Anschluss, wenn ich mich recht erinnere, der nächstfolgenden historischen Bücher. Besonders zeichneten sie aber zahlreiche hübsche Malereien aus, wie sie nur auf wenigen Pergamenten der genannten Zeit gefunden werden. Es waren bei dieser Schau Vorstände der betreffenden griechischen Gemeinde zugegen, und ich gab ihnen jede Auskunft, die sie wünschten.

Nachdem ich vierzehn Tage später von Patmos zurückgekehrt war, geleitete mich der gütige Geistliche der jungen deutsch-evangelischen Gemeinde zu Smyrna in die vortrefflich geleitete, emsig gesuchte und sichtlich gesegnete Pensions- und Lehranstalt des evangelischen Diakonissenhauses, wo eben die Jahresprüfungen der weib-

lichen Zöglinge abgehalten wurden und manche Leistungen, besonders die musikalischen, auf drei doppelt besetzten Pianos ausgeführt, Anerkennung und Bewunderung verdienten. Der Rückweg führte uns bei derselben Kirche vorbei, wo jene griechische Handschrift lag. Beim Vorübergehen trat mir einer der genannten Kirchenvorstände in den Weg, um mich über eine andere Handschrift zu befragen, die er unterm Arme trug. Als ich sie aufschlug, erkannte ich zu meinem Erstaunen einen griechischen Unzialcodex der vier Evangelien aus dem neunten Jahrhunderte. Die Verwunderung darüber, dass eine so seltene und kostbare Bibelurkunde auf einem Spaziergange durch Smyrna so plötzlich ans Licht treten konnte, begleitete mich nach Hause, zugleich aber der Wunsch, sie sofort wissenschaftlich zu nützen und, wenn es irgend möglich wäre, für meine in hohem Auftrage unternommene Sammlung zu gewinnen.

Am nächsten Morgen that ich in Begleitung eines deutschen Kaufmanns, dessen Zuverlässigkeit mir verbürgt war, Namens Louis Meyer, den ersten Gang darnach. Hierbei erfuhr ich dass die Handschrift in Privatbesitz war; um so mehr schien ihre Erwerbung möglich. Ich entlieh sie zunächst zu näherer Untersuchung. Durch diese Untersuchung in meiner ersten Auffassung vom hohen Werthe der fast vollständigen Handschrift bestärkt, liess ich durch Freundesvermittlung weitere Schritte thun. Ich war bereit eine anständige Summe auf den Ankauf zu verwenden; sollte jedoch das Metall seiner Anziehungskraft ermangeln, so wollt' ich zu einer Darbringung an den hohen kaiserlichen Herrn veranlassen, in dessen

Dienste meine Reiseforschungen standen. Bald zeigte sich's, dass auf dem ersten Wege nichts erreichbar war; der Besitzer zählte zu den reichen Griechenfamilien Smyrna's. Die Aussicht des Erfolgs, die der zweite Weg bot, wurde dadurch geschmälert, dass sich die Handschrift seit einem Jahrhunderte als Familieneigenthum nachweisen liess und dadurch für die fromme Frau vom Hause, so wenig sie sich um ihren Inhalt kümmerte, zu einer theueren Reliquie geworden war; als solcher war ihr sogar eine Stelle über ihrem Gebetstische angewiesen worden. Die fromme Frau hatte das entscheidende Wort im Familienrathe, und es fiel nicht zu Gunsten meines Antrags aus. Aber dieselbe Frau war auch Mutter, sie hatte einen einzigen Sohn. Das Mutterherz war zur Hingabe des Schatzes entschlossen, vorausgesetzt dass der Erbbesitzer der Handschrift als der Darbringende an den hohen Herrn erscheinen könnte, auch für den Fall dass das Opfer der Pietät durch kaiserliche Gnade geehrt werden sollte. Der junge Mann, der allgemein des besten Rufes genoss, weilte damals in England. So viel ich meinestheils absehen konnte, lag in diesem Vorschlage nichts Ungeeignetes; seine Verwirklichung wurde aber noch an die ausdrückliche Einwilligung des Entfernten gebunden. Da diese Einwilligung vor drei Wochen nicht eintreffen konnte, und das Sprichwort: Interim fit aliquid, bei einem solchen Verzuge gar zu leicht zu unerwünschter Anwendung kommt, so fiel es mir schwer am Abende desselben Tages, wo diese Uebereinkunft angebahnt worden, es war der vierte Tag nach der Begegnung auf der Strasse, den Hafen von Smyrna zu verlassen.

Noch nachtragen muss ich, dass einige Jahre früher ein griechischer Gelehrter über dieselbe Handschrift befragt worden und dass sein Urtheil ganz gegen einen wissenschaftlichen Werth ausgefallen war. Dies ist die andere Seite des Mangels an paläographischem Wissen. Zu Ladakia hat die Unkenntniss zur Verehrung des Werthlosen geführt, hier zur Missachtung der Perle. Die letztere Form ist die vorzugsweise vertretene; sie hat leider oft schlimmere Folgen als hier gehabt.

Der Gang meiner Angelegenheiten zu Kairo veranlasste mich wider Absicht und Berechnung am 10. August nach Constantinopel abzureisen. Als wir am 13. im Hafen von Smyrna vor Anker gingen, konnte der Termin für jene Antwort aus England eben abgelaufen sein. In der That traf an demselben Tage, einem Sonntage, die erwartete Antwort bei der Familie ein, und am nächsten Morgen wurde ich aufs Angenehmste durch die Nachricht überrascht, dass die Handschrift zu meiner Empfangnahme bereit liege. Am Abende verliess das Dampfschiff Smyrna wieder; es zählte unter seinen Passagiergütern auch das tausendjährige Evangelienbuch, das wenig Monate später huldreichst entgegengenommen wurde und seitdem die handschriftlichen Schätze der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg vermehrt hat.

Unter den Urkunden für den Originaltext der Evangelien, deren Gesammtzahl gegen achthundert beträgt, besass vorher die christliche Literatur Handschriften von ähnlicher Vollständigkeit und ähnlichem Alterthume nicht mehr als acht, zerstreut in den europäischen Metropolen der Wissenschaft, während nur vier desselben Umfangs

in eine noch um Jahrhunderte frühere Zeit hinaufreichen. Unter den letzteren glänzt an erster Stelle der Sinaitische Codex; die achte unter den ersteren ist gleichfalls erst durch meine morgenländischen Forschungen bekannt geworden.

XXIII.

Die Angelegenheit des Codex.
Reise nach Constantinopel.

Bei meinem Weggange von Kairo in den ersten Tagen des Mai war mir die Aussicht eröffnet worden, dass nach Verlauf von drei Monaten die beabsichtigte Schenkung der Sinaitischen Handschrift zur offiziellen Verhandlung unter den stimmberechtigten Mitgliedern des Klosters reif sein werde.[1] Demgemäss war ich vor Ablauf des Monats Juli in Kairo zurück. Die Verhältnisse hatten sich aber unterdessen wider Wunsch und Erwartung gestaltet. Von Seiten desjenigen Kirchenfürsten, der nach altem Brauche die Weihe des Erzbischofs vom Sinai vollziehen sollte, waren Einwendungen gegen die Giltigkeit der von den Klosterbrüdern vollzogenen Wahl hervorgetreten. In Folge davon war die offizielle Anerkennung des Neuerwählten weder seitens der Hohen Pforte noch durch den Vicekönig von Aegypten erzielt worden. Ein Rück-

[1] Vergl. oben Abschnitt XV. S. 150.

schlag davon musste die Angelegenheit der Schenkung treffen; den Verhältnissen des Klosters fehlten die Vorbedingungen einer legalen Verhandlung darüber. Fünf Abgeordnete des Klosters, darunter auch der Prior der mich am Sinai empfangen,[1] weilten seit Monaten in Constantinopel, um bei der Hohen Pforte wie beim dort residirenden Patriarchen die völlig regelrecht vollzogene Wahl ihres Erzbischofs zur Anerkennung und Geltung zu bringen. Der Neuerwählte selbst war zu edel gesinnt, um zu anderen Mitteln als seinem guten Rechte seine Zuflucht zu nehmen.

Bei so bewandten Umständen erschien es mir am gerathensten, auch meinerseits nach der türkischen Hauptstadt zu gehen, um mit eigenen Augen zu sehen welche Aussicht daselbst die gerechte Sache der Sinaiten gegen die ihr gewordene Beeinträchtigung habe. Von den besten Wünschen und Segnungen des Klosters geleitet, reiste ich zum zweiten Male von Aegypten ab und traf am 17. August in Constantinopel ein.

Desselben Tages noch führte mich ein türkischer Dampfer durch den Bosporus, die herrlichste Seestrasse der Welt, nach Bujukdere, wo ich wenige Tage später als Gast des Fürsten Lobanow, der mit der Liebenswürdigkeit des Charakters und der Gewandtheit des Diplomaten grossen Geschmack und Eifer für Kunst und Wissenschaft vereinigt, im Sommerpalais der russischen Gesandtschaft meinen Aufenthalt nahm.

---

[1] Vergl. oben S. 72.

XXIV.

Erinnerungen von der grossfürstlichen Reise nach Constantinopel.

Besuch der Grossfürstin im Harem des Sultans.[1]

Anstatt der lockenden Versuchung zu folgen, die vielen Beschreibungen und Schilderungen Constantinopel's, des unerschöpflichen, durch eine neue zu vermehren, füg' ich den Erinnerungen der grossfürstlichen Reise nach dem gelobten Lande noch einige Andeutungen von den Erfahrungen der erlauchten Reisenden am Hofe des Sultans bei; nur muss ich auf Nachsicht für meine flüchtige Skizzirung rechnen.

Nach der Abfahrt von Jaffa, am 23. Mai,[2] besuchte die Flotille des Grossfürsten Beirut und Smyrna. Zwischen beiden berührte sie Rhodus, zweihundert Jahre lang Sitz der edlen Ritter von St. Johann, Patmos die liebliche stille Johannisinsel, Samos die Heimath des Pytha-

[1] Es wurden hierzu Aufzeichnungen von hoher Hand benutzt.

[2] Vergl. oben S. 287.

goras, wo auch noch Ruinen von der Burg jenes allzu glücklich gepriesenen Polykrates stehen, Chios, berühmt durch seinen Wein, unsterblich durch seinen Homer. Nach diesen schönen und glücklichen Wanderungen im griechischen Archipelagus gelangte sie, die Gestade von Troja vorüber, durch die Strasse der Dardanellen am 6. Juni in die Gewässer von Constantinopel. Hier zeichnete vom ersten Augenblicke an bis zum letzten der Padischah seine hohen Gäste durch solche Aufmerksamkeiten aus, wie sie schwerlich jemals früher am türkischen Hofe vorgekommen sind. Es schien als ob die Etikette des Grossherrn für diesen Besuch völlig aufgehoben worden sei.

Nachdem das Geschwader vom Kanonendonner der Batterien und der Kriegsschiffe begrüsst, auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Fuad Pascha und der Admiral Mehemet Ali Pascha am Bord des Gromoboi erschienen waren, stiegen Ihre Kaiserlichen Hoheiten für wenig Minuten am Kiosk von Tophana aus, wohin sich der Sultan zu ihrer Bewillkommnung verfügt hatte. Er empfing seine Gäste am Fuss der Treppe des Pavillons. Derselbe Kiosk sowie der von Therapia und das an den Ufern des Bosporus gelegene Schloss Emirghian war dem Grossfürsten während seines Aufenthalts zu Constantinopel zu ausschliesslichem Gebrauche überlassen.

Erst am nächsten Morgen vertauschte der Grossfürst die Fregatte mit dem genannten Schlosse, dessen Räume prachtvoll hergerichtet worden waren; Kiamil Bey der Einführer der Gesandten und der Admiral Mehemet Pascha empfingen ihn daselbst und blieben seiner Person attachirt. Aber schon an diesem ersten Tage des Nach-

mittags überraschte auch der Sultan selbst das grossfürstliche Paar. Nachdem er sich bei der Grossfürstin erkundigt, ob sie die getroffenen Einrichtungen nach ihrem Geschmacke finde, kündigte er ihr im Voraus eine Einladung zu einem Diner in seinem Harem an.

Das besondere Musikcorps des Sultans war zu regelmässiger Tafelmusik in Emirghian angewiesen; sein Repertoire war zwischen europäischen und türkischen Stücken getheilt.

Am nächsten Tage, Mittwochs, empfingen Ihre Kaiserlichen Hoheiten den Grossvezir und andere der höchsten türkischen Würdenträger, sowie das diplomatische Corps; Tags darauf die drei griechischen Patriarchen von Constantinopel, von Jerusalem und von Antiochien, sammt den bischöflichen Mitgliedern des heiligen Synod; desgleichen die hohe armenische Geistlichkeit, ihren Katholikos an der Spitze. Eine Stunde später, nachdem inzwischen dem Grossfürsten die diamantenen Insignien der Medschidie und der Grossfürstin ein diamantenes Armband mit einem grossen Smaragd in der Mitte, geziert mit der Inschrift: Jadigiar («Andenken»), im Auftrage des Sultans überreicht worden war, folgten die Damen des diplomatischen Corps.

Der erste Ausflug nach Stambul galt der Aja Sofia, jener Krone der Justinianischen kirchlichen Prachtbauten, die noch immer der Bewunderung eines jeden Auges gewiss ist. Die jüngsten nachbessernden Arbeiten daran haben ihren überwältigenden Eindruck nur noch gehoben.

Am Donnerstage fand die Erwiderung des Besuchs

des Grossherrn statt; kostbare für diesen Zweck erst angefertigte Equipagen waren der Grossfürstin zur Verfügung gestellt. Gleich darauf unternahmen die hohen Reisenden auf reichgeschmückten Rossen einen Ritt durch die Stadt; ein Bataillon Garde gab ihnen dabei auf beiden Seiten des Wegs das Geleit.

Am Freitag überbrachte Kiamil Bey der Grossfürstin für den nächsten Tag die Einladung zum Diner im kaiserlichen Harem. Es war wahrscheinlich die erste Einladung dieser Art seit dem Bestande eines grossherrlichen Harems zu Constantinopel. Seit 1718, wo Sultan Achmed für die geistreiche und von ihm selbst geschätzte Lady Montagu eine Ausnahme machte, ist dieser Harem wol überhaupt von keinem fremden Fusse betreten worden.

Am Sonnabend Nachmittags um 6 leistete Ihre Kaiserliche Hoheit der Einladung Folge, während sich zu gleicher Zeit der Grossfürst mit seinem Gefolge zu einem Diner, zu dem auch das diplomatische Corps gezogen war, in die Gemächer des Sultans begab. Der Sultan selbst war dabei der Sitte gemäss durch den auswärtigen Minister Fuad Pascha vertreten.

Die ausserordentliche Ehre, welche der Sultan durch diese Einladung der Grossfürstin Alexandra erwies, erheischte ihr eigenes Erscheinen in voller Gala. Empfing doch bei dieser Gelegenheit der kaiserliche Harem, für welchen luxuriöser Glanz und Hoheit unzertrennlich scheinen, den ersten Begriff von einer europäischen, von einer kaiserlich russischen Prinzessin. Sie erschien daher in der reichsten Toilette, mit Diamanten Rubinen und Per-

len bedeckt, und noch überdies mit dem grossen Bande des St. Katharinen-Ordens geschmückt.[1]

Ein heftiges Gewitter hatte sich eben entladen, als die hohen Gäste des Sultans in einem zierlichen Kajik, einem Geschenke desselben, von Emirghian nach der grossherrlichen mit dem grössten Luxus ausgestatteten Residenz Beschiktasch fuhren. Seine türkische Majestät wartete unten an der Treppe des Palastes; die russische Nationalhymne klang den Ankömmlingen entgegen, Fuad Pascha und andere Minister gingen bis zum Kajik. Die genannte Treppe führt zunächst zu einer auf Säulen ruhenden Halle, deren ganze Kuppel mit Rubinglas gedeckt ist. Das Licht, das sie auf die Marmorstufen und auf

---

[1] In der Voraussetzung, dass es manchen Leserinnen eine willkommene Vervollständigung des Bildes, das wir versuchen, bieten wird, füg' ich, wenn auch nur französisch, die genauere Beschreibung dieser Toilette bei. S. A. I. portait une robe avec une grande jupe en dentelles blanches recouvrant une jupe bleue relevée à la Pompadour, qui tombait sur une autre jupe blanche formant des colonnes de dentelles, posées sur des rubans bleus claires. Chaque couture de corsage était recouverte de rubis, turquoises et diamants. Des étoiles en turquoises et diamants, posées à petite distance sur une large tresse de cheveux, formaient une auréole, derrière laquelle était posé en forme de couronne un diadème en rubis et diamants. Sur le chignon de la tresse était posé encore des branches de rubis et de diamants retombant comme en pluie sur la nuque. Sur le cou S. A. I. portait de gros chatons et quatre longs rangs de perles qui retombaient jusqu'à la ceinture du corsage, qui tout entier était couvert de broches de rubis, diamants et turquoises. Les noeuds de la jupe Pompadour étaient retenus par de gros chatons.

die glänzendweisse Halle fallen lässt, macht einen magischen Effekt. Der grosse aufs Reichste und Geschmackvollste ausgestattete Audienzsaal, von dessen Decke der vor wenig Jahren zu Paris bewunderte, in zehntausend Lichtern flammende Kronleuchter herabhängt, war bereits vom diplomatischen Corps besetzt. Nach kurzem Verweilen daselbst führte der Sultan die Grossfürstin, begleitet von ihrem zehnjährigen Sohne Nicolaus, von der Gräfin Kamarofsky und Frau von Tschitscherin, in den Thronsaal, wo sich die hohen türkischen Frauen um den Thron versammelt hatten. Der Sultan stellte zuerst seine Schwester und Töchter vor, die geborenen Sultaninnen, dann seine eigenen den Titel der Kadinen führenden Frauen und seine vier Söhne. Auf eine Thür zeigend, sagte er hierauf: Voici, Madame, le Harem! und verschwand. Er ging seinerseits zu seinem einsamen Diner, wozu ihn alltäglich die Etikette verurtheilt; selbst keine seiner Frauen hat je sein Mahl getheilt oder ihn auch nur speisen sehen.

Auf das Wort des Sultans waren die geheimnissvollen Räume ihres unverletzlichen Siegels entkleidet, die Grossfürstin betrat den Harem. Die Oberhofmeisterin, die Vorsteherin des ganzen Heiligthums,[1] schritt voraus, die Sultanin-Schwester mit der Grossfürstin folgte ihr. Zwei Armenierinnen, ebenso gewandt im französischen wie im türkischen Ausdrucke, verdolmetschten alle Gespräche. Mit dem Eintritt in den Harem begann eine Wanderung durch zahllose Zimmer, denen das blaue Glas der Fenster

[1] Das Wort Harem selbst bedeutet heilig.

einen mysteriösen Anstrich gab. Die auf zweitausend Köpfe geschätzte Bevölkerung des Harems, zum guten Theile Griechinnen und Armenierinnen, mochte fast vollzählig in diesen ächtorientalischen Gemächern versammelt sein; es konnte nicht fehlen dass sie den Eindruck einer fabelhaften Feenwelt auf die fremden Gäste machten. Nicht minder merkwürdig und erstaunlich war aber ihre eigene Erscheinung in den Augen dieser von Welt und Leben so streng abgeschlossenen Lieblinge und Sklavinnen des Sultans; ihre Neugierde stritt fortwährend mit ihrem Respekte; der letztere konnte jedoch nicht verhindern dass sie sich allenthalben um die hohe Frau drängten, die gleicherweise durch ihre Schönheit wie durch ihren fürstlichen Glanz imponiren musste.

Endlich gelangte man in einen grossen prächtigen Saal, wo das Unglaubliche zur Wirklichkeit geworden: es war daselbst die stattlichste Truppe Militärmusik aufgestellt. Ihre Uniform bestand aus rothen reich mit Gold verbrämten Waffenröcken und weissen Hosen; auf dem Kopfe trugen sie das rothe Fes mit herabhängender goldener Quaste. Der ersten Ueberraschung, inmitten dieses abgeschlossenen Frauenheiligthums ein munteres Soldatencorps zu finden, folgte die zweite, als sich's ergab, dass die schmucken Musikanten kunstgeübte Mägdlein des Harems waren.

An den grossen Musiksaal stiess ein anderer kleinerer, in welchem eine elegante Tafel ganz nach europäischer Art gedeckt war. Die Grossfürstin nahm zur Rechten der Sultanin-Schwester Platz, der junge Grossfürst zu ihrer Linken. Zur Rechten der Grossfürstin setzte sich

die erste Kadine, eine schöne Circassierin, deren blühende Erscheinung nicht entfernt ein Alter von vierzig Jahren verrieth. Ihre Schönheit machte sich um so bemerklicher, da in der grossen Zahl der anwesenden Frauen und Mädchen, ausser der einen Tochter des Sultans, keine einzige mit ihr wetteifern konnte; dagegen war vielen der Mai des Lebens mit seinem Blüthenschmelze sichtlich fern geblieben, oder er hatte ihnen bereits abgeblüht. Die zweite Frau des Sultans, die Mutter Murad Effendi's des ältesten Prinzen, setzte sich neben den Grossfürsten Nicolaus. Die Oberhofmeisterin und die vier Töchter des Sultans nahmen gleichfalls an der Tafel Platz, sowie auch die beiden Damen der Grossfürstin. Die türkische Toilette hatte den grössten Reichthum an Diamanten entfaltet; besonders strahlte am kleinen Finger der Fürstinnen ein immenser Solitär.

Die Oberhofmeisterin bekleidet zwei hohe Aemter in diesem Kreise: sie hat die Aufgabe den ganzen kleinen Staat zu regieren und eintretende Vacanzen auszugleichen. Die erstere Aufgabe ist trotz des Mangels an Demokraten nicht leicht; Blüthenbäumchen, einander so nah gepflanzt, zerschlagen sich allzu gern die Aeste. Die zweite Aufgabe ist mit offenbarer Verantwortlichkeit verknüpft; denn die Frauen, die sie für den Sultan auswählt, hat sie doch auch höchsten Orts zu vertreten. Trotz dieser Verantwortlichkeit sagte sie durch Dolmetscher-Vermittlung keck zur Grossfürstin, sie sei sehr unglücklich dass die Grossfürstin schon verheirathet sei; denn andernfalls würde sie dieselbe als die schönste der Frauen, die sie je gesehen, unfehlbar für den Sultan erkoren haben. Die Gross-

fürstin, um die Antwort nicht verlegen, entgegnete ihr, sie sei im Gegentheil sehr glücklich schon verheirathet zu sein; denn sie besitze einen Gatten, den sie sehr liebe. Das gute Wort fand eine gute Aufnahme. Begreiflicher Weise bot die Grossfürstin selbst den entzückten Frauen, bei ihrer Sicherheit vor Concurrenz, das schönste und liebste Thema. Ihre Nachbarin, die Circassierin, nannte sie die Perle der Fürstinnen, und pries sich mit den anwesenden Prinzessinnen glücklich, dass der Sultan gerade ihr so ausserordentlicher Weise den Besuch seines Harems gestattet habe.

Während der Tafel kamen die vielen Sklavinnen, vorzugsweise so genannt, obschon in ihrem Hofrange sehr verschieden und der höchsten Aufrückung fähig, abwechselnd in den Speisesaal; sie waren alle weiss gekleidet; manche unter ihnen, wol um das Bild des Harems zu vollenden, trugen ganz kleine Kinder auf dem Arme. (Ländlich, sittlich.) Sie begnügten sich aber keineswegs mit der Schau aus respektvoller Entfernung; vielmehr kam eine nach der andern an die Grossfürstin heran, mit der Frage ob sie gestatte, dass man sie nach Belieben ansehe. Weiter ging ihr Muth gegen die begleitenden Damen der Grossfürstin; diese gestatteten sie sich, wol um sich von ihrem Fleisch und Blut zu überzeugen, mit den Fingerspitzen zu berühren.

Die mitspeisenden hohen Damen selbst gewannen während der Tafel ihre volle Heiterkeit. Das Diner war zugleich ein Examen für sie; vierzehn Tage lang hatten sie sich geübt mit Gabel und Messer zu speisen, was ganz ausser ihrer Gewohnheit lag. Mit kindischer Freude zeigten sie daher die neuen funkelnden Waffen der Tafel

den Dienerinnen und Zuschauerinnen im Hintergrund. Aber das Examen selbst hatte einen abfälligen Ausgang; die angespiessten Köstlichkeiten fielen fast ohne Ausnahme unter den Tisch. Dennoch bedurfte es vieler Bitten seitens der Grossfürstin, um die Damen zu bewegen anstatt der fremdartigen Neuerung ihre eigene Sitte walten zu lassen. Als dies endlich geschah, war ihr Geschick im Gebrauche der einfachen Naturmittel für die russischen Gäste ebenso bewundrungswürdig, als ihr Misgeschick im Fache der Kunst offenkundig geworden war.

Der gastronomische Charakter des Diners theilte sich zwischen Ost und West; es hatte eine europäische und eine türkische Folge von Gerichten. Auch an den letztern liess sich die Schmackhaftigkeit rühmen, mit Ausnahme der mancherlei süssen Gerichte.

Von der mannigfaltigsten Art waren die bei der Tafel den hohen türkischen Damen von ihren Untergebenen geleisteten Dienste. Sie zogen ihnen die Handschuhe aus, befächelten sie mit dem Fächer, wuschen ihnen die Hände; sie waren fortwährend jedes Winkes gewärtig.

Die Tafelmusik fiel zu grosser Befriedigung der europäischen Kritik aus; auch Stücke aus der Mozart'schen Oper: Die Entführung aus dem Serail, kamen zur Ausführung. Sie dauerte ohne eine einzige Pause, so lange die Tafel währte. Doch war sie es nicht allein, die den Blüthenhain klangreich machte; es fehlte ihm auch an den eigenen mehr als zwitschernden Stimmen nicht.

Nachdem schon eine Zeit lang nur noch servirt, nicht auch gegessen worden war und das gegenseitige Schaugericht entschieden die Oberhand gewonnen hatte, fragte

die Oberhofmeisterin bei der Grossfürstin an, ob sie nicht mehr serviren lassen solle. Da diese Frage sehr erwünscht kam, so erhob sich die fürstliche Tischgesellschaft und begab sich in den umfangreicheren Musiksaal. Hier eröffnete ein Chor von weissgekleideten Mädchen vor der Grossfürstin, die sich mit den Fürstinnen ans Fenster gesetzt hatte, nationale Tänze. Während dieser Tänze fiel plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag, der Fenster und Herzen erzittern machte. Der Blitz hatte unmittelbar unter den Fenstern in den kleinen ganz von Eisen gebauten russischen Dampfer Pruth geschlagen, auf welchem die Offiziere der Fregatte zum kaiserlichen Diner gekommen waren. Das Ereigniss stimmte zum Ausserordentlichen des Tages; zum Glücke fiel ihm unter der Mannschaft des Schiffes kein Leben zum Opfer.

Eine halbe Stunde später kam die Botschaft, der Sultan werde bald erscheinen um seinen hohen Gast abzuholen. Se. Majestät kam wieder bis in den Thronsaal, wohin die Fürstinnen der Grossfürstin mit ihrem Sohne das Geleit gaben. Sie verabschiedete sich und ging am Arme des Sultans in den Audienzsaal zurück, wo die sämmtlichen Gäste des Tages versammelt waren. Der Sultan geleitete das grossfürstliche Paar die Treppe hinab, das die Rückfahrt nach dem Bosporus antrat. Der nächtliche Gewitterhimmel hatte sich aufgeklärt; ein silberheller Mond spiegelte sich in den stillen tiefblauen Fluthen und beleuchtete zauberisch die vielbesungenen Ufer des Bosporus. Da die Fahrt stromaufwärts ging, so wurde erst nach anderthalb Stunden gegen Mitternacht das Schloss Emirghian erreicht.

Den Montag darauf hatte der Sultan im unermüdlichen Eifer für seine hohen Gäste zu einer neuen in den Annalen des Serails unerhörten Ausnahme von der Regel ausersehen. Das grossfürstliche Paar nebst dem jungen Prinzen fuhr ohne alles Gefolge im Kajik nach den «Süssen Wassern» von Asien. Dort erwartete sie der Sultan im Garten vor dem Kiosk; er war gleichfalls ohne Begleitung. Auch eines Dolmetschers bediente er sich nicht, da er des französischen Ausdrucks vollkommen mächtig war. Nachdem er ihnen das reizende kleine Palais, das die Grossfürstin einer bonbonnière verglich, in seinen Einrichtungen gezeigt hatte, führte er sie zu einem Frühstück. Es war für vier Personen gedeckt; der Sultan speiste demnach mit seinen drei grossfürstlichen Gästen ganz allein. Es soll das erste Mal in seinem Leben gewesen sein, dass er Glied einer Tischgesellschaft war. Auch die europäische Gabel wusste er zu handhaben, wenngleich ersichtlich war dass sie nicht zu seinem alltäglichen Gebrauch gehörte. Als ihm die Grossfürstin bemerklich machte dass seinen Gästen recht wohl bekannt sei welche grosse Ausnahmen er für sie mache, erwiderte er: J'en suis heureux; cela sera un souvenir pour la vie pour moi.

Für den Abend hatte er ein Gala-Theater angeordnet. Das Theater, nicht weit von Beschiktasch, stimmt bei allem guten Geschmack zum Luxus des kaiserlichen Hofes. Der Sultan sass mit dem grossfürstlichen Paare allein in seiner grossen Loge. Damen waren ausser der Grossfürstin und Frau von Tschitscherin im ganzen Theater nicht zu sehen. Als die Grossfürstin fragte ob

die Sultaninnen nicht erscheinen würden, befahl er sogleich ihr Erscheinen; doch war von ihnen hinter dem dichten Goldgitter ihrer Logen kaum mehr als die hervorschimmernden Brillanten zu bemerken. Die Vorstellung bestand aus einem Potpourri; ein Act aus Hernani machte den Anfang, eine türkische Pantomime den Beschluss. Der Sultan war äusserst heiter und gesprächig; zur grössten Verwunderung seiner Türken, die in diesem Ausnahmszustande ihre Blicke neugierig nach der Loge zu richten wagten, lachte er mehrmals laut auf.

Als im Gespräche die türkische Sitte der Vielweiberei berührt worden war, hielt er ihr nichts weniger als eine Lobrede. Er sagte wörtlich zur Grossfürstin: Voilà le Grand Duc est heureux; car il n'a qu'une femme qui est belle et bonne. Nous autres Turcs nous avons beaucoup de femmes, mais elles sont toutes laides. Auch pries er die europäische Sitte, dass die Frauen ihre Männer auf Reisen begleiten dürfen, und sagte zur Grossfürstin: Vous êtes heureuse, Madame, parce que Vous avez pu accompagner Votre auguste mari dans ses voyages. Unter den guten Wünschen, die er für seine Gäste äusserte, war auch der, dass ihre Kinder gedeihen möchten.

Nach dem Theater stellte er der Grossfürstin nochmals die Prinzessinnen vor, wobei er in Ermangelung der dolmetschenden Armenierinnen selbst den Dolmetscher machte. Bei der letzten Verabschiedung des grossfürstlichen Paares, die Tags darauf in Beschiktasch stattfand, stellte er ihnen auch seinen Bruder vor, der nach ihm den Thron zu besteigen hatte. Da der Grossfürst im Theater nach demselben gefragt hatte, so wollte der Sultan

auch diesen hinter der Frage vermutheten Wunsch nicht unerfüllt lassen, obschon bekanntlich ein türkischer Thronfolger vor Aller Augen verborgen bleibt. Er stellte ihn dem Grossfürsten mit den Worten vor: Je suis heureux de Vous présenter mon frère, avec lequel je suis aussi lié que l'est Votre Altesse Impériale avec Son frère l'Empereur de Russie.

An demselben Tage noch, den 14. Juni, verliessen die hohen Reisenden den Bosporus; der Dampfer Wladimir führte sie durchs schwarze Meer in drei Tagen nach Nikolajeff, wo sie nach neunmonatlicher Abwesenheit, nach einer erfahrungsreichen herrlichen Reise, den heimathlichen Boden wieder betraten.

XXV.

Das erreichte Ziel.

Die lieben Deputirten der Sinaitischen Brüderschaft hatten sich in ihrem Filialkloster im Fanar häuslich niedergelassen; sie harrten seit Monaten von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Seiten des Grossvezirs und Fuad Pascha's, in deren Händen ihre Angelegenheit vorzugsweise ruhte, auf eine gerechte Entscheidung ihrer gerechten Sache. Der dagegen von hoher geistlicher Seite geltend gemachte Widerspruch war mit so grossem Nachdrucke verbunden, dass die ganze Sache, je weniger sie unbemerkt bleiben konnte, desto peinlicher für die türkische Regierung werden musste. So sehr dieselbe die auf geschichtlichen und wohlverbrieften Rechten beruhenden Ansprüche der Sinaiten zu würdigen wusste, so wagte sie doch nicht dem Proteste des betreffenden in hoher Achtung stehenden Patriarchen zuwider einen endgiltigen Ausspruch zu thun. Sie hielt dafür, wie einst der kluge Gallio, römischer Landpfleger in Achaja, in den Verwicke-

lungen des grossen Heidenapostels mit den jüdischen Oberen, dass es nicht gerathen sei die weltliche Oberherrlichkeit in den geistlichen Conflikt entscheidend hineintreten zu lassen.[1] Ein eigenthümliches Schauspiel, charakteristisch nach mehr als einer Seite und in verschiedenem Sinne zeugnissvoll.

Bei der Verknüpfung, in die allmählich mein eigenes Anliegen mit der Herstellung des Klosterfriedens gerathen war, konnte ich kein gleichgiltiger Zuschauer sein. Nach fünf Wochen schien nichts mehr im Interesse des Klosters zu liegen, als dass der angefeindete edle Prälat persönlich in Constantinopel erschiene, um an die Gesammtheit des Heiligen Synod, aus Patriarchen Erzbischöfen und Bischöfen bestehend, die Schlichtung der Differenz anzulehnen. Dieser Rath, dieser Weg eröffnete für mich selbst nicht die Perspektive schneller Entscheidung. Was ich am 15. März nach Deutschland zur öffentlichen Kundgebung geschrieben hatte[2]: «Im Vertrauen auf die dem Unternehmen zugewandte hohe kaiserliche Gunst glaub' ich schon jetzt der gelehrten Welt die baldigste und des Objekts würdigste Veröffentlichung der Handschrift in Aussicht stellen zu können,» mit dem Zusatze dass man drei Jahrhunderte auf die Herausgabe der Vatikanischen Handschrift zu warten gehabt, auf die der Sinaitischen aber statt so vieler Jahrhunderte vielleicht nur ebenso viele Jahre zu warten haben werde: dies

---

[1] Vergl. Apostelgesch. 18, 15.

[2] Siehe Wissenschaftliche Beilage zur Leipz. Zeit. 1859. Nr. 31.

stimmte wenig zur Aufgabe des Stillehaltens und Abwartens.

Da kam mir der Gedanke eines Auswegs. Er bestand darin, dem Kloster die sofortige Uebergabe der Urkunde an mich vorzuschlagen, zu dem doppelten Behufe, sie nach Petersburg zu überbringen und unter kaiserlicher Protektion zur Herausgabe zu nützen. Fürst Lobanow billigte und unterstützte diesen Plan. Das zu dem Zwecke ausgefertigte Papier ging von der verlautbarten Absicht der Schenkung aus, trug aber den eingetretenen Verhältnissen volle Rechnung, indem es aussagte, dass das Original, als unbehelligtes Eigenthum des Klosters, in dem Falle dass unvorhergesehene Umstände die Ausführung der Schenkung beeinträchtigen sollten, nach stattgehabtem Gebrauche an dasselbe zurückzugeben sei.

So verliess ich den 22. September Constantinopel und war am 27. in Kairo zurück. Am Abende desselben Tages begrüsst' ich die Freunde im Kloster. Der neue Erzbischof hatte sich kaum von schwerem Krankenlager erholt. Mit vielen Briefschaften überreicht' ich auch das auf mein Anliegen bezügliche Papier. Es fand die erwünschte Aufnahme, und schon am Morgen des 28. legten die versammelten Prioren und Brüder die Handschrift in meine Hände. Ein von meiner Seite vollzogenes Dokument stellte fest, dass diese Uebergabe die Veröffentlichung des Textes in der schon näher bezeichneten Weise zum Zwecke habe.

Das Erreichbare war somit erreicht. Der gehobene Schatz konnte nun sofort, wie es die Pflicht gebot, in

zuverlässigster Weise dem Lichte der Wissenschaft geschenkt werden. Meine Dankbarkeit für das Vertrauen des Klosters musste um so lebhafter sein, da nunmehr allerwärts, auch zu Constantinopel und zu Kairo, bekannt worden war, welche Bedeutung nach meinem Urtheile die Sinaitische Handschrift beanspruchte. Indem das Kloster so bereitwillig und rückhaltslos zur unverweilten und genauesten Bekanntgebung des ältesten uns gebliebenen Zeugen für das ewige Wort des Heils die Hand bot, bewies es die edelsinnigste Achtung und Förderung christlicher Wissenschaft.

Eine so genaue Darlegung des Verlaufs der Sache war aus mehr als einem Grunde geboten. Sie enthält den Nachweis, dass der noch unbestätigte Erzbischof nicht entfernt eine seine Befugniss überschreitende Connivenz zur etwaigen Förderung eigenen Interesses geübt hat, wie denn auch wenige Monate nach seinem persönlichen Erscheinen zu Constantinopel sein volles Recht durch die vom Heiligen Synod selbst vollzogene Weihe zu glänzender Anerkennung gelangte.

Einen Monat nach der Abreise vom ägyptischen Boden, am 19. November, hatte ich die Ehre zu Zarsko Selo Ihren Kaiserlichen Majestäten die Handschrift vorzulegen. Noch vor Ablauf desselben Jahres ging ich unter allerhöchster Protektion an die Vorbereitungen einer so genauen typographischen Nachahmung des alten Originals, wie sie noch niemals unternommen worden ist. Dieser diplomatisch-kritischen Herausgabe, deren grösste in den vielen Tausenden alter Correkturen gegebene Schwierigkeit eine fortwährende Einsicht in die Hand-

schrift selbst unerlässlich macht, soll sobald als möglich auch eine deutsche Bearbeitung des Neutestamentlichen Theiles folgen. Einer getreuen Uebertragung der Offenbarungsurkunde nach der ältesten Handschrift, die uns die Vorsehung aufbewahrt, wie könnte ihr das allgemeine Interesse fehlen. Es soll damit zugleich ein Masstab geboten werden, um die in den verschiedenen Kirchen verbreiteten Texte daran zu prüfen. Hat bisweilen Parteieifer von verfälschten Bibeln in der Hand des Volkes gesprochen, so wird sich dieser Vorwurf nach der höchsten historischen Autorität, nach dieser goldenen Bulle der Textwissenschaft, unschwer bemessen lassen. Der Wahrheit, die allein ihres Sieges gewiss, wird sie nach links und rechts ein unbestochenes Zeugniss geben.

Nachtrag zu Abschnitt VIII: Der Sinai.

(S. 83 fgg.)

Der Druck des Buches hatte bereits den Sinai überschritten, als den Verfasser der Erzbischof vom Sinai mit einer Schrift beschenkte, die sich über die Geschichte des Berges und seines Klosters ausführlich verbreitet. Sie trägt den Titel: *Περιγραφη ἱερὰ τοῦ ἁγίου καὶ θεοβαδίστου ὄρους Σινᾶ* etc. etc. und wurde 1817 zu Venedig gedruckt. Zunächst wird darin die dem Gottesseher Moses gewidmete alljährliche Erinnerungsfeier beschrieben, mit Beifügung der Lebensgeschichte desselben. Darauf folgt die Gedächtnissfeier der heiligen Katharina, gleichfalls mit einem Lebensabrisse derselben. Nach vorausgeschickter Lobrede des Patriarchen von Alexandrien Gerasimos steht an dritter Stelle eine Abhandlung über den Namen, die Geographie und die Bewohner des Sinai, über den Bau des Klosters durch den Kaiser Justinian, über die arabischen Leibeigenen des Klosters, über die Gefahren die dasselbe im Laufe der Zeit zu bestehen gehabt. Hierauf wird das Kloster mit seinen Baulichkeiten und Ein-

richtungen beschrieben, desgleichen die heiligen Stätten des Berges und der Umgegend. Weiter folgen geschichtliche Aufzeichnungen über die Erzbischöfe des Klosters, die bis auf das Jahr 869 zurückreichen, mit einer Synodalschrift des Patriarchen Jeremias über das Sinaitische Erzbisthum, ferner Notizen über einzelne heilige Männer des Sinai. Aus dem letzten Theile der Schrift (S. 173 fgg.) ist ersichtlich, dass das Andenken der Märtyrer vom Sinai und von Raithu, gemäss der Beschreibung des h. Nilus, noch heutzutage mit besonderen Festandachten im Kloster gefeiert wird. Von besonderen Einzelnheiten sei nur erwähnt, dass S. 111 die Anlegung eines Thurmes am Fusse des Horeb und einer Marienkirche, die auch die Stätte des Busches und den Mosisbrunnen umfasste, auf die Kaisermutter Helena zurückgeführt wird, sowie dass S. 148 die Annahme vertreten wird, es sei zu Tor, dem ehemaligen Raithu, das israelitische Elim gelegen.

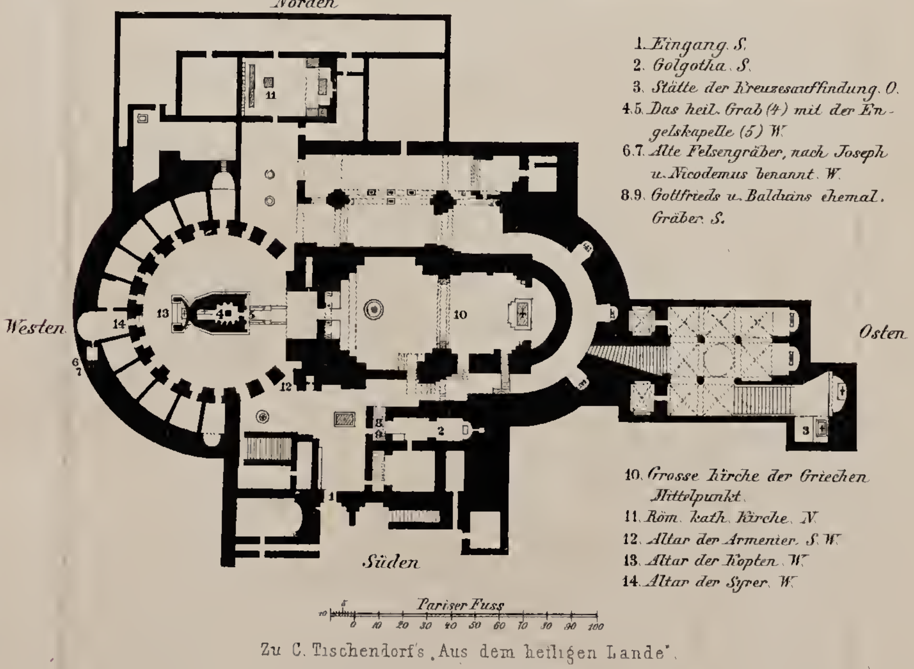
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

SINAI-HALBINSEL.





GRUNDRISS DER KIRCHE DES H. GRABES.



Zu C. Tischendorf's „Aus dem heiligen Lande".

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

